This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,741

PROPERTY
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

XII. BAND.

(DER NEUEN FOLGE II. BAND.)

MIT FÜNF TAFELN UND NEUN ABBILDUNGEN IM TEXTE.

WIEN.
CARL GEROLD'S SOHN.
1882.

v.12

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

I. Abhandlungen.

Seite

Andrée, Richard. Die prähistorischen Steingeräthe im Volksglauben 111

Berger, Stefan. Ueber die Fibula in Böhmen 155

Fligier. Thracicae Res 128

— Neue Beiträge zur alt-italischen Ethnologie . . 136

Heger, Franz. Grosser Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen. (Mit 1 Tafel) 80

— Merkwürdige Lanzen der Schilluk-Neger . . . 91

Heernes, Moriz. Holzgeräthe und Holzbau in Bosnien. (Mit 6 Abbildungen) 88

Jelinek, Bretislav. Die Verhandlungen der Anthropologischen und Archäologischen Section auf dem zweiten Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher in Prag am 26. bis 29. Mai 1882 144

— Ueber den Plešivec und seine nächste Umgebung in vorgeschichtlicher Zeit 145

Koudelka, Florian. Die „Todtengrotte im dürren Thal" bei Blansko in Mähren 93

Langer, C. Ueber Form und Lageverhältniss des Ohres. (Mit 2 Tafeln) 115

Luschan, Fel. v. Ueber eine Reise in Karien und Lycien 43

Maška, Carl. Ueber den diluvialen Menschen in Stramberg 32, 38

Much, M. Bericht über die II. Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 12., 13. und 14. August 1881 zu Salzburg . 1

— Ueber die nationale Stellung der Noriker . . 16, 24

— **Rudolf.** Ueber die Anfertigung der Steingeräthe 82

Müllner, Alfons. Ueber die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die Geschichte 55

Prinzinger, Aug. Die Keltenfrage deutsch beantwortet . 7

Schaaffhausen. Ueber die Mammuthzeit 61

Tischler, O. Ueber die Decoration der alten Bronzegeräthe 50, 54

Seite

Wankel, Heinrich. Ueber einen prähistorischen Schädel mit einer Resection des Hinterhauptes. (Mit einer Tafel) 123

Weisbach, A. Ein Makrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien. (Mit 2 Abbildungen) 77

Woldřich, J. N. Ueber den prähistorischen Haushund . 27

Wurmbrand, Graf G. Die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung 26

Zillner. Der Volksstamm der Noriker 8

II. Kleinere Mittheilungen.

Bartels. Bericht der ärztlichen Commission über den Kiefer aus der Šipka-Höhle 65, 66

Fligier. Zur Etruskerfrage 97

— Zur Archäologie Japygiens 99

— Tumuli bei Sardes 100

— Canarische Inschriften 100

— Paläolithische Funde in Aegypten 100

— Keltiberische und ligurische Inschriften . . . 100

— Das Hunnen-Grabfeld am Dobogó bei Keszthely (Ungarn), durchforscht von Prof. Dr. Wilhelm Lipp 161

— Kappadocische Inschriften 162

— Zur Somatologie der Franzosen 162

— Die wichtigen archäologischen Funde des Fräul. Sophie von Torma in Siebenbürgen 162

— Aus der Vorzeit des südlichen Tirol 163

— Die Ursitze der Semiten 163

— Hittitischer Cultureinfluss in Kleinasien . . . 164

— Die erste Entdeckung eines Steinzeitalters in Dalmatien 164

— Eine vorhistorische illyrische Venus 164

— Uralte Königsgräber in Paphlagonien 164

Fruhwirth, C. Ein Hausberg nächst Schwarzau . . . 160

Seite

G. Ueber die glaciale Flora und die Flora der Torfmoore. (Mit einer Abbildung) 104
Kopernicki, Isidor. Ueber die Dolichocephalen in slavischen Ländern 151
— Ueber die prähistorisch trepanirten Cranien aus Böhmen 157
Koudelka, Florian. Die Donnersteine als Medicin bei den mährischen Slaven 159
Marterer, A. Urnenfeld bei Hořeňoves 96
Mehlis, C. Zur Keltenfrage 25
Much, M. Ueber das Triquetrum 49
Ohlenschlager, Fr. Zur Keltenfrage in Norikum . . . 25
— Ueber die prähistorische Karte von Baiern . . 64
Ossowski, Godfried. Ueber die Erfolge der Erforschungen in den Höhlen aus der Umgebung von Krakau 154
Richter, E. Ueber Opanken aus dem prähistorischen Theile des Halleiner Salzwerkes 60
Sacken, E. Freih. v. Ueber einige neue Funde von Waatsch 61
Schaaffhausen. Zur Keltenfrage 23
— Zur Geschichte des Haushundes 32
— Ueber den Kiefer aus der Šipka-Höhle . . 39, 42, 68
Senoner. Zur Ethnographie Italiens 100
— Das Museo civico di Bologna 101
— Neue Funde in Südtirol 101
— Der tertiäre Mensch in Portugal 102
— Die italienische Paläoethnologie am III. internationalen geographischon Congress in Venedig . . 103
Spötti, J. Prähistorisches aus Ungarn 96
Teglás, H. Gabriel. Die Nandorer Höhlengruppe bei Vajda Hunyad in Siebenbürgen 161
Virchow, Rudolf. Zur Keltenfrage in Norikum . . 20, 25
— Ueber den Kiefer aus der Šipka-Höhle . . 38, 40, 42
— Ueber das Triquetrum 49
Wankel, Heinrich. Ueber den Kiefer aus der Šipka-Höhle 39
— Wo bleibt die Analogie? 158
Wojciechowski, Const. Ueber den Grabhügel bei Kęszyce 151
Woldřich, J. N. Zur Frage über den Kiefer aus der Šipka-Höhle 54
— Ueber S-förmig endigende Ringe 150
— Ueber den Haushund von Stradonic 153
Wurmbrand, Graf G. Ueber die Ornamente auf Bronzegeräthen 53

III. Literaturberichte.

Seite

Fligier. Alton. Proverbi, Tradizioni ed Anneddoti delle Valli Ladini Orientali con versione italiana . . 109
— Bock. Unter den Kannibalen auf Borneo . . . 172
— Hunfalvy. Die Rumänen und ihre Ansprüche . 170
— Knortz. Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer 172
— Landell. Durch Sibirien 171
— Meyer. Ueber die Namen Papúa, Dajak und Alfuren 169
— Pöhlmann. Die Anfänge Roms 171
— Rickenbach. Die Insel Sardinien vor der Herrschaft der Römer 171
— Thomson. Expedition nach den Seen Central-Afrikas in den Jahren von 1878 bis 1880 . . . 172
— Tomaschek. Die Goten in Taurien 168
— Tomaschek. Die vorslavische Topographie der Bosna, Herzegowina und der Crna-Gora . . . 170
— Virchow. Alttrojanische Gräber und Schädel . 167
Müller, F. Meyer. Königliches ethnographisches Museum zu Dresden 108
— Hahn. Tsuni-||goam, the supreme Being of the Khoi-Khoi 108
— Unter Tungusen und Jakuten 165
— Vambéry. Der Ursprung der Magyaren 165
Senoner. Gheltof. Venezia preistorica 109
— Gozzadini. Note archeologiche per una guida dell' Apennino Bolognese 109
Szajnocha, Ladislaus. Gloger. Prähistorische Ansiedelungen im Flussgebiete der Biebrza 166
Ossowski. Dritter Bericht über die im Jahre 1881 durchgeführten archäologisch-anthropologischen Höhlenuntersuchungen in der Gegend von Krakau 166
Woldřich. Památky archaeologické a místopisné . . . 172

IV. Vereins-Nachrichten.

Charles Darwin † 175
Heinrich Wolf † 175
Berichtigungen und Nachträge zum Mitglieder-Verzeichniss 110
Mittheilungen aus den Ausschuss-Sitzungen 175

Bericht über die II. Versammlung

österreichischer

Anthropologen und Urgeschichtsforscher

am 12., 13. und 14. August 1881

zu Salzburg.

Erstattet von

Dr. M. Much,

Secretär der Anthropologischen Gesellschaft.

Der überaus glückliche Verlauf der Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher im Jahre 1879 zu Laibach musste in allen Theilnehmern den Wunsch rege erhalten, derlei Versammlungen von Zeit zu Zeit wiederkehren zu lassen. Da sich im Jahre 1880 die Umstände nicht besonders günstig für ein derartiges Unternehmen erwiesen, so wurde die zweite Versammlung auf das Jahr 1881 anberaumt und Salzburg als Versammlungsort bestimmt.

Die Wahl des Ortes und der Zeit hat sich als eine sehr glückliche erwiesen, denn abgesehen von den Gründen, welche sonst noch die Entscheidung für Salzburg herbeigeführt haben, müssen wir vor Allem berichten, dass wir uns in Salzburg nicht blos der freundlichsten Aufnahme überhaupt erfreuten, sondern ganz insbesondere auch durch unsere dortigen Freunde einer allseitigen Unterstützung und Förderung theilhaft wurden. Mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankes heben wir insbesondere die Werkthätigkeit der Gesellschaft für Landeskunde von Salzburg hervor und die aufopferungsvolle Mühewaltung ihres Präsidenten Herrn Dr. Prinzinger, ihres Schriftführers Herrn Pirkmayer und unseres Geschäftsführers Herrn Petermandl, ohne deren erfolgreiche Hilfe die glückliche Durchführung der Versammlung nicht möglich gewesen wäre. In nicht geringerem Grade fühlen wir uns dem Bergverwalter Pirchl zu Mühlbach für die zu unserem Empfange getroffenen Vorbereitungen, der Bergverwaltung zu Hallein für die gewährten Begünstigungen und die Führung bei Besichtigung des Salzbergwerkes am Dürrenberg, der Direction der Realschule für die Ueberlassung der für die Versammlung benöthigten Localitäten, kurz Allen zu Dank verpflichtet, welche uns in unserem Unternehmen gefördert haben.

Das Glück bei der Wahl des Ortes und der Zeit bewährte sich auch in anderer Richtung. Durch sie fand nämlich unsere Versammlung einen unmittelbaren Anschluss an die XII. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Regensburg, wodurch es den Theilnehmern an dieser ermöglicht wurde, sich an der unserigen zu betheiligen. So hatten wir nun die Freude, nicht nur eine grosse Zahl, sondern auch ruhmvolle Vertreter der deutschen anthropologischen Forschung, darunter viele unserer auswärtigen Mitglieder, als Theilnehmer unserer Versammlung begrüssen zu können. Mit schmerzlichem Bedauern müssen wir beifügen, dass einer derselben, der liebenswürdige und treffliche Landgerichtsrath Rosenberg in Berlin, nicht mehr unter den Lebenden ist; er starb wenige Monate später, obwohl er zur Zeit der Versammlung noch in voller Frische unter uns weilte. Rosenberg war einer der besten Kenner der jüngeren Steinzeit und hatte durch ausdauernden Sammelfleiss auf Rügen wohl

die bedeutendste deutsche Privatsammlung von Objecten dieser Zeit zu Stande gebracht.

Einen besonderen Glanz erhielt unsere Versammlung durch die Theilnahme Sr. kais. und kön. Hoheit des Kronprinzen RUDOLF, welcher am zweiten Versammlungstage in unseren Räumen erschien und nicht nur die ausgestellten urgeschichtlichen und ethnographischen Gegenstände einer Besichtigung unterzog, sondern auch den Vorträgen des Vormittags mit Aufmerksamkeit folgte.

Die Versammlung fand im grossen Saale der Oberrealschule statt. Für dieselbe war folgendes

Programm

festgestellt:

Donnerstag den 11. August: Gesellige Zusammenkunft zur gegenseitigen Begrüssung in den Localitäten der Gesellschaft für Landeskunde zu St. Peter.

Freitag den 12. August: I. Sitzung. Vorträge und Erörterungen über die Cultur und nationale Stellung der ältesten Bewohner der östlichen Alpenlande, insbesondere Noricums. Nachmittags: Besichtigung des Museums. Abends: Gemeinsamer Spaziergang auf den Mönchsberg.

Samstag den 13. August: II. Sitzung. Vorträge. Nachmittags: Besichtigung des Domschatzes und anderer Sammlungen.

Sonntag den 14. August: Fahrt auf den Dürrenberg bei Hallein und Einfahrt in die schon von den Kelten betriebenen Salzgruben. Nachmittags: Weiterfahrt nach Bischofshofen und Besichtigung der Ringwälle auf dem Götschenberge nebst Versuchsgrabungen daselbst.

Montag den 15. August: Fahrt nach Mühlbach, Besuch der prähistorischen Kupfergruben auf dem Mitterberg und Besichtigung der Funde daselbst. — Ersteigung des Aussichtspunktes auf dem Hochkeil.

Vorträge

hatten zugesagt die Herren:

Dr. August Prinzinger,

Dr. Zillner,

Dr. M. Much, alle Drei gemeinsam über die Nationalität der Bewohner Noricums;

Graf Gundaker Wurmbrand über die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung;

Prof. Dr. Woldřich über den Haushund der prähistorischen Zeit;

Prof. A. Müllner über die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die Geschichte;

Prof. Maška über den diluvialen Menschen in Stromberg;

Dr. E. Holub über einen Theil der Forschungsergebnisse bei seiner Reise in Afrika;

Dr. F. von Luschan über seine Reise in Karien und Lycien;

Geheimrath Prof. Schaaffhausen über die Mammuthzeit;

Prof. Dr. Mehlis über das typische Ergebniss der Grabhügelfunde der Westpfalz.

Vorgelegte Bücher.

Richter, Eduard: Verzeichniss der Fundstellen vorhistorischer und römischer Gegenstände im Herzogthume Salzburg. Mit einer Karte nebst einem Anhang: Die romanischen Ortsnamen im Lande Salzburg, mit Erklärungen von Dr. Ludwig Steub.

Zillner, Dr.: Ueber den Volksstamm der Noriker. (Als Handschrift gedruckt.)

Hochstetter, Dr. Ferdinand von: Ueber einen alten keltischen Bergbau im Salzberge von Hallstatt.

Woldřich, Prof. Dr. Joh. N.: Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes nebst Bemerkungen über die Lössbildung.

Kollmann, Prof. Dr.: Die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut in den Schulen der Schweiz.

Ohlenschlager, Prof. Fr.: Prähistorische Karte von Baiern.

Undset, Dr. Ingvald: Jernalderens Begyndelse i Nord-Europa. En studie i sammenlignende forhistorisk arkaeologi.

Deschmann, C.: Die heidnischen Hügelgräber (gomile) in Krain.

Much, Dr. M.: Ueber die Zeit des Mammuth im Allgemeinen und über einige Lagerplätze von Mammuthjägern in Niederösterreich im Besonderen.

Much, Dr. M.: Bericht über die Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher am 28. und 29. Juli 1879 zu Laibach.

Die an erster Stelle genannte Schrift wurde aus Anlass der bevorstehenden Versammlung im Auftrage der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde von Prof. Richter verfasst und der Versammlung als Festschrift gewidmet. Sie enthält eine ungemein fleissige Zusammenstellung aller vorhistorischen und frühhistorischen Fundorte und gewährt mit der dar-

auf basirten Karte ein anschauliches archäologisches Bild des Landes. Der Anhang, die romanischen Ortsnamen, ist ein willkommener Beitrag zur Prüfung und Beantwortung der Frage über die vorhistorischen Landesbewohner.

Auch die von Prof. Zillner vorgelegte Schrift über den Volksstamm der Noriker wurde aus Anlass der Versammlung und für die Versammlung herausgegeben.

Beide genannten Schriften, sowie die Abhandlung des Herrn Hofrathes von Hochstetter über einen alten keltischen Bergbau im Salzberge von Hallstatt und des Herrn Prof. Woldřich über die Geschichte des fossilen Hundes gelangten als Festgaben zur allgemeinen Vertheilung an die Theilnehmer der Versammlung.

Ausstellung prähistorischer und ethnographischer Gegenstände.

In den Nebenlocalitäten war eine nicht unbedeutende Sammlung urgeschichtlicher und ethnographischer Gegenstände aufgestellt.

Zunächst am Eingange des Saales begegnen wir einer auserlesenen Collection neuerer Pfahlbaufunde aus dem Bieler und Neuenburger See, welche Dr. Gross aus Neuveville mitgebracht hatte. Es waren fast alle Typen vertreten, einzelne Stücke darunter von vorzüglicher Art und grosser Bedeutung.

An diese Sammlung schloss sich die umfangreiche Ausbeute, welche Prof. Maška durch seine Ausgrabungen in der Šipkahöhle und Čertova dira-Höhle bei Neutitschein erzielte, zumeist der ältesten Periode (Mammuth und Höhlenbär) angehörig. Unter den Funden jüngeren Alters waren schöne Broncegeräthe bemerkenswerth.

Nebenan befanden sich einige prähistorische Funde des Herrn Dr. Tappeiner in Meran.

Hierauf folgten die Gegenstände, welche Dr. Much durch die Baggerungen im Pfahlbau im Mondsee in den Monaten Juni und Juli zu Tage gebracht hatte; erwähnenswerth sind die Gegenstände aus Kupfer, und zwar Beile, Nadeln, Fischhaken und Dolche. Beigelegt waren die prägnantesten keramischen Reste von den Kupfergruben auf dem Mitterberg zur Vergleichung mit den gleichartigen Resten aus dem Pfahlbau.

Den übrigen Raum occupirten die 1000 Messer des Herrn Petermandl. Es mag im ersten Momente sonderbar klingen, wenn man von einer Messersammlung redet, man schaut aber doch und staunt schliesslich über die Zahl der Objecte, über die Verschiedenheit der Herkunft, über die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Formen einerseits und andererseits über deren frappirende Gleichheit in weit auseinander gelegenen Gebieten. So sind beispielsweise im Pinzgau und in der Türkei genau dieselben Taschenmesser im Gebrauche. Petermandl's Sammlung enthält Messer aus Grossbritannien, Belgien, Holland, Norwegen, Schweden, Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland, Russland, Griechenland, der Türkei und allen österreichischen Ländern, darunter insbesondere merkwürdige Salisburgensia, ferner Messer aus Nubien, Algerien, Marokko, Tunis, Arabien, Persien, Armenien, Palästina (Nazareth und Bethlehem), Japan, China und vom malayischen Archipel, endlich aus den Vereinigten Staaten und Mexiko. Unter diesen Messern so mannigfaltiger Herkunft befinden sich Exemplare aus Stein, Bronce und Eisen, Messer mit Griffen aus Steinbockhorn, Hirschhorn, Gamskrikeln und aus Holz vom berühmten Birnbaume auf der Walser Haide; Matrosen-, Winzer-, Jäger- und Gärtnermesser, spanische Stierfechtermesser, Gift- und Gedingdolche, Feder- und Brodmesser, Rasir-, Hieb-, Stoss-, Secir- und Vexirmesser und was es noch für eine Unzahl anderer Messer geben mag, endlich Messer historischer Persönlichkeiten. Petermandl's Sammlung ist eine Specialität und jedes Museum darf sich glücklich schätzen, welches dieses Schatzes einmal habhaft wird.

Die Wände des Ausstellungssaales zierten die prachtvollen photographischen Aufnahmen, welche Dr. von Luschan von seiner Reise im südwestlichen Kleinasien mitgebracht hatte. Es ist unmöglich, in deren nähere Detaillirung einzugehen; genug, wenn wir sagen, dass sie eine wahre Fülle des Sehenswerthen aller Art uns vor Augen führten und zwar in einer Vollendung und Frische, als ob sie den Duft und den Zauber der Wirklichkeit an sich trügen.

Erste Sitzung am 12. August.

Beginn 9 Uhr.

Uebersicht: Begrüssung durch den Präsidenten der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Freiherrn von Sacken, S. 4. — Constituirung der Versammlung, Wahl des Herrn Grafen Wurmbrand zum Vorsitzenden, des Freiherrn von Sacken zu dessen Stellvertreter, der Herren Dr. Much und Pirkmayer zu Schriftführern, S. 4. — Eröffnungsrede durch den Vorsitzenden Grafen Wurmbrand, S. 4. — Begrüssung durch den Vertreter der Regierung, Hofrath v. Steinhauser, S. 6. — Begrüssung durch den Bürgermeister von Salzburg, Herrn Rudolf von Biebl, S. 7. — Vortrag des Herrn Dr. Prinzinger sen. über die Nationalität der Bewohner Noricums, S. 7. — Vortrag des Herrn Dr. Zillner über den Volksstamm der Noriker, S. 8. — Vortrag des Herrn Dr. Much über die ethnische Stellung der Bewohner Noricums, S. 16. — Debatte: Geheimrath Prof. Virchow, Geheimrath Prof. Schaaffhausen, Dr. Much, Prof. Ohlenschlager, Geheimrath Prof. Virchow, Prof. Mehlis.

Freiherr von Sacken:

Ich erlaube mir, Namens der Anthropologischen Gesellschaft die geehrten Anwesenden freundlichst zu begrüssen. Die Gesellschaft hat mit gutem Vorbedacht Salzburg als den Ort der zweiten Wanderversammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher gewählt, nicht nur wegen der herrlichen Natur, sondern auch, weil durch strebsame Forschung eine Fülle von Vorkommnissen vorhanden ist, welche vielfache Belehrung versprechen. Durch das freundliche Entgegenkommen der Stadtvertretung Salzburgs und des Vereines für Landeskunde ist es möglich gewesen, diese Versammlung hier zu veranstalten. Die Anthropologische Gesellschaft hat aber diese Versammlung nur veranlasst, sie ist nicht identisch mit derselben, sie ist durch die zahlreiche Theilnahme von Seite der Bevölkerung Salzburgs sowohl, als auch von fremden Gästen zu einer grossen Versammlung angewachsen, welche jedoch eines Organismus entbehrt. Es wird nothwendig sein, dass Sie Jemanden wählen, welcher unsere Verhandlungen leitet. Ich schlage Ihnen die Wahl des Herrn Grafen Gundaker Wurmbrand vor, in dessen Händen die Leitung am besten ruhen wird. (Beifall.)

Graf Wurmbrand

übernimmt den Vorsitz, schlägt die Wahl des Freiherrn von Sacken zum Vicepräsidenten, der Herren Dr. Much aus Wien und Pirkmayer aus Salzburg zu Schriftführern vor, was mit Acclamation zum Beschlusse erhoben wird.

Graf Wurmbrand eröffnet die Verhandlungen mit folgenden Worten:

„Geehrte Versammlung!

Es ist zum zweiten Male, dass die österreichischen Forscher auf dem weiten Gebiete der vorgeschichtlichen und anthropologischen Forschung sich zu einem Congress vereinen, um Rundschau zu halten über die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen und um diese wissenschaftliche Richtung selbst in Oesterreich zu verallgemeinern. Wir begegnen nämlich dem merkwürdigen Umstand, dass, so reich unsere Länder auch an Fundstätten aus allen Epochen menschlicher Besiedlung sind, das Interesse dafür in den Kreisen unserer Gelehrten und unserer gebildeten Laien bei weitem nicht so rege ist, als in fast allen übrigen Culturländern Europas. Die Gründe hiefür sind mannigfacher Art, sie sind aber vielleicht wesentlich in dem Umstande zu suchen, dass die altgewohnte Liebe zum engeren Vaterlande, zum Lande im politischen Sinn und die verschiedenen in Oesterreich lebenden Nationalitäten einer einheitlichen Organisation unserer wissenschaftlichen Gesellschaften, die ähnliche Ziele verfolgen, oft nicht zu bewältigende Hindernisse in den Weg stellen, wodurch die Gesammtleistung beeinträchtigt wird, anderseits aber die Hochschulen kaum erst angefangen haben, dieser jungen Wissenschaft ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Und doch liefert Oesterreich ein so reiches Material für das Studium der vorgeschichtlichen Zeit und im Zusammenhang damit für die Kenntnisse der Lebensgewohnheiten, der Sitten und Gebräuche eingeborener nationaler Völker, dass gerade diese Länder das dankbarste Feld sowohl dem Prähistoriker als dem Ethnographen bieten. Finden wir ja doch in den Donauländern und in unseren Alpen die urältesten Ansiedlungen der eingebornen Naturvölker in den Pfahlbauten unserer Gebirgsseen und Moore, wie nicht minder die noch viel weiter zurückliegenden Spuren der Mammuth- und Renthierjäger in den Flussgebieten der Donau. Sind unsere Gebirgshöhlen wegen der zu jener Zeit weit in's Thal herabreichenden Gletscher auch wahrscheinlich unbewohnt gewesen, so bieten dafür diejenigen Höhlen Mährens und Galiziens, in denen sich

die Wohnstätten des Menschen vorfanden, eine sehr reiche Ausbeute. Rücken wir in unserer Umschau weiter gegen die Zeitepoche, wo Culturvölker die Länder betraten, so brauche ich nur auf die grossartigen Fundstätten von Hallstatt, der Byčiskala und in neuester Zeit von Watsch und St. Margarethen hinzuweisen, wo Gegenstände etruskischen Kunstfleisses und keltischer Metallindustrie sich massenhaft vorgefunden haben. Zu dieser Gruppe von Alterthümern haben auch die pannonischen Länder und Siebenbürgen reiches Material geliefert. Durch die nahen nachbarlichen Beziehungen zu den Etruskern und den altitalischen Völkern lässt sich der Unterschied in der alten cisalpinen und transalpinen Cultur vielleicht nirgends so eingehend prüfen als hier.

In der Streitfrage über culturelle Bedeutung und selbstständige Stellung der Keltenvölker zu Etrurien müssen eben in unseren Alpenländern die Lösungen gesucht werden. So schwer im Einzelnen die Unterscheidung des stylistischen Einflusses sein mag, den italienische Culturvölker stets auf die Formgebungen ausgeübt, so scheint es mir doch immer wahrscheinlicher zu werden, dass wir doch auch den Nordvölkern einen selbstständigen Gewerbebetrieb mit eigenen Formen nicht ganz absprechen können, denn wir finden in der Stylistik und Ornamentik ihrer thönernen Gefässe (die doch gewiss Erzeugnisse heimischer Hausindustrie sind) eine offenbare Stylverwandtschaft. Wenn Vieles von Italien auf Handelswegen auch zu uns gekommen, so sind dafür, wie ich annehmen möchte, auch viele in Ober-Italien aufgefundene Gegenstände von den Kelten dorthin getragen worden, wofür die ausserordentliche Aehnlichkeit mancher Broncen und Thonwaaren zu sprechen scheint. Dabei ist zu bemerken, dass durch die raschere Entwicklung der Formen in Italien und durch das zähe Festhalten an alten Formen, welches wir bei den Kelten so gut als bei anderen nationalen Völkern wahrnehmen, die Altersclassificationen grosse Schwierigkeiten verursachen. Wenn gewisse broncene Bogenfiebeln und geschwärzte Urnen in Italien als voretruskisch befunden wurden, so reichen sie andererseits bei uns wahrscheinlich bis in jene Zeit herab, wo römische Legionen zum erstenmal die Alpen überschritten. Oestlich und nördlich der Donau mögen ähnliche Broncen sich noch viel länger im Gebrauche erhalten haben. Für die Kenntniss der Metallgewinnung und Bearbeitung liefern aber die Bergwerke der norischen Alpen sichere Anhaltspunkte. In Hüttenberg, Eisenerz ist auf Eisen, in Mitterberg auf Kupfer, in Hallstatt und Hallein auf Salz in sehr früher Zeit gearbeitet worden. Vorrömisches Arbeitszeug aus Eisen, Bronce und selbst aus Stein nebst den aufgefundenen Stätten einer sehr primitiven Erzgewinnung bezeugen diese Thatsache. Nach der Occupation setzten die Römer nur die schon bekannten Bergbauten weiter fort, die wir noch jetzt betreiben. Ob es nun in unseren Ländern eine Epoche gegeben hat, wie vielleicht in den nördlichen Ländern, wo eine Eisengewinnung unbekannt war, obwohl die Bronce in vollendetster Weise bearbeitet wurde, können wir mit Bestimmtheit nicht bejahen, weil sich bis jetzt in allen grösseren Fundstellen Spuren von Eisen nachweisen liessen; zu beachten ist allerdings der Umstand, dass gerade der Kupferbergbau in frühester Zeit betrieben worden zu sein scheint. Freilich bleibt, selbst wenn eine eigene Metallindustrie den Kelten zugesprochen werden muss, noch die Frage offen, wann und von welchem Volke sie einst diese Kenntnisse erwarben, diese Stylistik geerbt. Die Beantwortung dieser Fragen, so wie derjenigen über die Nationalität der Kelten, liegt allerdings noch ferne, und steht im Zusammenhang mit den so schwierigen Untersuchungen über die Bestimmung der Rassenmerkmale eines Volkes, über die Entwicklungsgesetze der Sprachen und über die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen stylistische Formelemente entstehen, sich rasch ausbilden, um stationär zu bleiben oder allmälig zu verschwinden.

Aber auch auf diesem Gebiete der naturwissenschaftlichen Anthropologie und Ethnographie findet der Forscher kaum irgendwo so viel Belehrung als in Oesterreich-Ungarn. Man kann dieses Festhalten an alten Formen und Mustern in der Hausindustrie unserer Gebirgsthäler, wie nicht minder in den Wäldern der Karpathen oder in Slavonien beobachten, wo mit dem primitivsten Arbeitsgeräth sehr bemerkenswerthe Webereien oder Schnitzereien nach altererbten Mustern gefertigt werden, welche heute als national gelten, obwohl sie direct mit römischen und vorrömischen Vorbildern übereinstimmen. Wir können hier auch wahrnehmen, wie charakteristische Rassen fast völlig ausstarben, der nationale Charakter solcher Rassen sich aber überträgt und in anderen Rassen erhält, wie Sprachen sich aus Idiomen rasch entwickeln und die Grundlagen zu nationalem Volksthum werden. Auch in diesem Falle liegt die Unterscheidung nicht mehr in den Rassenmerkmalen, sondern die Sprache vereint zur Nationalität die Abkommen verschiedener Volksstämme.

Würdigen wir solche Verhältnisse, so ergibt sich von selbst, wie schwierig es ist, wenn der Archäologe, der Anthropologe und der Sprachenforscher, jeder von seinem Standpunkte aus, ein einheitliches Bild des entschwundenen Culturvolkes wieder herzustellen versuchen. Bei dem steten Ineinanderströmen der Völker und Rassen in Süd- und Mitteleuropa konnten alle unterscheidenden Eigenthümlichkeiten des einen Volkes auf das andere durch Kreuzung und Uebertragung allmälig übergehen.

Ich glaube aber trotzdem, dass durch eine sorgsame moderne Ethnographie manches Räthsel der Vergangenheit und manches Unklare der Gegenwart seine Lösung finden kann, weshalb ich hoffe, dass das Studium der Anthropologie eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung finden möge. Werfen wir einen Blick auf die bisherige Entwicklung dieser Wissenschaft zurück, so finden wir, dass für Oesterreich-Ungarn die Bildung der Gesellschaften, und zwar zuerst derjenigen in Wien, dann in Graz und Pest von grösster Bedeutung geworden ist. Seither haben fast alle Provinzial-Museen und Museumsvereine die heimischen Alterthümer mehr als sonst berücksichtigt, und ist unter der Leitung unseres geehrten Mitgliedes Hofrath Prof. Hochstetter eine neue Abtheilung für Anthropologie, Ethnographie und vorgeschichtliche Alterthümer in den neuen Hofmuseen gegründet worden, welche durch den unermüdlichen Sammeleifer des Vorstandes so bedeutend zu werden verspricht, dass sie eine breite Grundlage für die einschlägigen Forschungen in Oesterreich bilden wird. Ausserdem hat seit einigen Jahren die Akademie der Wissenschaften in Wien eine eigene Commission mit der Aufgabe betraut, Ausgrabungen in Angriff zu nehmen. Aus den diesbezüglichen Berichten haben Sie entnommen, welch günstige Ergebnisse diese Commission geliefert.

Einen weiteren Schritt zur Erreichung der uns vorgesteckten Ziele sehe ich darin, dass sowohl in Ungarn als in Oesterreich durch die statistischen Bureaux die kartographische Aufnahme der Schulkinder nach ihrer Augen-, Haar- und Hautfarbe in Angriff genommen wurde. Es dürfte dies besonders für jene Herren der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, die uns heute mit ihrer Anwesenheit beehren, von Interesse sein, weil dadurch ihr schönes Werk wesentlich vervollständigt wird. Lassen Sie mich hoffen, dass allmälig auch die Aufnahmen für die archäologische Karte in Uebereinstimmung mit den von ihnen entworfenen Karten in nicht zu ferner Zeit zu Stande kommen. Das wichtigste Ereigniss während des Bestandes unseres Vereinslebens erblicke ich aber in dem Umstande, dass auf unsere Einladung dieser Congress so zahlreiche Mitglieder aus allen Ländern Oesterreichs und so ausgezeichnete nachbarliche Gelehrte vereint, und dass wir die Aussicht haben, unseren erlauchten und gelehrten Kronprinzen während des Congresses in unserer Mitte begrüssen zu dürfen. Dadurch werden diese Tage für uns der Ausgangspunkt erneuerter hoffnungsvoller Thätigkeit werden. Indem ich nun die Versammlung und unsere werthen Gäste einzeln und alle zusammen herzlich begrüsse, spreche ich im Namen der Gesellschaft meinen Dank dem Vertreter der hohen Regierung aus, der, ein Freund unserer Wissenschaft, die Versammlung mit seiner Gegenwart beehrt. Insbesondere erfreut und dankbar sind wir der Stadt Salzburg und ihrem Vertreter für den freundlichen und herzlichen Empfang, der uns zu Theil geworden." (Beifall.)

Hofrath von **Steinhauser**:

„Hochverehrte Herren! Ich kann Ihnen leider das Schicksal nicht ersparen, dass Sie heute ein zweites Wort der Begrüssung über sich ergehen lassen. Da ich augenblicklich die Ehre habe, anstatt des abwesenden Herrn Statthalters die Regierung zu vertreten, so stand es von Anfang an als höchst angenehme Pflicht fest, Ihnen, geehrte Herren, auch von dieser Seite einen herzlichen Willkommengruss zu bieten. Die freundlichen Worte des Herrn Präsidenten konnten mich in diesem Entschlusse nur bestärken. Ich möchte nur sagen, dass auch die Regierung dem Aufblühen der anthropologischen Wissenschaft in Oesterreich, dem Wirken der jungen anthropologischen Gesellschaft das lebhafteste Interesse entgegenbringt, dass sie ihren Wanderversammlungen mit Aufmerksamkeit folgt und darum auch Ihren Besuch in Salzburg mit warmer Theilnahme begrüsst. Ich möchte Sie bitten, in allen Fällen, wo Sie etwa für irgend eine wissenschaftliche Unternehmung der behördlichen Unterstützung bedürfen sollten, unserer vollsten und aufrichtigsten Bereitwilligkeit, Sie nach jeder uns möglichen Weise zu unterstützen, im Vorhinein versichert zu sein. Endlich als Drittes möchte ich noch der besonderen Freude Ausdruck geben über das über Erwarten zahlreiche Erscheinen der Herren aus Deutschland. Die liebenswürdige Aufnahme, die wir Oesterreicher überhaupt und stets bei Ihnen gefunden haben, ich hoffe, Sie sollen sie auch bei uns nicht vermissen. Sie haben mit Ihrem Erscheinen nicht

blos uns in Salzburg, Sie haben unserem Oesterreich und den österreichischen Fachgenossen eine Ehre erwiesen, die wir alle, Regierung und Regierte, in gleicher Weise zu schätzen wissen.“ (Beifall.)

Bürgermeister **Rudolf Biebl:**

„Hochverehrte Herren! Als Bürgermeister der Stadt ist mir die Ehre zu Theil geworden, Sie im Namen der Bevölkerung Salzburgs zu begrüssen. Ich kann Ihnen nur die Versicherung entgegenbringen, dass sich Salzburg hochgeehrt und erfreut fühlt, auch einmal jene Männer und weltberühmten Koryphäen der Wissenschaft in seinen Mauern zu empfangen, welche sich die rühmenswerthe Aufgabe gestellt haben, die vorgeschichtliche Zeit zu erforschen und hierdurch die allgemeine Culturgeschichte um einen höchst wissenswerthen Zweig zu bereichern. Als Laie in Ihrer Wissenschaft, weiss ich nicht, ob Ihnen unsere Bodenverhältnisse und unsere Sammlungen befriedigende Aufschlüsse für Ihre Forschungen bieten werden, aber ganz gewiss weiss ich, dass die Bevölkerung der einstmaligen Universitätsstadt und voran unsere strebsame Gesellschaft für Salzburger Landeskunde Ihren wissenschaftlichen Bestrebungen pietätvolle Anerkennung zollt und den Trägern derselben ihre wärmsten Sympathien entgegenbringt. Und so heisse ich Sie denn, hochgeehrte Herren, in Salzburg herzlichst willkommen und spreche Ihnen im Namen der Bevölkerung den wärmsten Dank dafür aus, dass Sie Ihre Zusammenkunft in unsere Stadt gelegt haben. Ich wünsche und hoffe, dass Sie Ihr Aufenthalt hier vollends befriedigen möge, dass Sie freundliche Eindrücke und Erinnerungen von Salzburg in Ihre Heimat begleiten und dass Ihnen die Tage Ihres Hierseins nicht blos Tage der geistigen Anregung, sondern auch Tage der Erholung werden.“ (Beifall.)

Der Vorsitzende dankt den Vorrednern und geht nach einigen geschäftlichen Mittheilungen des Schriftführers Dr. Much über den beabsichtigten Besuch des Museums und der Sammlungen, sowie über die vorgeschlagenen Excursionen nach Hallein, Bischofshofen und Mitterberg zur Tagesordnung über.

Dr. **Prinzinger**

leitet seinen Vortrag*) durch die Darlegung der ständigen Lehrmeinung ein, „dass die vorgeschichtlichen Bewohner des deutschen Südostens bis in die Zeit der römischen Herrschaft herein Kelten — also Stammverwandte der Franzosen und Irländer — gewesen, und die Baiern-Oesterreicher, welche noch um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. als Markomannen am Mittelrhein gesessen, nach Böhmen-Mähren, und erst von da im 6. und 9. Jahrhundert n. Chr. in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert seien“.

Er bestreitet nun diese Lehrmeinung und wendet sich 1. gegen die dafür vorgebrachten Beweise, vorerst gegen die Nachricht der griechisch-römischen Schriftsteller, namentlich eines Strabo, indem die Ethnographie derselben sehr unsicher und mangelhaft, die Nachricht Strabo's aus geschichtlichen und physiologischen Gründen unglaubwürdig, und den verlässlicheren Berichten eines Julius Cäsar, Jornandes und des vielberufenen Geographen von Ravenna entgegen sei. Das Land Albis des Letzteren erklärt er als das schweizerisch-deutsche Alpengebiet (Albenland), und das Land Bajas des Geographen als das darin gelegene Baierland.

2. Er wendet sich ferner gegen den Beweis, aus den von den Römern urkundlich überlieferten und aus den in mittellateinischen Urkunden enthaltenen Namen, welche keltischen Ursprungs sein sollen — wobei er sich jedoch auf die Grenzen seines mitten in Noricum gelegenen Heimatlandes Salzburg beschränken zu wollen erklärt — insbesondere gegen die keltische Herkunft der Namen Taurisci, Alauni und Ambisontii. Diese für das Keltenthum der Bewohner angeführten Namen sind ihm entweder echtes römisches Erzeugniss oder deutsche Laute in römischer (lateinischer) Verkleidung.

3. Das Schwergewicht seiner Beweisführung legt der Vortragende in das Namenbuch seiner Heimat, wovon bisher wohl einzelne Blätter und Namen ausgehoben worden seien, niemals aber noch der ganze Inhalt in's Auge gefasst worden sei. Er begründet seine Ansicht von dem Gewichte dieses seines Beweismittels damit, dass der Inhalt dieses Namenbuches — soweit er Pinzgau, Pongau und Flachgau betrifft — mit wenigen Ausnahmen urdeutsch, und dass die Einwendung dagegen, diese Namen können sich geändert und können deshalb nur für die Gegenwart eine Geltung haben, darum unstatthaft sei, weil nicht der entfernteste Grund zu der Annahme vorliegt, dass der — angeblich erst später eingewanderte — Deutsche es auf die gänzliche Austilgung der keltischen Namen, dagegen

*) Der ausführliche Vortrag ist als besonderes Heft im Buchhandel erschienen, Salzburg 1881, in Commission der k. k. Hofbuchhandlung von Heinrich Dieter.

auf die sorgfältige Erhaltung und Pflege der römischen und slavischen Namen abgesehen habe, welche uns doch seit 11 bis 18 Jahrhunderten erhalten und überliefert worden seien; wie dies der Verlauf des Vortrages zeigen werde.

Der Vortragende geht nun

1. an die Fluss- und Thalnamen des Landes und zeigt, dass die Eintheilung des Landes nach Au und Gau, Ache und Bach dem Urbau deutscher Sprache gemäss sei, wie in solcher Ursprünglichkeit und Ausdehnung kaum noch irgend in deutschen Landen;

2. an die Bergnamen, in deren Tausenden er nur fünfzehn Fremdnamen — 10 römische und 5 slavische entdecken kann;

3. an die Ortsnamen, worin 5 bis 6% Fremdnamen römischer und slavischer Zunge sich befinden, die römischen zumeist an den alten Verkehrswegen und um Salzburg (Stadt), am Waller- und Mattsee, die slavischen in und an den Tauernthälern aus Pusterthal und Kärnten.

Lungau behandelt der Vortragende besonders, indem sich dort nicht blos die deutschen Namen in auffälliger Weise mit den slavischen mischen — das Verhältniss ist 1 : $^1/_4$ — sondern das slavische Volksthum sich auch in Sitten und Gebräuchen, in Gemüths- und Leibesanlage des Landmannes abgeprägt hat. Von römischen Lauten findet er dort nur ein Paar Anklänge an römische Tafernen; keltische Laute nirgends, in keinem der vier Gaue des Landes.

Ein ähnliches Verhältniss des Einheimischen und Fremden wie in den Bergnamen walte auch in den Alps- und Waldnamen, und wie in den Ortsnamen so auch in den Guts- und anderen Flurnamen ob.

Vortragender schliesst aus all diesem, dass der deutsch-baierische Volksstamm in dem deutschen Südosten eingeboren, dass er zeitweilig unter römische, theilweise auch unter slavische Herrschaft gekommen, und von derselben durch die Gewalt der allmälig zusammengeschaarten deutschen Volksgenossen, und durch die Macht der fränkischen Könige wieder frei und sich selber wieder zurückgegeben worden sei. Das Ergebniss der Sprachforschung entspricht vollkommen dem Geschichtsgange; in den Namen spiegelt sich genau auch die Geschichte des Landes wieder.

Vortragender endet sodann mit Hinweis auf die Mahnung Jak. Grimm's in seiner Sprachgeschichte (I. 644):

„Dass man Völkerstämme, so lange es nur thunlich und nicht bestimmten Nachrichten entgegen scheint, an der Stelle, die sie einnehmen, auch mit unveränderten Namen fortwohnen lasse". Die Nachricht eines Strabo und anderer römisch-griechischer Schriftsteller vom Keltenthume der Noriker sei aber ebenso unbestimmt und wenig sagend, als die Ausdrucksweise selbst der heutigen Orientalen, wenn sie alle Nord- und Westeuropäer als Frengi, d. i. als Franken bezeichnen. (Lebhafter Beifall.)

Dr. **Zillner**:

Wie lange spricht man in Ober- und Niederbaiern, in Salzburg, Ober- und Niederösterreich deutsch? Oder mit andern Worten: wie lange sitzt der baierisch-österreichische Stamm in diesen Gegenden? — Kaum hat sich je über eine geschichtliche Frage so viel Streit erhoben, als über den Ursprung der Baiern.

Da ist einmal die wahrscheinlich von Aeneas Sylvius herrührende Gleichstellung der Baiern und der alten Boier, welche trotz ihrer historischen Leichtfertigkeit selbst noch in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts Vertheidiger und bis in die Gegenwart Anhänger findet, welche mit einer gewissen Naivetät behaupten: der Name Boier und Baier ist derselbe Name, daher auch der Volksstamm, welcher diesen Namen trägt, ein und derselbe ist.

Als man bemerkte, dass der Uebergang von den keltischen Boiern auf die deutschen Baiern ein Räthsel sei, nahm man nacheinander die Skyren und Rugen, die Heruler, Turcilinger und Gepiden zu Hilfe, aus deren Vermischung oder Genossenschaft mit den Boiern die Baiern hätten hervorgehen sollen.

Als die Ansicht von der rein deutschen Abstammung der Baiern endlich aufdämmerte, glaubte man immer noch die Franken, die Gothen, die suevischen Boier zu Hilfe nehmen zu müssen, bis es endlich gelang, den Zusammenhang zwischen Markmannen und Baiern ohne weitere Hilfsvölker in einer Weise darzustellen, gegen welche wohl kaum mehr ein beträchtlicher Einwurf erhoben werden kann. Um aber in regelrechter Weise von den Boiern und Norikern auf die Markmannen und Baiern zu gelangen, ist es unumgänglich, der Keltenfrage, soweit sie für die in Rede stehenden Landschaften in Betracht kommt, in's Angesicht zu schauen.

Bei der nothwendigen und weitgehenden Arbeitstheilung auf dem Gebiete der Ethnographie und Vorgeschichte und dem raschen Anwachsen der For-

schungsergebnisse auf den verschiedenen und entlegenen Feldern glaubte ich der geehrten Versammlung in meiner Lage noch am füglichsten einen Dienst leisten zu können, wenn ich über den Volksstamm der Noriker das, was in geschichtlicher, ethnographischer und sprachlicher Hinsicht gewiss oder sehr wahrscheinlich ist, in einer Uebersicht vortragen würde. Ich berühre damit einen Zeitraum, in welchem die Vorgeschichte in die Geschichte übergeht, und finde in dem Gesagten die Entschuldigung, auch mehr oder minder Bekanntes vorbringen zu dürfen, in der Hoffnung, damit zur Klärung der Ansichten und zur Erleichterung des Urtheiles beizutragen.

Es wurde ein dreifacher Weg gewählt, nämlich

eine Zusammenstellung der Aussprüche von Schriftstellern, welche Zeitgenossen der Noriker waren,

eine geschichtlich - ethnographische Würdigung einer Anzahl von Thatsachen, die sich auf die Noriker beziehen, endlich

eine vergleichsweise Betrachtung ihrer Sprachreste.

A. Zeugnisse der Schriftsteller.

Der älteste Schriftsteller, der über die Völker diesseits der Alpen etwas genauere Kunde besitzt, ist der Geograph Strabo. Unter den Beweggründen, die ihn bestimmten, als Nachfolger von Hipparch und Eratosthenes aufzutreten, führt er an: „Besonders wissen unsere Zeitgenossen etwas Besseres zu berichten über die Britannen, Germanen und die Völker an der Donau, sowohl diesseits als jenseits“ (118), die besonders seit den kriegerischen Unternehmungen der Römer in diesen Gegenden näher zur Kenntniss gekommen waren. Ihm ist der alte Volksname der Taurisker bekannt, denen er (206, 207, 304) eine Verbreitung, namentlich gegen Südost gibt, die die Ausdehnung der römischen Provinz Noricum etwas übertrifft. Es seien nun, sagt er, 32 Jahre verflossen, seitdem Tiberius und sein Bruder Drusus in einem Sommerfeldzuge den Streifereien der Noriker, „die auch Taurisker sind“, und der Karner ein Ende machte (206). Er berichtet von den Goldwäschereien der Taurisker, „die Noriker sind“ (208). Strabo gibt Nachrichten über einzelne Begebenheiten bei den Boiern, Tauriskern und Skordiskern, die er ausdrücklich und wiederholt keltische Völkerschaften nennt (293, 296, 304, 313). Ihm ist das eigentliche Keltenland zwischen Marne, Seine und Garonne wohl bekannt; er benennt auch bisweilen das Poland mit demselben Namen — keltiké; er gebraucht die Bezeichnungen Kelten, Galaten, keltische, galatische Völker ohne Unterschied und fügt bei, dass die Galater (welche lateinisch Galli hiessen) sich in ihrer eigenen Sprache „Kelten“ nennen (nicht „Zelten“). Er bezeichnet endlich Kelten und Germanen als echte, d. i. ursprüngliche (stammverschiedene) Völker, obwohl sie an Gestalt, Sitten und Lebensweise Vieles mitsammen gemein hätten.

Die Angaben Strabo's beruhen offenbar auf genauerer Kenntniss, die der forschende Grieche augenscheinlich erst seit der Besetzung Noricums und der Donauländer durch die Römer gewann. Wenn man damit die dürftigen Nachrichten der Römer vergleicht, die vor und nach Strabo lebten und schrieben, so findet man zwischen ihnen keinen Zusammenhang; Strabo bringt Originalnachrichten. Strabo kennt allerdings den Polybius, aber dem späteren Ptolemäus (um 150 n. Chr.) ist Strabo unbekannt geblieben. Strabo schrieb für Gebildete und diesem Umstande verdanken wir die anziehende Mischung von Geographie, von ethnographischen und geschichtlichen Bemerkungen in seinem Werke.

Im Ausgang des fünften Jahrhunderts schrieb der griechische Staatsbeamte Zosimus (er war comes und advocatus fisci) seine Geschichte vom Niedergange des Römerreiches. Derselbe erzählt (I. 52): „Als er (Kaiser Aurelian, 271—296 n. Chr.) das Heer der Palmyrener (der Königin Zenobia von Syrien) in der Ebene von Emesa gesammelt sah, schlug er ihm gegenüber sein Lager auf mit der dalmatischen Reiterei, den Mösiern und Pannoniern, überdies mit Norikern und Rätern, welche keltische Heertheile (keltikà tágmata) sind.“ Wie ersichtlich, betonte damit Zosimus neben den Dalmatern, Mösiern, Pannoniern auch die Nationalität der Räter und Noriker. Wer wird aber den Einwurf wagen, dass man zur Zeit des Zosimus Kelten und Germanen noch nicht unterscheiden gelernt hätte?

Von Tacitus wird als Grenze Deutschlands, soweit es von der Donau umflossen ist, das Markmannen- und Quadenland bezeichnet (G. 42). Er führt ausdrücklich Noricum, Pannonien und Rätien als nicht zu Deutschland zählende Grenzländer auf (G. I. u. 5). Dass dies nicht blos im politischen, sondern auch ethnographischen Sinne zu verstehen sei, ist daraus abzunehmen, dass Tacitus die deutschen Volksstämme dies- und jenseits des Rheins (in der Germania prima und secunda) anführt, ohne Rücksicht, ob man sie damals zum Römerreich zählte oder nicht; dass ihm ferner auch die Mischbevöl-

kerung des Dekumatenlandes zwischen Rhein und Donau bekannt war, und dass er demzufolge wohl auch angemerkt haben würde, ob in Noricum auch Kelten, oder blos Deutsche, oder solche mit Kelten gemischt leben.

Was aber die Boier betrifft, so kommen sie hier insofern in Betracht, als sie eine keltische Völkerschaft sind, die über den Rhein nach Osten gegen das herkynische Waldgebirge zog (Tacitus 28), als sie von Strabo mit Norikern als nördlich über die Alpen hinaus sitzend bezeichnet werden, und als ihre keltische Abkunft auch von diesem letzteren bezeugt wird. Bekannt ist, dass sie sich zur Zeit der kimbrischen Wanderzüge in ihrem Lande (Böhmen) behaupteten (Strabo um 114 v. Chr.), dass sie aber bereits zu Cäsars Zeit daraus von den Markmannen vertrieben waren, dass aber dasselbe auch nach ihrer Vertreibung noch „Boierheim" hiess (Tac. Germ. 28, 2). Sie flüchteten zu den ihnen stammverwandten Norikern (Boiosque qui trans Rhenum incoluerunt et in agrum noricum transierunt — Caesar b. gall. I. 5), einen Theil ihrer früheren Sitze an der Donau als „ödes Boierland" zurücklassend (Strabo, Plinius). Eine Abtheilung suchte Aufnahme bei den ebenfalls stammverwandten Helvetiern, dann den Aeduern (Caesar b. gall. I. 28). Zu Augustus' Zeit gerieth der in der Nähe der Noriker sesshaft gebliebene Theil der Boier sammt ihren Nachbarn mit dem Dakenkönig Boirebistas in Kampf und unterlag dessen Macht. Reste dieser Boier finden sich aber noch zur Kaiserzeit in der Provinz Oberpannonien.

Die keltischen Boier sind sonach aus den obern nördlichen Donaugegenden verschwunden und an ihrer Stelle befinden sich bis zur Donaugrenze die deutschen Markmannen. Südlich der Donau aber blieben die keltischen Vindeliker und Noriker in ihren Sitzen. An die Boier blieb nur die Erinnerung in dem fortbestehenden Namen ihrer einstigen Wohnsitze.

B. Geschichtliche Thatsachen und Folgerungen.

1. Die keltischen Völkerschaften der Vindeliker, Boier, Taurisker u. s. w. waren nicht ursprünglich im Lande, sondern sind eingewandert. Herodot (490—420 v. Chr.) kennt noch keine Kelten weder in der Poebene, noch am Fusse der Alpen um den Adriabusen, noch in den östlichen Ausläufern der Alpen an der Save und Morawa. Aber im J. 393 v. Chr. zerstörten sie bereits die reiche Stadt Melpum in Oberitalien (Plinius III. 17) an demselben Tage, an welchem Camillus Veji zerstörte. In den J. 394—387 v. Chr. nennt Livius die Gallier neue, nie gesehene Nachbarn Etruriens, neue, nie erhörte Feinde, die vom Ocean und der Welt Ende her die Länder mit Krieg überziehen. Im J. 388 stehen sie vor Clusium und bringen Rom dem Untergange nahe. Livius (59 vor bis 16 n. Chr.), der überhaupt die umständlichste Ueberlieferung rücksichtlich der Keltenzüge nach Osten und hauptsächlich nach dem Polande, wo er geboren war, aufbewahrt hat (obwohl er im Widerspruche mit seinen übrigen eben erwähnten Angaben den Zeitpunkt der Wanderung um 200 Jahre zu weit nach rückwärts verlegt), bemerkt ausdrücklich, die Einwanderung nach Oberitalien habe gleichzeitig mit der über den Rhein zwischen die Alpen und den herkynischen Wald stattgefunden. Sigoveso sortibus dati Hercinii saltus. Hist. V. 17, 34, 35, 37.

Nach diesen Angaben fällt der Auszug der Kelten nach Osten in den Anfang des vierten Jahrhunderts vor Chr. Ein Jahrhundert später stehen sie in den thrakischen Gebirgen am Schardagh, wo sie mit Kassander, König von Makedonien († 297) in Händel gerathen (Plinius XXXI. 4). In das J. 280 vor Chr. fällt endlich ihr verunglückter Zug nach Delphi (Pausanias X. 19—23). Damit stimmen, wie der vielbelesene Zeuss versichert, auch die Berichte von Polybius, Diodor, Appian, Dio Cassius und Justinus überein. (Die Deutschen u. s. w. 165.)

Julius Cäsar († 44 v. Chr.), der erste Römer, der an den Rhein kam, hat nur im Allgemeinen Kenntniss von den Bewegungen der Kelten oder Gallier über diesen Fluss nach Osten (B. gall. VI. 24). Hundertfünfzig Jahre später nennt Tacitus erst ein Paar Völker, die Helvetier und Boier, welche seit jenem Auszuge nördlich der Alpen Wohnsitze genommen hätten. Aber Strabo, der Zeitgenosse des Livius, kennt hundert Jahre früher schon die Boier, Helvetier, Noriker, Taurisker, Karner und Skordisker. Lateiner und Griechen haben daher keiner von den andern entlehnt und die keltische Abstammung der Räter und Noriker ward selbst noch im Ausgange des 5. Jahrhunderts nicht angezweifelt.

Wären die Taurisker von Osten her eingewandert, d. h. hätte die historische Keltenwanderung aus Asien nach Europa stattgefunden, so müssten die illyrischen Kelten der erste Stamm gewesen sein, von dem die Griechen Kunde erhalten und Nachrichten aufgezeichnet hätten. Denn die illyrischen Kelten bestanden bis zu ihrer Unterjochung durch die Römer aus kriegerischen, wegen ihrer Raubzüge von allen Nachbarvölkern gefürchteten Schaaren. Da

sich aber das Auftreten der keltischen Gewalthaufen der Zeitfolge nach von Westen nach Osten verfolgen lässt, so liegt darin eine Bestätigung der Einwanderung über den Rhein.

2. Wenn die Kelten Vindelikien, das nördliche Rätien, Noricum und Karnien besiedelten, aber nach achtzig bis einhundertzwanzig Jahren bereits als „grosse Skordisker" ihre Sitze an der untern Donau und Save aufschlugen (Strabo), als „kleine Skordisker" die Triballer in Bosnien und Serbien überwinden, jenseits des Hämus sich zwischen Illyriern und Thrakern ausbreiten (Strabo), so ist es unmöglich, dass sie allein in sich selbst die Kraft gefunden hätten, sowohl die unterworfenen Länder in solcher Ausdehnung zu besiedeln und stets wieder gewaltige Streithaufen nach Osten und Südosten vorzuschieben, denen die Völker in den julischen Alpen, an der Save und im Balkan unterlagen. Wenn man auch mit kühler Berechnung bei Pausanias, Justinus und Dio Cassius die griechischen Wunder- und Schreckensberichte liest — denn der „gallische Schrecken" war auf dem illyrischen Dreieck womöglich noch grösser als auf der apenninischen Halbinsel —, so bleiben doch noch immer 60.000 bis 100.000 Mann Fussvolk und Reiter übrig, die den unglücklichen Zug nach Delphi mitmachten. Es folgt daraus, dass die Kelten wie in Oberitalien, an der untern Donau und Save, so auch an der obern Donau und in den Alpen eine ältere Bevölkerung vorfanden, die sie überwanden, in sich aufnahmen, mit ihr siedelten, und solchergestalt verstärkt zu neuen Unternehmungen Wanderschaaren abschickten.

3. Wir werden kaum irre gehen, wenn wir, in die Fussstapfen eines Julius Cäsar und Tacitus tretend, annehmen, dass die Kelten, wie sie am Rhein einst den Germanen überlegen waren (validiores olim Gallorum res fuisse eoque, credibile est, etiam Gallos in Germaniam transgressos. Germ. 28), in gleicher Weise auch die älteste Bevölkerung vor und in den Alpen, deren Abstammung uns ganz unbekannt ist, in ihre Gewalt brachten. Gewiss ist, dass der neuen Ansiedler Volksthum und Sprache zur Herrschaft gelangten und die alte Bevölkerung in den Kelten aufging, denn zur Zeit der römischen Besitznahme sind diese Bewohnerschaften nur als keltische bekannt. Für die Kraft ihres Volksthums spricht nicht so fast die Ueberwältigung der früheren Ansiedler, weil diese auch durch plötzliche Ueberfälle anstürmender Schaaren hätte vollführt werden können, als der fernere innere Entwicklungsgang bei fortdauernder Unternehmungslust zu weiterer Ausbreitung. Ihre innere Entwicklung aber wird durch die Gründung von Städten und grösseren bewohnten Orten, dann durch die Auffindung und Ausbeutung der Metallschätze des Landes sattsam bezeugt. Darum erleidet es keinen Zweifel, dass unter den neuen Einwanderern die Alpenländer einen merklichen Culturfortschritt machten und dass sie in dieser Rücksicht die nördlichen Germanen übertrafen.

4. In Noricum wird bereits 113 Jahre vor Chr. von Strabo die Stadt Noreia genannt, bei welcher der Consul Papirius Carbo den Cimbern ein erfolgloses Treffen lieferte. Derselbe Strabo nennt Carnuntum (bei Hainburg an der Donau) eine „keltische Stadt". Fünfzig Jahre nach Chr. erhalten die norischen Ortschaften oder Städte Celeia, Aguntum, Virunum, Teurnia, Juvavum das römische Stadtrecht (Pin. III. 24) unter Kaiser Claudius. Da dies nicht etwa neu gegründete „Pflanzstädte" waren, so ist deren Bestand gewiss älter als die römische Besitznahme. 150 Jahre n. Chr. nennt Ptolemäus zwölf Städte oder grössere Ortschaften in Noricum, deren geographische Lage er angibt und unter denen vier der vorgenannten claudischen sind. Die römischen Reisetafeln führen weit über vierzig Ortschaften auf, über welche Strassen gehen. Ohne in die sprachlichen Eigenheiten dieser Ortsnamen einzugehen, sei nur so viel bemerkt, dass jene Ortschaften, Städte und Strassenhaltplätze, welche auf Römergeheiss entstanden sind, an ihren Bezeichnungen Caesarea, Augusta, Colonia, Praetorium, Mansio, Mutatio, Aquae, ad undecimum, quartumdecimum, trigesimum (lapidem), ad pontem, ad fines u. s. w. mit Sicherheit zu erkennen sind, und dass für die übrigen Ortschaften entweder ein vorrömischer Ursprung, oder aber eine Entstehung zur Römerzeit, aber aus der Bevölkerung selbst ohne römisches Zuthun anzunehmen ist. Welcher Unterschied bietet sich nun dar zwischen diesen vindelikischen und norischen Städtelandschaften und den deutschen Gauen zu gleicher Zeit oder noch sechs Jahrhunderte später! — Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se iunctas sedes; colunt discreti ac diversi. Allbekannt ist, dass die Deutschen nicht in Städten wohnen, dass sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze dulden; sie siedeln von einander getrennt und zerstreut. (Tacitus.)

5. Es ist ausser allem Zweifel gestellt, dass zur Zeit der Besitznahme Noricums durch die Römer norisches

Eisen und Stahl schon zu den besten Sorten dieses Metalles zählte, welches damals bereits an vielen Orten des bekannten Erdkreises gewonnen wurde. (Plinius.) Es stimmt damit die Annahme überein, dass die Kunde vom norischen Eisen bereits früher, vielleicht zur Zeit des zweiten punischen Krieges nach Italien kam. Wenn Horaz (Od. 51, 16; Epod. 17) wiederholt des norischen Langschwertes (ensis noricus) gedenkt, und die Nachbarn der Noriker, die Räter bereits Eisenwaffen tragen (agmina ferrata Hor.), so ist es erlaubt, an eine ziemlich umfangreiche Verarbeitung des Eisens zu denken, die gewiss auch der Güte des Erzeugnisses zu statten kam.

Ueber das vor kurzen Jahren aufgefundene Kupferbergwerk im pongauischen Mühlbachthale zu sprechen muss andern Männern dieser Versammlung mit Fug und Recht überlassen werden.

Im Beginne unserer Zeitrechnung kannte man natürliches und künstlich bereitetes Salz, reines und unreines Salz, Meer-, See-, Sumpf- und Steinsalz, Quellsalz, Berg- oder Grubensalz, endlich Brunnen- oder Pütensalz und von letzterem wieder zwei Abarten, je nachdem man Brunnenschächte auf die Salzquellen abteufte, oder Tagwasser in das Salzlager hineinleitete und in beiden Fällen das Salzwasser ausschöpfte (Plinius). Weniger ist uns das Verfahren bekannt, mittelst welchem man das gewonnene Salzwasser zu gut brachte. Wir wissen zwar, dass man zu Plinius Zeiten in Spanien, im nördlichen Gallien und Deutschland das Salzwasser auf brennendes Reisig oder Baumäste goss und dadurch mit Kohle vermischtes Salz gewann. Wo aber zuerst die Salzkochöfen mit den aufgesetzten kleinen Pfannen (patella) aufkamen, ob sie eine keltische oder römische Erfindung seien, ist nicht zu finden. Jedenfalls ist aber gewiss, dass die norischen Alaunen Salz bereiteten und davon ihren Namen trugen.

Von den norischen Goldwäschereien ist bekannt, dass sie schon zur Zeit des Polybius (um 150 v. Chr.) betrieben wurden und sehr ergiebig waren. Nach Strabo's Beschreibung muss das Gold im Schwemmlande gefunden worden sein und das Verfahren dem der transatlantischen Goldgräber ähnlich gewesen sein. Zu Strabo's Zeit waren die norischen Goldwäschereien (nicht Bergwerke) bereits in den Händen der Römer.

Da ein nachhaltiger oder erfolgreicher Bergbau auf Kupfer oder Eisen bei blosser Benützung der zu Tage tretenden Erze nicht denkbar ist, so ergibt sich als Folge, dass in Noricum schon in vorrömischer Zeit ein unterirdischer Bergbau betrieben wurde. Dieser setzt aber eine Summe von Kenntnissen, Berechnung, Betriebsamkeit und selbst kaufmännisches Urtheil voraus, welches wohl dem keltischen Volksthume, keineswegs aber dem deutschen in jener Zeit zuzuschreiben ist, umsomehr, da selbst die Römer, wenn sie auch damals schon im Lande sich aufgehalten hätten, sich nie durch solche Eigenschaften hervorgethan haben.

6. Ueberblickt man diese gesammte berg- und hüttenmännische Thätigkeit der Noriker in vorrömischer Zeit, so tritt ihre grosse Aehnlichkeit mit der der eigentlichen Kelten zwischen Seine und Pyrenäen zu Tage, aber man kann sich unmöglich überreden, darin Merkmale deutschen Volksthumes in damaliger Zeit zu erkennen.

Wenn man bei Cäsar (B. G. VII. 22) liest, dass die Gallier (oder eigentlichen Kelten) grosse Eisengruben betrieben und jede Art von Minengängen bei ihnen bekannt und gebräuchlich war, und man nach allem bisher Vorgebrachten auch annehmen darf, dass die Noriker nicht von aller Welt abgeschieden in ihren Bergen dahindämmerten, sondern mit ihren Sprach- und Stammverwandten über Vindelikien hin und über den Rhein nach Gallien irgend Verbindungen unterhielten, so liegt auch der Gedanke nahe, dass sie aus Anlass von Erzfünden sich in Gallien Raths erholten, dass Bergleute herüberkamen und ihnen mit Rath und That an die Hand gingen, und dass auf diese Weise durch geübte Hand das gute Eisenerz mittelst zweckmässiger Behandlung seinen Ruf erlangte. Ein Basrelief im Louvre stellt uns das Bild eines gallischen Langschwertes vor Augen; Kenner werden beurtheilen, inwiefern das norische Schwert demselben zur Seite gestellt werden kann und ob aus der Aehnlichkeit dieser Waffen auf eine Verwandtschaft der Fertigungsweise geschlossen werden darf.

Aus Cäsar wissen wir auch, dass im Graben unterirdischer Gänge die Aquitanier (im südlichen Gallien) deshalb so erfahren gewesen sind, weil sie an vielen Orten auf Kupfer Bergbau trieben (B. G. III. 21). Wer nun geneigt ist, irgend eine Verbindung zwischen Gallien und Noricum anzunehmen, der kann sich der Folgerung nicht verschliessen, dass die Taurisker oder Noriker auch auf Kupfer bauen konnten, ohne dass sie nöthig hatten, in Berg und Schmelzofen Alles erst selbst zu erfinden, sich in mühsamen Versuchen zu erschöpfen und ihre Betriebsmittel zu verlieren. Für den Verkehr zwischen Aquitanien und

dem Lande an der Salzach sprechen zwei im vorigen Jahrhundert bei Bergheim und vor 11 Jahren während der Ausgrabungen auf dem Kohlerfelde bei Glas aufgefundene Metallstangen oder Erzleisten (Richter, in Mitth. d. Ges. f. Salzb. Ldskde, XXI. S. 91 und 92), in welchen nach Art des Niello Zinnverzierungen eingeschmolzen sind, von denen Plinius (H. N. XXXIV. 17. Edit. Janus V. 26) anführt, dass diese Art Metallarbeit eine gallische Erfindung sei und in ihr sich die Bituriger (in der Gegend des heutigen Bordeaux) auszeichneten. Stannum album incoquitur aereis operibus Galliarum inventu, ita ut vix discerni possit ab argento — gloria Biturigum fuit.

Wenn ein Theil der aus ihrem Lande vertriebenen Boier zu den Norikern und dann zu den Helvetiern seine Zuflucht nimmt, von diesen zu Stammes- und Waffengenossen aufgenommen wird, endlich, weil Cäsar dagegen Einsprache erhebt, zu den Aeduern (zwischen Loire und Saone, bis gegen Lyon) übergeht und daselbst Unterkunft findet, so darf dies doch als ein Zeichen bestehenden Volksbewusstseins unter den Kelten betrachtet werden, wenn man etwa nicht blos engere Bekanntschaft zwischen den Häuptern der genannten Stämme annehmen will. Auch dass Ariovist während seiner Kriegszüge in Gallien die Schwester eines norischen Fürsten oder Königs Voccio zur Frau nimmt, mag als eine Spur bestehender Verbindungen zwischen Noricum und den Gegenden am Rheine gelten.

Betrachtet man dagegen das Verhältniss der Noriker zu den Römern, so finden sich Thatsachen, die eher auf einen bestehenden Gegensatz als auf gute Nachbarschaft schliessen lassen. Dahin gehören:

das feindselige Verhalten der Binnennoriker gegen die an den Goldgruben theilnehmenden Italer (Strabo),

die Raubzüge der Noriker gegen Süden, denen erst Silius im J. 16 v. Chr. ein Ziel setzte,

der Widerstand der Ambisontier auf der Nordseite der Alpen gegen die römische Occupationsmacht (Tropaeum alpium bei Plinius),

das Verschütten des Zuganges zum Kupferbergwerk im pongauschen Mühlbachthale.

Zwar schickte einmal ein norischer Fürst dem grossen Cäsar dreihundert Reiter nach Italien zu Hilfe (B. civ. I. 18) und der Consul Papirius Carbo kam vorgeblich der Stadt Noreia zu Hilfe; allein jener König mag wohl nur aus persönlichen Rücksichten gehandelt haben und der Wanderzug der Kimbern bedrohte Italien selbst, so dass des Papirius Einmarsch in Noricum wahrscheinlich als Angriffsbewegung zum Zwecke der Vertheidigung unternommen wurde.

7. Schon die frühzeitige Ertheilung des Stadtrechtes unter Kaiser Claudius an die vorbenannten fünf norischen Städte setzt ein rasch wachsendes Verständniss des Lateinischen als Geschäftssprache, endlich dessen Gebrauch als Verkehrssprache voraus. Auch die rückkehrenden ausgedienten Soldaten der norischen Cohorten, deren bereits zur Zeit des Otho, Vitellius und Galba gedacht wird, brachten und verbreiteten die Uebung in der Volkssprache Roms in der Heimat. Die zu römischen Bürgern erhobenen Landeseingeborenen, die curiales der Bürgerrechtsstädte, mussten sich bei Gerichtssitzungen, Testamenten u. s. w. der lateinischen Sprache bedienen, zu deren Erlernung der Ehrgeiz nicht wenig beitragen mochte. Es ist bekannt, dass das römische Bürgerrecht vom Kaiser verliehen wurde (Tabula Clesiensis, Diplomata), und dass nur römische Bürger sich der lateinischen Dreinamigkeit für ihre Personenbezeichnung bedienen durften. Nun findet sich aber unter den tausend inschriftlichen Personennamen in Noricum (bei Mommsen) eine nicht unbedeutende Anzahl mit den kaiserlichen Familiennamen Julius, Claudius, Flavius, die, wie bekannt, dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören. Es ist keine Frage, dass die Gestattung oder Verleihung dieser kaiserlichen Geschlechtsnamen, sowie der Dreinamigkeit überhaupt, für die norischen Provinzialen eine Auszeichnung vor den übrigen war und dass sie sofort ein Zeugniss gibt für das frühzeitige Entstehen des dynastischen Gefühles, der Anhänglichkeit an den neuen Landesherrn und für die Ausbreitung römischen Wesens in der kaiserlichen Provinz Noricum, die unmittelbar von kaiserlichen Beamten verwaltet wurde.

Vergleicht man damit, was Tacitus von einigen deutschen Völkern am Rhein erzählt, wie die unterworfenen Trevirer und Nervier, belgischen, somit keltischen Stammes, sich deutschen Ursprunges fälschlich berühmten, dass die Ubier, bei denen doch die Colonie des beliebten, berühmten und der kaiserlichen Sippe angehörigen Agrippa gegründet wurde, sich ihrer deutschen Abstammung durchaus nicht schämten, endlich, was uns viel näher liegt, dass derselbe Tacitus das Markmannenland an der Donau, in unmittelbarer Nachbarschaft der Noriker, in einem nicht misszuverstehenden Sinne die „Stirnseite Deutschlands“ nennt, so tritt uns da eine Verschiedenheit des Volksthums und der Volksseele vor Augen,

die von denen, welche Noricum stets von Deutschen bewohnt wissen wollen, gewürdigt werden sollte.

Wenn nun trotz dieser raschen Romanisirung oder Ueberrömerung eine grosse Zahl norischer Ortsnamen rein keltische Wurzeln aufweisen und eine andere Anzahl nur lateinische Formen angenommen hat, so ist die Folgerung gestattet, dass während der römischen Zeit in Noricum verhältnissmässig wenig namhafte Orte oder gar Städte durch römisches Zuthun gegründet worden sind.

8. Obwohl die Kelten zu den arischen Völkern gehören, so hatten sie doch (in Noricum, Vindelikien, Gallien, Irland) die Verehrung des Baal oder Bel mit den Karthagern, Phönikern, Philistern und den überjordanischen Völkern gemein. Ankershofen (Gesch. v. Kärnten I. Urkunden) hat aus Tertullian, Herodian, Julius Capitolinus und Steininschriften die Verehrung des Baal oder Bel (Beles, Belenus, Appollo Belenus, Abellio, Belenus noricus) von Seite der zwischen Alpen und Adria gesessenen Kelten dargethan, wofür auch eine Inschrift bei Mommsen (Belinus Augustus, 4774) spricht. Auch ein Apollo Grannus ist vielfach für Vindelikien nachgewiesen (Mommsen). Grannus stammt aber aus dem Keltischen, entweder von grian Sonne, Licht (Sonnengott) oder greann Haar, Bart (schöngelockt). Auf dem Denkmal von Baumburg (Noricum — Mommsen 5588) ist der Gott mit der Leier abgebildet. Das bairische Stammgesetz kennt noch das Wort grano in der Bedeutung Haupthaar oder Bart (lex Baiuv. XX. 17 und Add. III. 17 bei Pertz LL. III). Der keltische Kriegsgott erscheint inschriftlich als Mars Tutates (Mommsen 5320, auch unter den britannischen Inschriften), Latobius, Harmogius (Mommsen 5097, 5098, 5321, 5672). Im Schwarzwalde hiess er auch Mars Caturix (Schlachtenkönig). Den vielfältig von den Kelten verehrten weiblichen Göttinnen an Quellen, Flüssen, in Wäldern, Häusern, Stallungen u. s. w. (Feen, matres inschr.) gehörten höchst wahrscheinlich die Alounae an, welche auf zwei Gelübdesteinen von Chieming und Seeon (Mommsen 5572, 5581) vorkommen. Sie scheinen Schutzgöttinnen der Salzquellen gewesen zu sein.

9. Die Geschicke Noricums gegen Ausgang der Römerherrschaft sind hinlänglich bekannt: Heruler-Einfall, Alemannen-Einfälle und Verheerungen bis in's Binnennoricum, Odoaker's und Ostgothenherrschaft, Aufgeben der Grenzländer unter Teodat, Oberherrschaft der Franken.

Die einzelnen Schritte zur Verdeutschung von Noricum oder des südlichen Donaulandes (Baiern, Oberösterreich, Salzburg, Nordtirol) sind (Bachmann, Einwanderung der Baiern) folgende:

Um 340 kennt Jordanes noch die „Markmannen“ in Böhmen.

In der Lebensbeschreibung des h. Severin († 482) bedrängen die Thüringer unablässig die römischen Castelle und Flecken an der obern Donau.

Um 530 erficht der Frankenkönig Chlotar einen grossen Sieg an der Nab über die Thüringer, welche ein Doppelvolk (gemina gens) genannt werden (Thüringer und die im alten Boierlande sitzenden Nachkommen der Markmannen). Seit dieser Zeit stehen Thüringer und Baiern unter fränkischer Oberhoheit.

Der Frankenkönig Theodebert (534—547) nimmt das Alpenvorland und das alte Noricum in Besitz, welches die Gothen preisgeben (Theodat; Justinian).

Um 551 wohnen nach Jordanes östlich von den Schwaben, die im Norden an die Thüringer grenzen, die Baiern (also noch in Böhmen, im bairischen Walde und im Mühlviertel).

Um 554 wird der Baiernherzog Garibald genannt.

Bald nach 562, unter dem Frankenkönig Sigibert, geht nach Paulus Diaconus Böhmen an die Avaren (und Slaven) verloren. Bis auf einige Randstücke räumen die Baiern das alte Boiohemum.

Um 562 kennt aber Procop von Caesarea auf der Südseite der Alpen noch die „Noriker“ und „Karner“.

Um 564 sind nach Venantius Fortunatus die Baiern bereits (über die Donau gegangen und) über das ganze Alpenland verbreitet.

Demnach beginnt das Zurückweichen der norischen Spätrömer oder des romanischen Keltenthums in der Salzachgegend mit den Verheerungen der Alamannen zu Severin's Zeit im dritten Viertel des 5. Jahrhunderts und die Verdeutschung in Folge der Einwanderung der Baiern um hundert Jahre später. Die Kelten waren daher ungefähr von 400 v. Chr. bis 564 n. Chr. die Hauptbevölkerung unserer Gegenden.

C. Sprachliche Ueberreste.

Da die aus rein sprachlichen Behelfen für die Ethnographie gezogenen Folgerungen nur zu leicht in die Irre führen und die „Benützung neueren Sprachstoffes zur Erklärung älterer Formen“ namentlich in der Keltenfrage auf ernsthafte Gegner gestossen ist, so wird nachstehende Betrachtung norischer Personen- und Ortsnamen hauptsächlich im Wege des Vergleiches und zum Theil mit Hilfe eines unbestrittenen Sprachkenners — K. Zeuss — ausgeführt.

Berg- und Flussnamen.

Der Name ***Alpen,*** dessen Stamm auch in „Apenninen", alpes Peninae, Deus Penninus wiederkehrt, ist ***keltischen*** Ursprungs. Iisidor. Hispal. Origg. 14, 8 bei Zeuss, Die Deutschen, 5.

Räter und ***Karner*** sind Völkerschaften, die von ***Bergnamen*** (kelt. rhat, carn, lat. cornu) abgeleitet sind. Zeuss, a. a. O. 228, 248.

„Taurisker" und „Noriker" werden von Strabo wiederholt für gleichbedeutend genommen. Da die „Skordisker" von Scordus (Livius), Scardus (Ptolem.), jetzt „Schar-dagh" im Balkan, also gleichfalls von einem Berge benannt sind, und sich der Bergnamen „Tauern" bis heute erhalten hat, so darf man „Taurisker" und „Tauern" in Beziehung bringen. Taurisker, Tauriner und Noriker wohnten am Fusse ausgedehnter Gebirge. Ihre Namen sind gleichzeitig mit der keltischen Bevölkerung dieser Gebirge.

Donau Danubius, Inn Oenus, Lech Likias, Traun Druna, Iller Hilara, Altmühl Alcmona, „wohl sämmtlich keltische Namen". Zeuss, 13.

Der Name der Salzach, ***Ivarus,*** darf mit dem Küstenfluss ***Var*** (Varus fluvius Liguriae, Plinius III. 5) und der zweite Name der Salzach ***Isonta*** (statt Igonta) oder ***Isontius*** oder ***Isontus*** mit ***Sontius*** (Isonzo) zusammengestellt werden. ***Ambisontii, Ambisuntes.***

Ortsnamen.

Ortsnamen, mit ***-bona*** (kelt. bon, Grenze), ***-briga*** (kelt. brig, Gipfel, Höhe), ***-dunum*** (dun, Höhe), ***-durum*** (dur, Wasser), ***-magus*** (magh, Feld) zusammengesetzt, wie sie nur in Gegenden vorkommen, welche einst von Kelten bevölkert waren.

Noricum und Vindelikien	Westliche Keltenländer
Vindobona (Wien).	***Augusto-*** (Troyes, Frankr.), ***Julio-bona*** (Lillebonne, Normandie).
Arrabona (Raab).	
Ariobriga (Mommsen, bei Lauter, zwischen Teusendorf u. Traunstein) Peutinger's Karte.	***Arco-, Augusto-, Caeto-, Flavio-, Julio-, Laco-, Mundo-, Nemeto-, Sego-, Talabriga,*** sämmtlich in Lusitanien und Hispania Tarraconensis.
Artobriga (Mommsen, an der Donau, Vindelikien).	
Cambedunum (Vindelik. Kempten), Itin.	***Acito-*** (Lemovices, Aquitan.), ***Cambe-*** (bei York), ***Camulo-*** (Britannien), ***Eburo-*** (Helvet. und Gallia Narb.), ***Caesaro-*** (Gall. Ludg.), ***Lug-*** (Lyon, Leyden und in Gall. Aquit.), ***Melo-*** (Melun bei Paris), ***Novio-*** (Helvet. Noyon; Belgien; Nouan bei Orleans; Soissons), ***Sego-*** (Rhodez, nördl. Aquit.), ***Sorbio-*** (südl. Briten.), ***Uxello-*** (Cadurci, südl. Gall. Lugd.), ***Vellauno-*** (Lâon, nördl. von Paris), ***Vero-*** (Belgien) ***dunum.***
Gesodunum, Ptolem.	
Idunum, Ptolem.	
Noviodunum, Itin. (bei Reun (Rann), Untersteiermark.	
Singidunum (Belgrad), Itin.	
Bolodurum (Passau), Itin.	***Augusto-*** (Boiocasses, Gall.) ***Autissio-*** (Auxerre in Gall. Ludg.), ***Batavo-*** (an der Waal), ***Brivo-*** (Briarre, Gall. Lugd.), ***Divo-*** (Metz), ***Erno-*** (Aquit.), ***Lacto-*** (Britan.), ***Marco-*** (Düren, Westph.), ***Octo-*** (Schweiz), ***Solo-*** (Solothurn), ***Vito-*** (Winterthur, Schweiz), ***durum.***
Gabanodurum, Ptolemäus.	
Sorviodurum (Vindelik., Straubing, Mommsen, Karte), Itinerar.	

Noricum und Vindelikien	Westliche Keltenländer
Gabromagus, Itin., (Windischgarsten, Oberöst., Mommsen, Karte).	***Argento-*** (nördl. Aquit., Argenton), ***Borbeto-*** (Worms), ***Broco-*** (Mediomatriker, Gallien), ***Condato-*** (südl. Gall.), ***Durno-*** (Dormagen, Rhein), ***Julio-*** (Gall. Lugd.; Aquitanien; Dekumatenland), ***Marco-*** (Belgien), ***Novio-*** (Neumagen am Rhein; Speier; an der Waal; Nymegen; in England), ***Ratu-*** (am Rhein), ***Rigo-*** (Remagen, a. Rh.), ***Vindo-*** (Gall. Narb.) ***magus.***

Ortsnamen mit den Ausgängen auf ***-âcum*** (-aco, -ago), ***-ate, -ava, -ova, -lo -is -lis? (-ismus, -isma).***

Avodiacum (Epfach, Vindelikien), Itinerar.	***Antumn-*** (Andernach, am Rhein), ***Bag-*** (Belgien, Nervier, Bavay), ***Blari-*** (an der unteren Maas), ***Camar-*** (Belg., Cambray), ***Ebor-*** (England, York), ***Gessori-*** (Morini, Belgien), ***Juli-*** (Belgien, Jülich), ***Tolbi-*** (Belgien, Zülpich), ***Turn-*** (Belg. Turnay) ***acum.***
Blaboriciacum oder?	
Lauriacum (La-v-or-iacum? Lorch an der Donau u. Enns), Itin. Eugippius.	
Joviacum (Schlögen, Ob.-Oest.), Itin., Eugippius.	
Laciacum (Mommsen, an der Strasse Juvavum-Lauriacum). Itin. — Laciacis?	
Marciacum? (Marciago, Morzg bei Salzburg) 8. Jahrhundert.	
Aredate, Ptolem. (Noricum).	***Ag-*** (Gall. Narb.), ***Arel-*** (Gall. Narb. Arles), ***Cond-*** (Gall. Lugd. Rennes), ***Cortor-*** (Bituriger, Gegend von Bordeaux) ***ate.***
Monate, Itin. (Steiermark).	
Stiriate, Itin. (Liezen in der oberen Steiermark, Mommsen, Karte).	
Atanate (Adnet bei Hallein, Volksmund: Adnat) 8. Jahrhundert.	(B)Athanatios hiess der Anführer (brennus, ir. braine) der Kelten bei dem Zuge nach Delphi. Pausanias.
Aneva, Anava (Anif, zwischen Hallein u. Salzburg), 8. Jahrhundert.	***Geneva*** (Helv. Genève, Genf), ***Loteva*** (Gall. Narb. Lodève), ***Deva*** (Britan. Chester).
Cambaneva (gegenüber v. Anif, „Campanif" bis in's 17. Jahrh., jetzt „Elsbethen"), 8. Jahrh.	
Colatio (Windischgräz, Mommsen, Karte, Noricum), Itin.	***Araus-*** (Gall. Narb. Orange), ***Brigant-*** (Briançon, Gall. Narb.), ***Cabell-*** (Gall. Narb. Cavaillon), ***Revess-*** (Arverni, südl. Frankr.), ***Segus-*** (Alpes Graiae), ***Vesont-*** (Besançon) ***io.***
Tutatio (Pettenbach, Ob.-Oest., Mommsen, Karte.	
Brigantia(o) Bregenz, Vindelik.	
Bisoncio (Zell am See, Salzburg), 8. Jahrh.	

Noricum und Vindelikien	Westliche Keltenländer
Cucúllis (Kuchl, Strasse Juvavum-Teurnia), Itin. Eugipp.	*Calagurr-, Elimberr-, Hispal-, Myrtil-, Scalab- is*, sämmtlich in Spanien und Südfrankreich.
Viscellis ad pontem (Obersteier, Zeyring, Mommsen, Karte), Itin.	
Marciólis (Marzols, jetzt „Marzoll" bei Reichenhall), 8. Jahrh.	

Wenn Marciólis = Marzoll, so ist auch Pertillis = Pertíll (Gutsname um Salzburg), Riciólis = Rizóll und Risól (Gutsnamen um Salzburg), Runciólis = Runzóls (ebenfalls um Salzburg).

Die Gutsnamen Brunis, Ramis, Roxnis (um Salzburg) wären etwa, wie die vielen Bauernnamen auf ismus, -a bei Guerard (Polyptychon Irminonis) zu erklären, wobei die Silbe -mus oder -ma (männliche und weibliche Endung) der Abkürzung halber verloren ging. Man hätte dann

Brunismus = Bruno colonus,
Ramismus = Ramo colonus,
Roxn (?) -ismus, verderbt.

Iculisma, Ortsnamen im alten Gallien, an der Garonne. — Osismi Cas. B. G. 2. 34; Antesmo (Verbrüderungsbuch von St. Peter 52, 26, 9. Jahrh.), Agantismus, Alcismus, Droctismus, Gerosmus, Walismus, Acrisma, Florisma, Geirisma, Landisma, Ragentisma und hundert andere.

Steininschriftliche Personennamen.

Beispiele von Geschlechtsfolgen.

Adnam	Crouta	Ateval	Eloiss-o	
Grossvater	Grossmutter	Grossvater	Grossvater	
Cacusi-us	Exapi-a	Attit-o	Uttu	Quordaio
Vater	Mutter	Vater	Mutter	Vater
Tertius		Mommus		Conginna
Sohn		Sohn		Ehefrau des Mommus
Mommsen, Corp. Inscript. III. 2, 5028		Mommsen, a. a. O. 5523, im Salzburger Museum.		

Beispiele der Verrömerung.

Condoll	Adgelei	Adsed
Vater	Vater	Vater
T. Julius Capatius	T. Julius Crigalo	T. Julius Taulus
Mommsen, 4846	Momms. 4843 u. 4846	Mommsen, 4847

Diese drei gehörten zu einer cohors montanorum civium Romanorum (Hilfscohorte der Gebirgler, die römische Bürger geworden sind). Dieser Truppentheil steht schon im J. 80 in Pannonien in Verwendung.

Beispiele lateinischer Anhänge an eine keltische Wurzel.

Cup-it.
Cupit-us, Mommsen 4837, 4889, 5151 und noch öfter.
Cupit-a, „ 4912, 4954, 5669.
Cupit-us Auti fil. 5151, „ Burani f. 4907, „ Secundi 5571.
Cupit-a Atevorti fil. 5272, „ Nemetonis f. 5109.
Cupit-ina, 4733.
Cupit-ianus 5221, sämmtlich aus Noricum.

(Lebhafter Beifall.)

Dr. **Much**

leitet seinen Vortrag über die nationale Stellung der Noriker*) mit der Bemerkung ein, dass uns die Frage über dieselbe als eine sehr naheliegende erscheinen müsse, da uns die zahlreich zu Tage tretenden Zeugen ihrer einstigen Wirksamkeit, der Inhalt ihrer Gräber, die Ueberbleibsel ihrer industriellen Betriebsamkeit, die Spuren, welche sie dem Boden durch ihre Erzgruben in unvergänglicher Weise aufgeprägt haben, die Thatsache endlich, dass wir selbst so viel Antheil an ihrer Erbschaft besitzen, indem wir das Feld bebauen, das sie urbar gemacht, und die Städte bewohnen, die sie gegründet haben, immer eindringlicher die Frage stellen, wer die Noriker waren.

Die Mehrzahl der Gelehrten werde nun rasch mit der Antwort einfallen, dass die Noriker Kelten gewesen seien, indem sie sich auf die Nachrichten der alten Schriftsteller und auf die herrschende gelehrte Meinung beruft, denen zufolge dieselben in den alten und in allen späteren Zeiten als Kelten gegolten haben, d. h. als jenes Volk, welches einst auch unter dem Namen der Gallier und Galater das heutige Frankreich, Oberitalien, die Schweiz und viele andere Länder bewohnt habe, und dessen letzte Reste die heutigen Schotten, Iren und Bretonen sein sollen.

Aber, entgegnet der Vortragende, Kelten sollen nach der Ansicht der meisten Gelehrten, welche sich mit dem Alterthume befassten, auch die Keltiberer, Bojer, Gothinen, die Kimbern und Teutonen, die Ligurer, Lygier, Bastarner, Thrakier, Pelasker, Etrusker, die Urbewohner Roms gewesen sein; ja, neuere Schriftsteller wissen sie fast in allen Theilen der Erde, Amerika, Island u. s. w. nicht ausgenommen, zu finden.

Ihre Sprache soll eine von der germanischen völlig verschiedene, dagegen mit jener der heutigen Briten und Iren identische gewesen sein, so dass kein Keltomane Bedenken trägt, alle aus alter Zeit überlieferten Namen aus der Sprache der Irländer

*) Dr. Much sagte bereits in seinem Vortrage, dass es unmöglich sei, den umfangreichen Gegenstand in der zugemessenen Zeit in allen seinen Theilen darzulegen; es ist aber auch namentlich aus redactionellen Gründen unmöglich, denselben in seiner vollständigen Behandlung dem beschränkten Raume dieses Berichtes einzufügen. Aus diesem Grunde wird daher erst eines der nachfolgenden Hefte der Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft eine durch derlei Rücksichten nicht beengte Abhandlung bringen. Die Red.

zu erklären, wornach die alten Namen, wie z. B. Hermann, Thusnelda, Ariovist, Dietrich, oder heutige Ortsnamen wie Landshut, Hattenheim, Scharfenstein, Hallstatt, Mondsee u. s. w. durchaus als keltisch betrachtet werden müssen.

So lächerlich die Keltomanie in ihren Auswüchsen sei, so habe sie dennoch grossen Schaden angerichtet, weil auch massvolle und patriotische Männer von ihr befangen waren, in Folge dessen sie eine unbegrenzte Autorität erhielt und nun die gelehrte Anschauung über das Alterthum beherrscht.

Allein die Grundlage der Keltomanie, nämlich der Glaube, dass die Kelten ein von den Germanen völlig verschiedenes, mit den Briten und Iren dagegen unmittelbar verwandtes Volk gewesen seien, entbehre aller Kriterien der Wahrheit. Dieser falsche Glaube ist nicht nur ganz naturgemäss für die Wissenschaft unfruchtbar geblieben, er musste auch, da aus einer Unwahrheit nie eine Wahrheit sich entwickeln kann, zu weiteren Unwahrheiten führen und hat thatsächlich zuletzt zu wahnwitzigen Hirngespinnsten geführt.

Man müsse also, sagt der Vortragende, nach einer besseren Grundlage sich umsehen und diese sei in den beiden von Adolf Holtzmann aufgestellten Sätzen: „I. Die Germanen sind Kelten. II. Die Briten und Iren, beziehungsweise die heutigen Kymren und Gaelen sind keine Kelten“ zu finden, welchen er den Folgesatz anschliesse: „Die Noriker sind Germanen“. Die Beweise dieser Sätze liegen in der allgemeinen Stellung der Kelto-Germanen, der Noriker im Besonderen, in den Ansichten der alten Schriftsteller, in der körperlichen Beschaffenheit, endlich in den Forschungsergebnissen, welche uns die Reste der Sprache und des Mythus, die überlieferten Namen und das hinterlassene Geräth gewähren.

Alle derartigen Untersuchungen müssen auf dem Grundsatze beruhen, dass man nicht einer weit verbreiteten Unsitte gemäss das Fernste und Unwahrscheinlichste zur Erklärung herbeiziehe, dass man nicht die Völker auf der Weltbühne kommen und gehen lasse, blos darum, weil andere Namen sich einstellen, nicht bedenkend, dass Namen nur Schall sind und um Vieles leichter entstehen und vergehen als Völker. Man müsse vielmehr die naturwissenschaftliche Methode in Anwendung bringen, und auch bei der Erklärung der Erscheinungen im Völkerleben versuchen, mit dem Vorgefundenen auszukommen, und daher von dem Naheliegenden und Einfachen ausgehen, und so wie die Naturforschung heute verzichtet, die Oberflächengestaltung der Erde und den Wechsel ihrer Lebewesen durch Katastrophen zu erklären, werde sich auch die Forschung über den Menschen daran gewöhnen müssen, der ruhigen, naturgemässen Entwicklung der Völker eine grössere Wirkung zuzuschreiben, als gewaltsamen Ereignissen, und insbesondere die in's Masslose angewachsene Vorstellung von den Wanderungen der Völker einzuschränken.

Der Redner erklärt sich daher mit Grimm einverstanden, welcher zuerst die Forderung stellte, dass man die Völker sich auf dem Boden aufgewachsen denken müsse, den sie heute bewohnen, und dass man sich nur durch sichergestellte Thatsachen bestimmen lassen dürfe, von diesem Grundsatze abzugehen.

Dem entsprechend müssen wir auch annehmen, dass die heutige deutsche Bevölkerung in den Alpenländern von Alters her da sesshaft sei; Ausnahmen müssten besonders constatirt werden.

Es fehle keineswegs an Beweisen für diese Behauptung, wohl aber fehle es heute an der Zeit, die mit allen Details ausgestatteten Beweise darzulegen, dass in den östlichen Alpenländern mit Ausnahme jener Gegenden, welche heute die Slaven einnehmen, in der That die Continuität der Bevölkerung eine ununterbrochene gewesen ist. Allgemeine Erwägungen, historische und archäologische Quellen stimmen hierin in gleicher Weise überein. Es lässt sich der vollständige Nachweiss führen, dass die alten Kelten Noricums weder vernichtet noch romanisirt noch ausser Landes gewandert sind. Merkwürdiger Weise erscheinen die Germanen in der Zeit, als nach langer Finsterniss wieder einiges Licht auf unsere Länder fällt, gerade dort am dichtesten, wo sich die keltoromanische Cultur am meisten entwickelt hatte, nämlich an den römischen Strassenzügen, insbesondere längs der Donaustrasse, und während die später eindringenden Slaven fast alle keltoromanischen Städte zerstören, ein Beweis, dass sie darin auf ein ihnen fremdes nationales Element gestossen, sind es die Germanen, welche diese Städte erhalten, ja sogar zum grossen Theile selbst die alten keltoromanischen Namen derselben in ihrem Munde bewahren und uns überliefern.

Mit eben solcher Sicherheit lässt sich die Continuität der Bevölkerung während der avarisch-slavischen und der magyarischen Invasion nachweisen mit der Beschränkung, dass allerdings grosse Theile

des Alpenlandes in den Händen der später eindringenden Slaven geblieben sind.

Solchen Thatsachen gegenüber verweisen nun die Keltomanen auf die alten Schriftsteller, indem sie aus ihnen nachzuweisen versuchen, dass einerseits die Kelten von den Germanen verschieden, andererseits mit den Briten und Iren unmittelbar verwandt seien, welche als das wahre Prototyp der Kelten hingestellt werden.

Aber gerade die alten Schriftsteller gewähren durch ihre unbefangen beurtheilten Zeugnisse die sicherste Stütze für die Behauptung, dass die Germanen zu den Kelten gehören, dass dagegen die Briten und Iren keine Kelten sind.

Herodot ist es, der die Kelten in die Geschichte einführt, aber er ebensowenig wie die bis zum Ende der römischen Herrschaft folgenden griechischen und römischen Schriftsteller sagen auch nur ein Wort über die Identität der Kelten mit den Briten und Iren. Das wichtigste Material zur Beurtheilung der Frage gewähren Cäsar, Strabo und Tacitus. Die Zeit sei aber zu gemessen, als dass es möglich wäre, näher in die Nachrichten dieser drei Schriftsteller einzugehen; es dürfte genügen, wenn gesagt werde, dass sie nicht nur nicht im Sinne der Keltomanen, sondern ganz entschieden für die Identität von Kelten und Germanen sprechen. Nur kurz will der Redner Strabo's Ansichten erwähnen, weil man sich heute vornehmlich auf ihn berufen habe. Wie sehr Strabo von dem Gegensatze zwischen Kelten und Briten und von der nationalen Einheit der Kelten und Germanen durchdrungen ist, ergibt sich aus vielen Stellen seiner Erdbeschreibung, vorzüglich aber aus seiner Schilderung der Kelten Galliens. Hier sagt er: Die alten Gallier kann ich Euch nicht nach den jetzigen Galliern schildern, denn diese leben als Unterjochte in Ruhe und nach den Befehlen der Römer und haben daher von ihrer Eigenthümlichkeit schon Manches aufgegeben: ich will sie aber nach den Germanen, wie diese noch jetzt beschaffen sind, schildern, denn beide Völker gleichen sich wegen ihrer natürlichen Eigenschaften (τῃ φύσει) und wegen ihrer Grundsätze in der Staatsverwaltung und sind miteinander stammverwandt συγγενεῖς, auch bewohnen sie ein zusammenhängendes, nur durch den Rhein geschiedenes und in den meisten Stücken ähnliches Land.

Wenn nun Strabo die Schilderung der alten Gallier, da die modernen durch römischen Einfluss schon allzusehr ihrem nationalen Charakter entfremdet sind, durch ein Vorbild, das seine Zeitgenossen noch schauen können, deutlich machen will und sich deshalb nach einem anderen Volke umsieht, ja, warum schildert er sie dann nach den Germanen, die doch mit der Nationalität der Gallier durchaus nichts gemein haben sollen, und nicht nach den Briten, die nach der Meinung der Keltomanen mit den Galliern zu derselben Nation gehört, dieselbe Sprache geredet haben sollen und zur Zeit Strabo's von dem Einflusse der Römer noch weniger als die Germanen berührt, ja selbst zur Zeit des Tacitus noch in der alten Rohheit verharrt waren?

Wenn für unbeugsame Gegner noch ein Zweifel erübrigen könnte, so müsste er durch eine spätere Stelle Strabo's vollends vernichtet werden, in welcher er sagt, dass gleich über dem Rhein neben den Galliern gegen Osten die Germanen wohnen, wenig verschieden von jenen, ausser durch grössere Rohheit, Körperlänge und Blondhaarigkeit, übrigens aber ihnen ähnlich an Gestalt, Sitten und Lebensweise, wie die Kelten geschildert worden sind. Deshalb scheinen denn auch die Römer den Germanen diesen Namen gegeben zu haben, indem sie gleichsam ächte Gallier bezeichnen wollten; denn Germani heisse in der Sprache der Römer die Aechten. Durch diese letzten Worte werden die Germanen — gleichgiltig ob die dem Namen gegebene etymoligne Bedeutung richtig ist oder nicht — von Strabo geradezu als das Prototyp der Kelten hingestellt: die Germanen, so sagt Strabo ausdrücklich, sind die echten Kelten.

Und in der That können auch wir zu keinem anderen Resultate kommen, wenn wir die Worte Strabo's näher untersuchen. Eine gewisse Rohheit ist bei beiden Völkern zu finden, nur sind die Germanen hierin urwüchsig geblieben; gross und blond sind beide, nur zeichnen sich die Germanen durch noch gewaltigere Körper und allgemeiner verbreitete Blondhaarigkeit aus. Das ist zugleich die ganze Summe der Unterscheidungsmerkmale, die Strabo angibt; jeder Unbefangene sieht aber, dass dieselben nicht auf wirklichen Unterschieden, sondern nur auf dem ungleichen Masse beruhen, in welchem auffällige nationale Eigenschaften den Galliern und Germanen gemeinsam zugetheilt sind. Denn blond und gross sind in der That auch die Gallier, und gerade bei ihnen werden

diese Eigenschaften von den Schriftstellern hervorgehoben. So erwähnt Silius Italicus wiederholt die lactea colla und flavam caesariem, crinem auro certantem, candida membra der italischen Gallier und ihre Körpergrösse: „procerae stabant, Celtarum signa, cohortes". Auch Virgil rühmt die aurea caesaries und lactea colla der Gallier; Diodorus Siculus kennt beide Eigenschaften an allen Kelten und Livius hebt im Besonderen die procera corpora, promissae et rutilae comae, candor corporum der kleinasiatischen Galater hervor.

In der richtigen Erkenntniss der Thatsachen sagt denn auch Strabo ausdrücklich, dass sich Gallier und Germanen in den genannten Eigenschaften nur wenig unterscheiden.

Strabo legt also beiden Völkern Blondhaarigkeit (ξανθότης) und auffallende Körpergrösse (μεγέθος) bei, beide sind ihm gleich in ihren natürlichen (geistigen und körperlichen) Eigenschaften (φύσις), in ihrer Körpergestalt (μορφή), in ihrer Sitte und Sinnesart (ἦθος), in ihrer Lebensweise (βίος), in ihren bürgerlichen Einrichtungen (πολιτεύμα), in ihrem nur wenig verschiedenen Heimatlande, und endlich werden sie geradezu als **stammverwandt** (συγγενής) erklärt.

Klarer, umfassender und entschiedener könne man wohl die nationale Einheit zweier Völker nicht mehr ausdrücken und der Vortragende appellirt ganz insbesondere an die Naturforscher, ob sie es vermöchten, von einem Schriftsteller des Alterthums noch irgend ein anderes Merkmal zu verlangen, welches diese Einheit bezeugen soll. Den Keltomanen ist aber Alles möglich, auch trotz dieser Aussprüche, die sie ja kennen, aber nicht gern berühren, weil sie sie nicht wegzudeuteln vermögen, auf ihrer Ansicht zu verharren. Man nenne dagegen nur einen Schriftsteller des Alterthums von der Glaubwürdigkeit Strabo's, der mit gleichen Worten für die Einheit der Kelten und Briten eintritt, dann könne man sagen: Ihr möget wohl recht haben, aber lassen wir alle Hoffnung, es ist nicht möglich, dem Widerstreit der Meinung zu entrinnen. Niemand aber vermag einen solchen Schriftsteller zu nennen, vielmehr müssen die Keltomanen zugeben, dass auch „Strabo das Keltenthum der Briten durchaus nicht bezeuge", so wenig als „Cäsar einen ethnographischen Zusammenhang der Briten des inneren Landes mit anderen Völkern kenne".

Redner geht nun auf die Nachrichten der Griechen und Römer über, welche sich speciell auf die Völker der Alpenländer beziehen, erwähnt, dass auch ihre Nachbarvölker über der Donau, die Markomannen u. s. w., wiederholt Kelten genannt werden, ohne von ihrem germanischen Wesen etwas zu verlieren, während andere Schriftsteller den Stamm der Skordisker geradezu als gleichsprachig mit den Barstarnen hinstellen, einem zweifellos germanischen Volksstamme. Alle Nachrichten führen zu dem Schlusse, dass die alten Schriftsteller zwischen Kelten, Germanen, den sogenannten Alpenkelten und den kleinasiatischen Galatern keinen ethnischen Unterschied machen, wogegen kein einziger sich für die ethnische Gleichheit der Kelten mit den britisch-irischen Völkern ausspreche.

Redner verzichtet darauf, heute auf das Beweismateriale einzugehen, welches uns die Untersuchung der Orts- und Personennamen gewährt, keineswegs weil er es gering schätze; er glaube vielmehr, dass es mit grossem Nutzen für die Geschichte unseres Volkes ausgebeutet werden könne. Nur kurz gedenkt er zweier Nachrichten, welche auf die Sprache hinweisen, die einst die Noriker gesprochen haben. Der hl. Hieronymus versichert, dass die Galater zu seiner Zeit ausser der griechischen Sprache, in welcher der ganze Orient verkehrte, sich auch noch ihrer eigenen Sprache bedient haben, welche jener der Trevirer beinahe gleich war. Bekanntlich waren die Galater zu ihren Eroberungszügen zumeist von den Skordiskern und Tauriskern ausgezogen, und da die Trevirer sich einst selbst deutscher Abstammung rühmten, so muss auch die Sprache der Noriker eine der deutschen Sprache nahe verwandte gewesen sein. Noch im Jahre 1190 sollen nach einer Mittheilung Palhausen's die Kreuzfahrer Friedrich's des Rothbarts nahe an Armenien auf Leute gestossen sein, welche bojisch, d. i. nach dem damaligen Sinne dieses Wortes bairisch redeten; im alten Heimatlande der Galater, d. i. Noricum und Ober-Pannonien, wohnt aber noch heute der bairische Volksstamm.

Der Vortragende geht nun auf die archäologischen Reste über, von denen ihm eine Anzahl symbolischen Charakter zu besitzen und auf den nordischen Götterglauben zu deuten scheint.

Als den wichtigsten Gegenstand dieser Art erklärt er den berühmten Wagen von Strettweg; der Vortragende bezeichnet als bemerkenswerth, dass er von einem Hirschen gezogen, von Männern und Weibern begleitet und von bewaffneten Reitern umgeben ist. Der in der Mitte befindlichen weiblichen Gestalt ist eine besondere Bedeutung verliehen: sie bildet den Mittelpunkt der ganzen Gruppe, sie er-

hebt sich aus dem Bilde der Sonne heraus und überragt weitaus alle anderen Figuren durch Körpergrösse, in ihr sollte also offenbar der Uebung des Alterthums gemäss auch ein hervorragendes Wesen, eine Göttin oder eine Priesterin zur Darstellung gelangen, welche in Begleitung von Menschen und unter dem Schutze bewaffneter Reiter auf ihrem von einem Hirschen gezogenen Wagen Umzug hält.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass wir es mit einem zur heidnischen Religion in inniger Beziehung stehenden Gegenstande zu thun haben. Nun findet Redner in den mythischen Ueberlieferungen keines anderen Volkes so viele Anknüpfungspunkte, als in den germanischen. Schon Tacitus berichtet von der Göttin Nerthus, der Mutter Erde, welche auf einem von Kühen gezogenen, von den Priestern begleiteten und behüteten Wagen, Frieden verbreitend, einherzog. Ein ähnlicher Wagen war bei den Gothen im Gebrauch; Sozomenos berichtet nämlich, dass Athanarich auf einem Wagen ein Götterbild herumführen liess, vor dem Alle niederfallen und Opfer bringen mussten. Bei den Galliern insbesondere wird ein solcher Götterwagen durch Gregor von Tours bezeugt, welcher erzählt, in Augustodunum sei vor Zeiten ein Bild der Berecynthia gewesen, welches man auf einem Wagen zur heiligen Zeit durch die Felder geführt habe, und in der Vita S. Martini wird berichtet, dass es bei der ländlichen Bevölkerung der Gallier Brauch gewesen, Götterbilder durch die Felder zu führen. Noch in christlicher Zeit war im Kloster Novalese ein wunderbar schöner Wagen mit einer perticca, Holzsäule, welcher bei der Einforderung der Abgaben umhergeführt wurde, ohne Zweifel ein Stück alten Heidenthums, denn die perticca (Holzsäule) ist nichts Anderes als der Götterbalken, ein rohes Sinnbild der Gottheit, das unter anderen auch bei den Longobarden an den Gräbern aufgestellt wurde, muthmasslich um Opfergaben daran aufzuhängen, und diese perticca des Opferwagens von Novalese ist es auch, welche uns die Schalen auf den Wägen von Strettweg, Peccatel u. s. w., die also zur Aufnahme von Opfern dienten, erklärt.

Auch die von Hirschen gezogenen Wagen kommen bei den Germanen vor. So wurde in einer den Römern günstigen Schlacht ein von vier Hirschen gezogener Wagen eines gothischen Fürsten erbeutet, auf welchem sodann Aurelian seinen Triumphzug auf das Capitol hielt. Die Hirsche wurden darnach den Göttern geopfert. Noch näher aber steht dem Strettweger Wagen der von Hirschen gezogene Wagen einer germanischen Priesterin, welcher gleich dem früher erwähnten ebenfalls 'eine Beute römischer Soldaten wurde.

Auch archäologische Funde anderer Art deuten dem Redner auf nordischen Götterglauben.

Als solche Ueberreste erscheinen ihm insbesondere die Figuren, welche so häufig auf den Hallstätter Broncen vorkamen, nämlich die Scheibe, der Kreis mit dem Punkte, das Sonnenrad, das gemähnte Ross und der Schwan, und die durchaus als symbolische Zeichen aufzufassen seien. Der Schwan insbesondere fehle dem römischen Mythus gänzlich, im griechischen sei er fremden Ursprungs und weise auf den Norden, während er dem germanischen Mythus in gleichzeitiger Erscheinung mit dem gemähnten Rosse ausschliesslich und ganz angehöre. Sonach deuten auch diese Ornamente auf germanisches Wesen.

Der Redner schliesst seinen Vortrag mit folgenden Worten:

Es führt uns eine lange Reihe wohlbegründeter Thatsachen und Belege zu dem Schlusse, dass die Noriker Germanen sind und mit ihnen zu dem weitverbreiteten Volke der Kelten gehören. Wir finden diese Belege nicht blos in allgemeinen Erwägungen, sondern ganz insbesondere in speciellen Forschungsergebnissen, vor Allem in der Continuität der Bevölkerung der östlichen Alpenländer, die sich seit urältester Zeit durch die Resultate urgeschichtlicher Untersuchungen, durch historische Nachrichten, durch das nationale Wesen der heutigen Bewohner nachweisen lässt; wir finden sie in den Nachrichten der alten Schriftsteller, in der Identität der Sprache, die sich uns aus den Orts- und Personennamen und in der Identität der Mythen, die sich aus den symbolischen Zeichen auf dem hinterlassenen Geräth ergibt.

Ob es mir gelungen ist, auch Sie, verehrte Anwesende, von der Wahrheit des Gedankens zu überzeugen, den ich Ihnen vorgetragen habe, weiss ich nicht, aber die vielfältige Zahl von Gründen für dieselbe berechtigt mich, Angesichts des steten Uebergreifens all' unserer Nachbarn auf unser Gebiet, auf unsere geistigen Errungenschaften, auf unseren Ruhm die Mahnung auszusprechen, ein Jahrtausend urältester ruhmvoller Vergangenheit nicht leichten Herzens preiszugeben. (Allgemeiner Beifall.)

Geheimrath Prof. **Virchow**:

Ich glaube, da ich nicht unmittelbar an der Frage betheiligt bin, mehr unbefangen zu sein. Ich will

nicht verhehlen, dass all die Herren etwas einseitig gesprochen haben. Herr Dr. Much hat eigentlich nur von Keltomanen geredet, als ob es niemand Andern geben würde. Ja, wenn nun die Andern ihre Gegner Keltophoben nennen wollten, würde die Frage dadurch nicht gefördert werden. Ich meine, wir müssen uns in dieser Beziehung nicht blos sehr genau fragen, was können wir aus den alten Schriftstellern ersehen? sondern wir müssen auch bei dieser Frage aus dem, was uns die Gegenwart bietet, die Mittel für die Kritik suchen. Was die Alten betrifft, so erkenne ich sehr gern an, dass man aus ihnen bald in dem einen, bald in dem andern Sinne sich die Thatsachen zusammenstellen kann. Ich möchte Herrn Dr. Much den Vorwurf machen, dass er einen Schriftsteller, auf den beinahe Alles ankommt, Jul. Cäsar, nicht in Betracht gezogen hat. Wenn Derjenige, der jahrelang die schwersten Kriege geführt hat, zum Theil in Gallien, zum Theil in Germanien, der Jahre lang diesen Leuten gegenüberstand, der die Leute in den mannigfaltigsten Beziehungen unmittelbar kennen lernte, wenn der es als ganz sicher und unzweifelhaft betrachtet, dass er zwei Nationalitäten vor sich hat, so ist das ganz etwas Anderes, als wenn man sich auf den beruft, der die Nachrichten erst aus den andern zusammengetragen hat. Strabo ist gewiss ein grosser Zeuge aus dem Alterthum; er war aber niemals in der Lage, diese Völker selbst vor sich zu sehen. Strabo hat über diese geurtheilt, wie über eine Reihe asiatischer Völkerschaften. Die Quellen, aus denen er seine Nachrichten entnommen, besitzen wir nicht mehr.

Ich möchte nun in dieser Beziehung an zweierlei moderne Verhältnisse erinnern. Mir kommt es vor, als wenn diese Frage ungefähr so beurtheilt werden müsste, wie man jetzt die Finnen beurtheilen muss. Stellen Sie sich vor, es würden heute Barbaren hereinbrechen und Alles vernichten, als ob man mit einem Schwamm über unsere Cultur hinwegwischte, und es wollte später Jemand untersuchen, was eigentlich die Finnen sind, so wird dies schwer sein. Ich habe mich mit dieser Frage beschäftigt, es war mir aber unmöglich, aus dem, was die Literatur darbot, ein Urtheil zu bilden. Ich musste endlich selbst nach Finnland reisen. Heute kann man Jene Finnen nennen, die speciell in Finnland wohnen. Da wohnen aber auch Lappen. Man kann sagen, die Lappen sind Finnen. Sie gehören wohl zu einem gemeinsamen Stamme, sprechen aber eine ganz andere Sprache, sind ganz und gar verschieden. Die Sprache stimmt der Quelle nach überein, aber sie können einander nicht verstehen, so dass es auf weit zurückliegende Perioden der Sprachbildung führt, wo schon ein Zeitraum dazwischen liegt, der gross genug ist, dass wir anerkennen müssen, sie sind gemeinsamen Stammes, aber nicht, sie sind dieselben Leute. Nun gehen Sie über den finnischen Meerbusen, so kommen Sie auf die Seite der russischen Ostseeprovinzen, wo Sie wieder eine ganze Reihe von finnischen Stämmen finden, daran schliessen sich die Stämme, die bis zum Ural reichen, von denen es schon zweifelhaft ist, wie weit sie überhaupt mit den andern zusammenhängen. Dann beginnt ein grosser Streit: Wo hören die Finnen auf? sind die Samojeden, die Ostiaken finnisch? sind die Völker, die bis zum Altai wohnen, finnisch? Die Meinungen darüber gehen in einem sehr grossen Masse auseinander. Schnitten wir z. B. die Hälfte dieser Schriftsteller aus, deren Schriften verloren gegangen wären, was würde daraus für ein sonderbares Bild werden?

Wir haben aber eine noch viel wichtigere ethnologische Bewegung, die wir für Verhältnisse dieser Art in Betracht ziehen müssen, das sind die Bewegungen, welche sich gegenwärtig noch fortwährend in Afrika vollziehen. Aeusserlich betrachtet, kann man das auch Alles zusammenfassen. Mohr ist Mohr. Aber Mohr bedeutet ursprünglich gar nicht einen schwarzen Menschen, sondern einen Bewohner von Mauretanien, die am wenigsten schwarz sind. Der Begriff wurde später ausgedehnt und ist von den Portugiesen sogar über das Meer weitergetragen und in die indischen Gewässer gebracht worden. Wer diesem Namen nachgeht, kann Dinge zusammenbringen wie der Keltomane. Es gibt Leute, welche meinen, dass Afrika von einem Stamme heraus bevölkert worden ist, andere, welche einen positiven und schneidenden Gegensatz zwischen den eigentlichen Negern und der alten schwarzen Bevölkerung (Aethiopier u. s. w.) aufstellen und diese letzteren von den jetzigen Schwarzen absolut ausscheiden. Ja, das lässt sich gar nicht so rasch erledigen. Wenn nun Jemand dahin geht, ein Mann wie Munzinger, der jahrelang dort reist und nun mit seinen Eindrücken beschreibt, so ist mir das viel mehr werth, als wenn Jemand mir hundert Citate von Autoren bringt, die diese Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt haben. So beurtheile ich das Verhältniss von Cäsar und der Masse von Autoren, welche nur vom Hörensagen und aus fremden Berichten schreiben.

Die Frage der Keltomanie ist eine speciell deutsche. In andern europäischen Ländern existirt sie gar nicht. In Frankreich trägt Niemand Bedenken, anzuerkennen, dass es wirklich Kelten gegeben habe. Es fragt sich nur, wie weit kann man die Kelten als einheitlich betrachten. Es wird bekannt sein, dass selbst der energischeste Vertreter der keltischen Wissenschaft, Alexander Bertrand, die Kelten in zwei grosse, absolut verschiedene Kategorien geschieden hat, und dass die verschiedenen Bezeichnungen: Kelten, Galater etc. auf wesentlich differente Stämme hinweisen.

Damit ist auch die ganze Schwierigkeit beseitigt, welche Herr Much in Bezug auf die Identificirung der Kelten mit den Briten vorbringt. Die Frage, ob hier Kelten waren, lässt sich nicht dadurch erledigen, dass man nachweist, dass die Iren keine Kelten gewesen seien. Meiner Meinung nach müsste man sich, wenn wir die Frage hier erledigen wollen, sehr ernsthaft zusammenthun, um herauszubringen, wie viel Werth jedem einzelnen Grunde beigelegt werden kann. Negative Gründe betrachten wir in der Naturwissenschaft als die allerschlechtesten, welche existiren. Z. B. wenn es heisst, es sind keine Ortsnamen vorhanden, welche auf Kelten hinweisen, so scheint mir das kein Beweis zu sein. Wenn wir heute nach Kleinasien gehen, ein Land, welches so genau in seinen Einzelnheiten benannt war, und von dem wir auch eine so gute Tradition haben, und wenn man dann sieht, wie wenig davon übrig geblieben ist, so werden Sie zugestehen müssen, dass es viel auffallender ist, dass aus einem solchen Lande im Verlauf von wenigen Jahrhunderten die ganze Erinnerung weggewischt worden ist. Suchen Sie auf, welche Namen die Berge in Kleinasien haben. Da werden Sie finden, dass die grössten und bedeutendsten Bergspitzen ihre Namen verloren haben und heute türkische Namen tragen. Es gibt nur wenige, welche noch die Erinnerung erhalten haben, zumeist noch der Küstensaum, wo schon frühzeitig besonders die Italiener ihre Eroberungen machten und sich festsetzten. Aber im Innern ist die Erinnerung fast ganz verloren gegangen. Dem gegenüber erscheint es mir immer von sehr grosser Bedeutung, wenn auch nur ein kleiner Theil von erkennbaren Namen vorhanden ist. So scheinen mir die Namen, welche Herr Zillner zusammengestellt hat, in der That beweisend zu sein.

Ich möchte in dieser Beziehung noch eins erwähnen, was mir immer sehr auffallend war: es ist der alte Name der Karner, Carnuntum, Karawanken. Das hat keine Analogie mit etwas, was deutsch ist. Niemand hat versucht, diesen Namen auf eine deutsche Wurzel zurückzuführen. Eine solche Reihe von Namen ist immer schon ausreichend, zu zeigen, dass da etwas Besonderes war. Aber ich will gern zugestehen, die Frage ist ungemein complicirt.

Wenn wir in's Alterthum gehen, sehen wir überall, dass die Kelten zuerst auftreten, und dass die Kelten einen Gürtel bilden, der die Germanen von den Römern schied, so kann Alles, was überhaupt gegen Norden lag, Keltike genannt worden sein.

Nun ist innerhalb dieses Gebietes kein Grund einer solchen eigentlichen Scheidung vorhanden. Und da möchte ich sagen, die Herren, welche die Kelten ausschliessen wollen, mögen uns dann einmal sagen: Wo kam denn der grosse Gegensatz her der südlichen Brachycephalen und der nördlichen Dolichocephalen? Die Thatsache liegt doch nun vor, dass das ganze lange Gebirge, welches Strabo anführt, welches ich anerkenne als Ihr Gebirge, beginnend von der Wallachei her und sich durchziehend bis an den Ocean, dann fast das ganze Gebirge Mittelfrankreichs mit einschliessend, doch factisch von einer Bevölkerung bewohnt ist, die noch in ihren heutigen Repräsentanten wesentlich verschiedene Erscheinungen darbietet. Ich gehe nun hier nicht so weit, zu behaupten, dass dies eine einzige Bevölkerung gewesen sei. Ich habe selbst den Versuch gemacht, für Gegenden, die Ihnen sehr nahe liegen, durch das Hereinziehen eines südlichen Elementes zu vermitteln. Die heutigen Albanesen sind ein wesentlich brachycephaler Volksstamm; sie entsprechen dem alt-illyrischen Stamme. Die Illyriker reichen ziemlich weit nördlich. Die Veneter und ein grosser Theil der italienischen Bevölkerung schliessen sich unmittelbar an. Ich habe frühzeitig schon die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich ist, dass ein gewisser Theil dieser Bevölkerung nordwärts gedrungen ist. Vindelicien trägt vielleicht seinen Namen davon, dass es mit den Venetern in Beziehung gestanden hat, und es ist die Frage aufzuwerfen, ob die Bezeichnung des Bodensees als Venetisches Meer blosse Erfindung ist.

Aber aus dieser Erwähnung sehen Sie schon, dass ich nicht so weit gehe, behaupten zu wollen, dass, so weit als Brachycephalen sind, ehemals Kelten gesessen waren. Wir werden vielleicht anerkennen müssen, dass neben Kelten auch illyrische Bevölkerung sich weiter nach Norden erstreckt hat. Aber der Gegensatz, der zwischen den Kelten und Germanen herrscht, braucht deshalb nicht beseitigt zu

werden. Sie können Verwandte gewesen sein, aber man kann doch anerkennen, dass sie different waren. Hellenen und Italiker kann man nicht als identisch bezeichnen, weil ihre Sprache derselben Wurzel entstammt; sie stehen in Zusammenhang, es trat jedoch eine frühe Scheidung ein. So wenig aber werden auch Germanen und Kelten als vollkommen identisch betrachtet werden können.

Die Frage der Cultur scheint mir in diesem Falle die am wenigsten erhebliche zu sein. Wir haben uns gewöhnt, uns vorzustellen, dass in der That die europäische Cultur sich von gewissen Centren aus übertragen habe, dass die griechische auf die asiatische, die römische auf die griechische, unsere auf die italische zurückzuführen sei. Wir haben im Allgemeinen anerkannt, dass das, was wir die abendländische Cultur im Ganzen nennen, einen östlichen Ursprung hat und sich dann selbstständig entwickelte, aber doch nirgends so selbstständig, dass man sagen könnte, sie sei von Anfang an wie ein autochthones Gewächs herausgewachsen. Wenn wir z. B. auch im Norden geglaubt haben, dass die alten Männer von Hallstatt keltisch waren, so haben wir doch nie geglaubt, dass, weil wir von ihnen allerhand bekommen haben, wir deshalb auch keltisch waren, oder dass z. B. diejenigen, welche in Bologna sassen, keltisch waren.

Herr Dr. Much schien andeuten zu wollen, dass erst seitdem Oberitalien von den Kelten eingenommen war, sich diese Cultur entwickelt habe. Umbrier können die Träger dieser Cultur zu den Kelten gewesen sein, von diesen kam sie zu den Germanen und bis nach Scandinavien.

Wir werden nicht mehr in der Lage sein, blos deshalb, weil an einer Stelle Schwäne gefunden werden, zu sagen, die Schwäne seien germanisch oder gallisch. Hochstetter hat einen Wagen aus Bosnien beschrieben, der mit einem Wagen übereinstimmt, welchen ich in Brüssel gesehen habe, der in Süditalien gefunden wurde. An diesen Wägen finden sich dieselben Schwäne. Wir können ganze Reihen solcher Parallelen aufstellen, und darum haben wir uns daran gewöhnt, diese Sachen in der That für etrurisch zu halten.

Ich habe Ihnen das mitgetheilt, weil ich auch bei uns immer den Standpunkt vertreten habe, dass wir nicht über die Kelten ohneweiters zur Tagesordnung übergehen können. Ich gehöre nicht zu den Keltomanen. Ich will sehr gern anerkennen, dass wir noch weiter gehen können. Aber das scheint mir immerhin unzweifelhaft, dass, nachdem wir so ausgezeichnete Zeugnisse der besseren Schriftsteller dafür haben, dass auch hier, ebenso wie am Rhein, eine sprachliche Differenz existirt hat, und nachdem sich eine, wenn auch kleine Zahl von Namen erhalten hat, welche aus der deutschen Sprache nicht erklärt werden kann, doch immer noch die Frage aufrecht zu erhalten ist, ob nicht die Reste der fraglichen Bevölkerung in den brachycephalen Formen zu suchen sind.

Für Ihr nationales Gefühl kann die Sache ziemlich gleichgiltig sein. Dass Sie einmal eingewandert sind, das ist wohl ziemlich sicher anzunehmen, ob Sie ein paar Jahrtausende früher oder später eingewandert sind, ist ziemlich gleichgiltig. Dass Sie das Land ganz und gar germanisirt haben, dass Alles hier echt deutsch ist, bezweifeln wir auf keinen Fall, und nach dieser Richtung will ich auch in keinem Fall Anlass zu Zweifeln geben. Anders aber liegt die Frage, ob Sie nicht als tapfere Eroberer das Land unterworfen haben. (Allgemeiner Beifall.)

Geheimrath **Schaffhausen**:

Bei der Frage über das Verhältniss der Kelten zu den Germanen hat vor allen Dingen die kraniologische Forschung ein Wort mitzureden, denn so veränderlich die Schädelform im Laufe langer Zeiten auch sein mag, die Eigenthümlichkeit eines Volkes, jene charakteristischen Eigenschaften, durch die es sich von andern unterscheidet, müssen sich in der Schädelbildung ausprägen, die uns zumal ein Urtheil über den Grad der erreichten Cultur gestattet. Schon auf der Versammlung der deutschen Anthropologen in München ist gefragt worden, ob Jemand die Merkmale des Keltenschädels angeben könne. Durch Zufall halte ich eine kleine Schrift in der Hand (den Sitzungsbericht der niederrhein. Gesellschaft in der Köln. Ztg. vom 25. August 1855), in der ich drei Schädel aus Römergräbern bei Metz beschrieben habe. Darin habe ich eine Mittheilung angeführt (vgl. den Sitzungsbericht etc.), die ich 1855, also vor 25 Jahren, über den Keltenschädel gemacht und nach zahlreichen weiteren Beobachtungen seit jener Zeit, noch heute für richtig halte. Es heisst darin nach Vergleich germanischer Schädel von Cannstadt mit den Schilderungen, welche Bory St.-Vincent, Latour, Serres, Retzius u. A. vom Keltenschädel gegeben: „Die in der Schrift von Holtzmann: „Kelten und Germanen, Stuttgart 1855“ gegen die herrschende Ansicht aufgestellte, aber auf gute historische

und sprachliche Beweise gestützte Behauptung, dass Kelten und Germanen ein und dasselbe Volk in Leibesbeschaffenheit, Sitte, Religion und Sprache gewesen, findet in der Uebereinstimmung des Kelten- und Germanenschädels eine unerwartete Bestätigung.“ Es werden der Völkerzüge aus Asien nach Europa mehrere stattgefunden haben, welche vor der letzten, der slavischen Einwanderung, germanische Stämme nach dem Westen brachten. Die zuerst kamen, haben durch den Einfluss phönizischer und griechischer Cultur von den Mittelmeerküsten aus eine höhere Cultur erlangt, als die später eingewanderten und die, welche in den Wäldern Deutschlands sesshaft blieben, oder nach Kriegsbeute umherzogen. Bezeichnend und die Auffassung bestätigend, dass die Gallier ursprünglich roh waren und erst später Bildung angenommen hatten, sind die Worte des Tacitus: „Die Britannier sind zum Theil noch, was die Gallier einst waren.“ Auch Strabo sagt, die Gebräuche der Germanen hätten einst bei den Galliern geherrscht. Beide seien von gleicher Abstammung, aber in der Cultur verschieden gewesen. Dafür spricht auch die Thatsache, dass man in Deutschland in älteren, der sogenannten Broncezeit entsprechenden Grabfunden edlere Schädelformen gefunden hat, als sie uns in späteren Zeiten begegnen. Kelten und Germanen mögen auch dieselbe Sprache gesprochen haben, denn andere germanische Sprachreste aus jener Zeit, zu der das Keltische hinaufreicht, sind uns nicht erhalten. Wenn Cäsar aber bemerkte, dass die Belgier, die er zu den Germanen rechnet, eine andere Sprache redeten als die Gallier, so können das verschiedene Mundarten gewesen sein, an denen das heutige Deutschland seiner verschiedenen klimatischen Natur entsprechend noch so reich ist. Ein Friese und ein Baier, die nur ihre Mundart reden, verstehen sich kaum und ein Fremder würde glauben, dass sie verschiedene Sprachen reden. (Beifall.)

Dr. **Much**:

Wenn ich wiederholt den Ausdruck Keltomane gebraucht habe, so geschah das in sehr verschiedenem Sinne, da ich die Gelehrsamkeit, Besonnenheit und den Patriotismus eines grossen Theiles Jener, welche in herkömmlicher Weise die Kelten für ein von den Germanen verschiedenes Volk halten, gern anerkenne.

Herr Geheimrath Virchow hat sich auf Cäsar bezogen und mir den Vorwurf gemacht, dass ich Cäsar's Nachrichten nicht beachtet habe. Ich habe dies darum nicht gethan, weil dieser Schriftsteller nach meiner Ansicht am allerwenigsten Gründe dafür bietet, dass Kelten und Briten ein Volk sind; ja der entschiedenste und zugleich gelehrteste Gegner Holtzmann's, nämlich Brandes, musste es zugeben, dass gerade Cäsar es nicht ist, welcher einen ethnographischen Zusammenhang der Briten des inneren Landes (der Insel) mit anderen Völkern kenne. Cäsar unterscheidet eben zweierlei Völker in Grossbritannien, die Briten und die eingewanderten, an der Küste sesshaften Belgier. Von den Belgiern sagt er übrigens ausdrücklich, dass sie von den Germanen abstammen, was man allerdings constant ignorirt. Ich habe mich in meiner Beweisführung heute blos auf die Ansichten der Alten, speciell Strabo's berufen, ohne vorläufig in das Thatsächliche der Nachrichten einzugehen, welche keineswegs negative, sondern sehr viele positive Beweise gewähren. Strabo sagt doch ausdrücklich, dass die Gallier den Germanen in körperlicher und geistiger Hinsicht gleich sind, er nennt daher beide Völker **stammverwandt**, συγγενεῖς, und die Germanen die echten Kelten.

Was nun die Brachycephalen und Schwarzhaarigen in Süddeutschland betrifft, so, glaube ich, gibt man sich einem Irrthume hin, wenn man diese zu den Kelten in eine Beziehung bringt. Denn die Gallier des Festlandes werden von sämmtlichen alten Schriftstellern ausnahmslos als gross, weiss von Hautfarbe und blondhaarig geschildert; wie kann ein Volk, das gross und blondhaarig ist, auf ein anderes Volk, das auch gross und blondhaarig ist, die Germanen, so einwirken, dass dieses nun schwarzhaarig wird?!

Ob möglicherweise ein anderes, hier vielleicht früher sesshaft gewesenes Volk derart eingewirkt hat, ob hierbei vielleicht auch andere Ursachen vorliegen, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ich hätte gern verzichtet, auf etymologische Erörterungen einzugehen, aber die Erklärung der Namen Karner, Karawanken, Vindelicien u. s. w., als etwas der deutschen Sprache völlig Fremdes, nöthigt mich doch zu einigen Bemerkungen.

Das Wort Kar kommt im Deutschen und ganz insbesondere im Dialecte unserer Alpenländer unzählige Male vor, es bedeutet Kessel und bezeichnet in den Namen Tappenkar, Hellkar, Heukar, Taubenkar u. s. w. ein rings von Felsen abgeschlossenes Thal. Aber gerade im Lande der Karner gibt es unzählige solcher Kessel, die eigentlich allein culti-

virbar und fähig sind, bewohnt zu werden; das sind die Kare, Felskessel, in der slovenischen Sprache Dolinen genannt. Das Wort Karawanken lässt sich somit vollständig aus der deutschen Sprache erklären, denn auch Wang ist deutsch, bedeutet Wiesengrund und erscheint in zahlreichen Ortsnamen in ganz Deutschland, es passt in seinem Sinne vortrefflich auf die oft sehr fruchtbaren und lieblichen Flächen in den Karen oder Dolinen im Lande der alten Karner. Wir haben ein analoges Wort in den Vangionen. Die Karner haben also offenbar von diesen Karen den Namen, worauf auch der bei ihnen vorkommende Bergname Karusadius verweist, welchen ich als den Berg der Karusassen deute, dem ich den Namen unserem zweifellos deutschen Alisati, Alsassen, Holtsati, Holsassen, und dem Ptolämäischen Ortsnamen Φουργισατίς am Gabretawalde vergleichen darf.

Auch bei Vindelicien braucht man nicht an fremde Völker, namentlich nicht an Slaven zu denken. Wendelsee und Wendelmeer bedeuten im Althochdeutschen das Weltmeer; aber auch die Ostsee, der Bodensee, der Thunersee werden im Mittelalter Wendelsee genannt. Dem Namen liegt das Wort Wand zu Grunde, das heute noch im Dänischen im Gebrauche ist und Wasser bedeutet. Es wird dadurch klar, warum der Name Veneter gerade immer bei Völkern, die am Wasser wohnen, an der Adria, an der gallischen Küste, an der Ostsee, am Bodensee wiederkehrt; bei den Venetern an der Adria aber zeigt er deutlich, dass sie Germanen zu Nachbarn gehabt haben müssen.

Was endlich den Umstand betrifft, dass ich am Schlusse meines Vortrages die Mahnung ausgesprochen habe, ein Jahrtausend ruhmvoller Vergangenheit nicht leichthin preiszugeben, so habe ich keineswegs einen Werth darauf gelegt, ob wir unser Land kürzer oder länger innehaben, aber ich meine, wir sollen die Möglichkeit nicht preisgeben, unsere Geschichte überhaupt um ein Jahrtausend weiter zurück zu verfolgen. (Beifall.)

Professor **Ohlenschlager**:

Wir besitzen eine Reihe von Ortsnamen und Personennamen in den Grabdenkmälern, wie sie das corpus inscriptionem anführt, aber darunter ist nicht ein einziger Name, welcher im Entferntesten mit Namen übereinstimmen würde, die in den baierischen Urkunden des 6. und 7. Jahrhunderts vorkommen. Das gilt für Rhätien und für Noricum.

Ein zweiter Punkt ist die Verschiedenheit des Begräbnisses in römischer und in nachrömischer Zeit. An die römische Zeit schliesst sich bei uns die Reihengräberzeit; da finden wir eine ganz andere Technik der Waffen und des Schmuckes und eine ganz andere Ornamentirung.

Diese beiden Umstände weisen auf die absolute Verschiedenheit der Landesbewohner während der Römerzeit und nach derselben hin, sie zeigen deutlich, dass eine bedeutende Veränderung in der Bevölkerung vor sich gegangen sein müsse, die nicht blos durch die Abnahme des Druckes der römischen Herrschaft, sondern nur durch eine Einwanderung hervorgebracht werden konnte.

Geheimrath **Virchow**:

Ich habe von Vindelicien nicht in dem Sinne gesprochen, als wären dessen Bewohner Slaven gewesen, sondern gemeint, das seien Veneter, Illyriker.

Dann möchte ich in Bezug auf die angeregte Schädelfrage bemerken, dass diese gegenwärtig nicht zu reformiren ist. Zuerst hat Broca für Frankreich den Nachweis geliefert, dass es zwei Arten von keltischen Schädeln gibt, eine, welche dem Süden, und eine, welche dem Norden angehört. Die brachycephale Art ist eben die südliche, welche wir sehr weit verfolgen können. Wir dürfen also für die Frage, ob ein Schädel keltisch ist, nicht als massgebend betrachten, dass er etwa aus Irland komme; wir müssen uns vielmehr auf den neuen Boden stellen und fragen: Ist es ein nordkeltischer oder ein südkeltischer Schädel? Wir können eben nur die nördlichen mit den Germanen in ein näheres Verhältniss bringen.

Was das Wort Kar anbelangt, so bin ich sehr dankbar für die Aufklärung, aber ich erwarte noch den Nachweis, dass es ein deutsches Wort sei *).

Prof. **Mehlis**:

Ich beantrage den Schluss der Debatte. (Wird angenommen; fortfahrend:) Ich möchte noch auf zwei Thatsachen hinweisen. Die erste ergibt sich aus den Nachrichten des Cäsar. Im 6. Buche unter-

*) Das Wort Kar ist allen germanischen Sprachen eigen; es lautet im Gothischen kas, im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen char, kar, im Altnordischen ker, im Dänischen kar und bedeutet Gefäss, Schüssel, Wanne, Tonne, Kessel; im baierisch-österreichischen Dialecte ist es noch in lebendigem Gebrauche, wie in Brunnkar u. a. und in übertragener Bedeutung für Thalkessel, Thalmulde. Anmerk. d. Red.

scheidet dieser ausgezeichnete Feldherr, welcher zugleich ausgezeichnete Sprachkenntnisse besass — er hat bekanntlich auch eine lateinische Grammatik verfasst — nach Sprache, Cultur und Einrichtungen ganz bestimmt die Gallier von den Germanen.

Auch Tacitus war vermöge seines Aufenthaltes in der Lage, einen Unterschied zu machen, auch er unterscheidet ganz genau die deutsche von der gallischen Sprache, was insbesondere aus dem Cap. XLIII der Germania hervorgeht, wo es heisst: „Gotinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos.“ Ich glaube, dass zwei solche Autoren hinlänglich dafür sprechen, dass bedeutende Differenzen bestanden haben.

Ich möchte nur noch daran erinnern, dass gerade die Ortsnamen, und zwar Städtenamen, einen Beweis für die Veränderungen der Bevölkerung liefern, wie Augusta Nemetum, das heutige Speyer, Borbetomagus, Worms, Argentoratum, das heutige Strassburg. Wenn die nachkommenden Völker identisch gewesen wären mit den vorausgehenden Galliern, so hätten die Städtenamen nicht so gründlich verändert werden können.

(Schluss der Sitzung halb zwei Uhr.)

Zweite Sitzung am 13. August.

Beginn 9 Uhr.

Uebersicht: Vortrag des Herrn Grafen Wurmbrand über die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung, S. 26. — Vortrag des Herrn Professors Woldřich über den Haushund der prähistorischen Zeit, S. 27. — Debatte: Geheimrath Prof. Schaaffhausen, S. 31. — Vortrag des Herrn Dr. Holub über einige Volksstämme im südlichen Afrika, S. 32. — Vortrag des Prof. Maška über den diluvialen Menschen in Stramberg, S. 32. — Debatte: Dr. von Luschan, S. 38, Prof. Maška, S. 38, Geheimrath Prof. Virchow, S. 38, Geheimrath Prof. Schaaffhausen, S. 39, Dr. Wankel, S. 39, Geheimrath Prof. Virchow, S. 40, Dr. von Luschan, S. 41, Graf Wurmbrand, S. 42, Geheimrath Prof. Schaaffhausen, S. 42, Geheimrath Prof. Virchow, S. 42, Graf Wurmbrand, S. 42, Regierungsrath Prof. Aberle, S. 43. — Vortrag des Herrn Dr. von Luschan über seine Reise in Karien und Lycien, S. 43. — Debatte: Geheimrath Prof. Virchow, Dr. Much.

Präcise um 9 Uhr erscheint Se. kaiserliche und königliche Hoheit der KRONPRINZ und wird von dem Vorsitzenden der Versammlung, Grafen Wurmbrand, sowie von den Präsidien der Anthropologischen Gesellschaft und der Gesellschaft für Landeskunde von Salzburg empfangen und in die Versammlungssäle geleitet. Der KRONPRINZ besichtigte zunächst die Ausstellung, liess sich die bedeutendsten Gegenstände von den Ausstellern erklären und begab sich hierauf in den Verhandlungssaal, wo er die hervorragendsten Mitglieder des Congresses durch freundliche Ansprachen auszeichnete und den Vorträgen der Herren Grafen Wurmbrand, Prof. Woldřich und Dr. Holub mit ausdauernder Aufmerksamkeit beiwohnte. Der Präsident Graf Wurmbrand eröffnet die Sitzung und zugleich die Reihe der Vorträge.

Graf Wurmbrand

spricht über die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung; Redner sagt, die Fülle der Formen, ihre typische Verschiedenheit rege zu dem Versuche an, die Gesetze ihrer Entstehung und Entwicklung zu suchen, um auf dieser Grundlage Schlüsse zu ziehen.

Redner meint, dass die mannigfachen Kunstproducte weniger der Willkür des Schöpfers, als nothwendigen natürlichen Bedingnissen ihr Entstehen verdanken.

Eine solche Untersuchung könne vielleicht nach ähnlicher Methode versucht werden, wie dies bei den thierischen Organismen geschehen, denn auch hier werden wir neben der Constanz der ererbten Form den freien Spielraum der Variation nachweisen und die Entwicklung der Formgesetze in Vergleich mit dem Kampf um's Dasein und der Selection bringen können. Allerdings werden wir erfahren, dass Zwischenglieder fehlen oder noch nicht gefunden sind, und dass wir als letzten Grund eine gewisse Veranlagung zur Nachahmung, einen Drang nach fortschrittlicher Entwicklung nach bestimmter Richtung als gegeben annehmen müssen.

Der allgemeine Gang sei etwa folgender: Aus einfachen der unmittelbaren Zweckmässigkeit angepassten, oder der directen Nachahmung entspringenden Formen entwickeln sich bei sesshafter Lebens-

weise, steigendem Bedürfniss und technischer Erfahrung weitere Formenkreise, welche deutlich die Geschichte ihrer Entstehung erkennen lassen. Mit den Anfängen staatlicher Bildung beginnt erst Differenzirung. Je länger und abgeschlossener solche Culturverhältnisse wirken, je mehr entwickle sich der Styl. Wird eine solche Stylform weitergetragen, kommt sie in Contact mit anderen, so entstehen Mischformen, die Styl-Originalität verliert sich. Heute finden wir nur mehr Mischformen bis China, Japan und Indien und Trümmer alter Stylistik, aus denen der Archäologe sein Bild zusammenstellt. Der sorgsame Blick entdecke noch Rudimente älterer Stylistik im lebenden Kreis nationaler Hausindustrie. Der Reisende aber bei Naturvölkern sieht ein volles Bild uralter Heimstätten. Aehnlich lebt in den niederen Organismen das Bild einfacher Formen, ein Fingerzeig des Entwicklungsganges.

Der Vortragende demonstrirt nun Abbildungen prähistorischer Fundobjecte als Beispiele der aufsteigenden Entwicklung und fährt dann fort: Ursprünglich entscheide nur die Zweckmässigkeit, wie die Feuersteingeräthe beweisen; es stelle sich aber directe Naturnachbildung ein, wie bei den Samojeden, Kaffern, Buschmännern. Einen Schritt weiter stossen wir auf die Pfahlbauten und damit zugleich auf die Sesshaftigkeit, welche zuerst zum Gewerbe führt. Mit demselben tritt ein ausgesprochenes Ornament auf. Im Geflechte, Gewebe, in der Stickerei begegnen wir zuerst dem Linienornamente, während die Töpferei als Nachbildung natürlicher Gefässe auftritt und diese Muster auf die eigenen Gebilde überträgt, wovon wir in cyprischen, altitalischen und peruanischen Beispielen Belege haben.

Mit dem Metallbetrieb stellen sich neue Muster ein, so in der getriebenen Arbeit, welche dann in Thon Nachahmung findet. Bronzeguss ahmt die Schmiedearbeit nach. Die Nachahmung natürlicher Vorbilder nimmt stylistische Formen an, es werden Thiere, Blumen stylisirt, und zwar nicht angelernt, sondern in Folge organischer Entwicklung.

Redner erläutert sodann einige Beispiele stehengebliebener Formen aus älterer Zeit, welche insbesondere bei südslavischen Völkern zu finden seien, und legt Abbildungen einiger derselben vor. Als solche stehengebliebene Formen bezeichnet er die Ornamente der südslavischen Textilindustrie, die genau den vorgeschichtlichen gleichen; Thongefässe haben bei den Südslaven und im ganzen Orient die alten römischen und etruskischen Formen beibehalten; ebenso die Metallarbeiten, wie beispielsweise der Filigranschmuck Bosniens.

Noch auffallender zeigen sich diese Ueberbleibsel in den Volkstrachten, die bosnischen Opanken gleichen dem römischen Schuhwerk; der Ledergurt, die Verschnürung bei den Magyaren sind aus alter Zeit beibehalten. Auch der Fokosch der letzteren, sowie der mittelalterliche Schmuck in Krain, in Holland.

Redner schliesst, er habe aus der grossen Fülle nur Einiges andeuten wollen, um zu zeigen, wie sich die Formen entwickeln, wie sie sich erhalten und häufig dort, wo sie heute noch gefunden werden, nicht national, sondern zurückgebliebene Rudimente älterer Zeiten seien, und um auf die Schwierigkeit, nach den Formen Altersclassificationen vorzunehmen und Nationalitäten zu unterscheiden, aufmerksam zu machen. (Allgemeiner Beifall.)

Professor **Woldřich**:

Hochverehrte Versammlung!

Mit der Entwicklung der Culturgeschichte des Menschen ist die Geschichte seines treuesten Begleiters, des Hundes, innig verknüpft, dieses wichtigen Thieres, das dem Menschen überallhin folgt, dessen Schicksale trägt und ihm ergeben bleibt, mag es mit seiner zärtlichen Herrin im Ueberflusse schwelgen oder mit ihr darben, mag es mit seinem Herrn im Wagen sitzen oder neben ihm den Karren ziehen. Gewähren Sie mir daher auf einige Augenblicke Ihre freundliche Aufmerksamkeit, um Ihnen in Kürze die bisherigen Resultate der Forschung bezüglich des prähistorischen Hundes vorzulegen.

Ich verstehe unter der Bezeichnung „Hund“ unseren sogenannten „Haushund“ oder den „chien“ der Franzosen. Die Bezeichnung „Haushund“ ist wohl insofern unrichtig, als der Mensch zu jener weit hinter der Gegenwart liegenden Zeit, wo er den Hund an seine Begleitung, an seine Familie gewöhnte, gewiss noch keine Häuser besass, weswegen auch die wissenschaftliche Bezeichnung, nämlich *„Canis familiaris“*, die richtigere ist. Es reicht aber für dieses Thier die Bezeichnung „Hund“ in der deutschen Sprache vollkommen aus, da für andere Gattungen andere Namen vorhanden sind und für die ganze Familie der hundeartigen Thiere die Bezeichnung Caniden gebraucht wird. Es erscheint mir vom wissenschaftlichen Standpunkte zweckdienlich, auch für den prähistorischen, postdiluvialen

Haushund den systematischen Namen „*Canis familiaris*“, dagegen für seine diluvialen Vorgänger, die während der ersten Zeiten der diluvialen Epoche sicher noch wilde Thiere waren, die Bezeichnung „Canis“ im systematischen Sinne Gray's beizubehalten.

Erlauben Sie mir nun zunächst bezüglich des prähistorischen postdiluvialen Hundes *(Canis familiaris)* unsere heutigen Kenntnisse in Kürze zusammenzufassen.

Noch vor wenigen Decennien wäre es vermessen gewesen, an die einstige Lösung der „Hundefrage“ zu denken, oder gar von irgend einer Abstammung unserer mitunter so weit auseinanderlaufenden Hunderassen mit einiger Bestimmtheit reden zu wollen. Die Naturgeschichte verzeichnete die bekannt gewordenen „Rassen des Haushundes“, beschrieb sie und war fertig. Es fehlte ihr ein wichtiger Hebel, um in das Dunkel dieser Frage zu dringen, besonders da in dieser Beziehung, sowie überhaupt in jeder Beziehung für den Menschen, eine der wichtigsten geologischen Perioden, nämlich die diluviale, oder quaternäre, oder richtiger anthropozoische Epoche von der Geologie und Paläontologie so ziemlich stiefmütterlich behandelt wurde. Waren auch einzelne Gelehrte der Ueberzeugung, dass man während dieser Epoche dem Menschen auf die Spur kommen müsse, so wurden solche Ansichten, wie es der belgische Gelehrte Schmerling erfahren musste, lange Zeit hindurch ignorirt. Erst als in der neuesten Zeit einer der wichtigsten Zweige der Anthropologie, nämlich die Urgeschichtsforschung, mit Eifer die Spuren des Menschen nach rückwärts zu verfolgen begann, gelangte diese geologische Epoche zur vollen Geltung ihrer Wichtigkeit.

Schon auf dem Wege der Forschung, der zur diluvialen Epoche führt und uns die Existenz des postdiluvialen Menschen und seiner Cultur in so reichem Masse offenbarte, war es bezüglich des treuen Begleiters des Menschen, — des Hundes, ein glücklicher Griff Rütimeyer's, dass er den Hund der Pfahlbauten genau fixirte, beschrieb und mit dem eigenen Namen „Torfhund“ bezeichnete. Es war dies der erste wichtige Schritt zu demjenigen Wege der Forschung, der zur Lösung der Hundefrage führen kann. Der zweite nicht minder wichtige Schritt auf demselben Wege geschah durch L. H. Jeitteles, welcher aus Anlass seiner vorgeschichtlichen Funde in Olmütz einen zweiten prähistorischen Hund unterschied und demselben einen systematischen Namen gab, nämlich *Canis f. matris optimae* Jeitt., worauf sich auch Rütimeyer zur systematischen Bezeichnung des Torfhundes als *Canis f. palustris* entschied. Dann war es auch mir vergönnt, aus Anlass von prähistorischen, durch Herrn Grafen H. Wurmbrand gemachten Funden bei Weikersdorf in Niederösterreich, von denen mir Schädel und andere Knochen eines Hundes zur Untersuchung übersendet wurden, einen dritten prähistorischen Hund unter dem Namen *Canis f. intermedius* Woldř. zu unterscheiden. Diese drei Hunde sind bereits vielfach auch in anderen prähistorischen Ansiedlungen gefunden worden und haben sich in der Literatur eingebürgert.

Mittlerweile und seitdem haben auch Strobel und Pigorini, Canestrini, Naumann, Studer und mehrere französische Gelehrte, darunter besonders Bourguignat Studien und Berichte über prähistorische, postdiluviale Hunde veröffentlicht, ohne indess neue Formen aufgestellt zu haben. Kürzlich veröffentlichte Pellegrino Strobel in Parma seine eingehenden kritischen Studien über die Hunderassen in der Terremare dell' Emilia in einer ausführlichen Monographie. Strobel constatirt in dieser interessanten Schrift in der Terremare und in verwandten Fundorten Italiens nicht nur das Vorkommen der obigen drei prähistorischen Hunde, sondern es gelang ihm auch, noch eine vierte typische Form in der Terremare von Bagno bei Rubiera nachzuweisen, welche er zu Ehren der Eigenthümerin, Comtesse Gabriela Rasponi Spalletti, mit dem systematischen Namen *Canis Spalletti* Strob. bezeichnet; diese Form ist kleiner als *Canis palustris* Rütm.

Diese vier prähistorischen Hunde, der Grösse nach: *Canis f. Spalletti* Strob., *Canis f. palustris* Rütm., *Canis f. intermedius* Woldř. und *Canis f. matris optimae* Jeitt., gewähren der weiteren Forschung zweierlei Anknüpfungspunkte; erstens Untersuchungen in der Richtung nach vorwärts, d. h. Studien, die sicherstellen sollen, welche von den jetzt lebenden Rassen mit den prähistorischen Hunden übereinstimmen oder auf dieselben zurückzuführen sind, und welche jetzt lebenden Rassen in den prähistorischen Ansiedlungen des Menschen noch nicht nachgewiesen sind; zweitens Untersuchungen in der Richtung nach rückwärts, welche nachweisen sollen, ob und inwieweit diese prähistorischen, postdiluvialen Hunde in das Diluvium zu verfolgen wären. Der heutige Standpunkt der Frage ist somit ein günstigerer, weil die Frage selbst einfacher und die Forschung erleichtert worden ist; denn es sind nur

wenige Formen, von denen nach beiden Richtungen ausgegangen werden kann. Trotz alledem sind wir jedoch noch von der Lösung der Frage sehr weit entfernt, wie dies am besten hervorgeht aus den lebhaften, durch mehrere Sitzungen fortgesetzten Debatten, welche im Schoosse der Pariser Société d'Anthropologie in Folge eines Vortrages DE MORTILETT's: „Sur origine des animaux domestiques" vor nicht langer Zeit geführt wurden.

In Beziehung auf die erstere Richtung der Forschung sei hier in Kürze nur erwähnt, dass RÜTIMEYER den *Canis f. palustris* mit dem heutigen Jagd- und Wachtelhund, JEITTELES mit dem *Canis pomeranus* und den kleineren heutigen Rassen verglich. STUDER identificirt mit diesem prähistorischen Hunde den Haushund der Papuas, *„Canis Hiberniae"* QUOY GAIMARD, und RÜTIMEYER bestätigt diese Ansicht. NAUMANN schreibt dem *Canis f. matris optimae* JEITT. zwei jetzige Formen zu, und zwar den Windhund *Canis grajus* und einen grösseren Jagdhund (Parforcehund). STROBEL gelangte zu sicheren Anhaltspunkten und berichtet, dass dem *Canis f. Spalletti* STROB. der heutige Spitz *Canis pomeranus* L. und dem *Canis f. palustris* RÜTM. der Jagdhund *Canis bracco* entspreche; den zwei Formen des *Canis f. matris optimae* JEITT. entspreche unter den italienischen Funden nur die stärkere, nämlich *Canis avicularius* L., endlich komme dem *Canis f. intermedius* WOLDŘ. am nächsten der Schafhund *Canis rudo.*

Da es nicht meine Absicht ist, hier auf die durch RÜTIMEYER, JEITTELES, CANESTRINI, NAUMANN, STUDER und STROBEL angegebenen Verwandtschaftsgrade zwischen den prähistorischen Hunden und den angeführten heutigen Rassen, in welcher Beziehung mir die Angaben STROBEL's die wahrscheinlichsten zu sein scheinen, näher einzugehen, wozu wohl eine im grossen Massstabe angelegte Sammlung von Hunderassen-Schädeln nöthig wäre (und es ist sehr schwer, Schädel einer Hunderasse zu erhalten), erlaube ich mir hier nur noch auf den Umstand aufmerksam zu machen, dass jeder der oben bezeichneten vier prähistorischen Hunde eine gewisse Variabilität zu zeigen scheint. So berichtet STUDER, dass der *Canis f. palustris* RÜTM. gegen das Ende der Steinzeit in den Pfahlbauten sehr variirt, besonders der Grösse nach; vom *Canis f. matris optimae* JEITT. sind zwei Formen bekannt; *Canis f. intermedius* WOLDŘ. repräsentirt meinen Erfahrungen nach auch nicht eine starre Form, und dasselbe gilt den Auseinandersetzungen STROBEL's zufolge vom *Canis f. Spalletti* STROB. Es erscheint daher sehr wichtig, dass alle neuen Funde noch weiterhin genau beschrieben, womöglich abgebildet und etwaige Abweichungen sichergestellt werden.

Im vorigen Herbste übersendete mir Herr Prof. K. J. MAŠKA in Neutitschein zwei Kisten mit diluvialen Knochen aus den Höhlen Čertova-díra und Šipka in Mähren zur näheren Untersuchung. Da beide Höhlen auch in alluvialer Zeit ausgefüllt wurden, so sendete mir Herr MAŠKA auf mein Verlangen später auch Knochen aus letzterer Zeit. Es fanden sich unter diesen Knochen von prähistorischen, postdiluvialen Thieren auch Oberkieferfragmente und Unterkiefer von Hunden vor. Ich erlaube mir daher, hier Einiges über diese Reste dieses Thieres zu berichten.

Für die Šipkahöhle constatirte ich aus der Metallzeit: *Canis f. palustris* RÜTM., *Canis f. intermedius* WOLDŘ. und *Canis f. matris optimae* JEITT.; für die Čertova-díra, derselben Zeit angehörig: *Canis f. intermedius* WOLDŘ.: zwei Unterkieferfragmente ohne Zähne und zwei einzelne Eckzähne, ein oberer und ein unterer, beide am Wurzelende sehr schön durchbohrt; der untere Zahn passte genau in die Alveole eines Kiefers, so dass er als dazu gehörig angenommen werden könnte.

Das Loch dieses letzteren Zahnes ist schön, aber ungleich gebohrt, auf der einen Seite 2 Mm., auf der andern 1 Mm. weit. Der obere Eckzahn ist etwas schwächer als der des Individuums dieses Hundes aus Weikersdorf; sein Loch ist ebenfalls nahe dem Wurzelende sehr schön durchbohrt, auf beiden Seiten 3 Mm. weit. Diese durchbohrten Hundezähne sind höchst wichtig. Die französischen Gelehrten RAMES, GARRIGOM und FILHOL fanden in den Höhlen von Lehrm, Lombrives und Saleich ebenfalls durchbohrte Hundeeckzähne, welche als Amulet oder als Ornament getragen wurden, und die diesen Autoren zufolge nicht von einem domesticirten, sondern von einem wilden *Canis familiaris* herrühren; BOURGUIGNAT stimmt ihnen bei. Es ist dies nicht unmöglich, da auch durchbohrte Zähne von echt diluvialen Thieren, wie *Lupus, Ursus spelaeus* etc. gefunden wurden.

Wie dem auch sei, der vorliegende Unterkiefer von *Canis f. intermedius* aus der Čertova-díra ist nicht fossil, ebenso die beiden durchbohrten Zähne, welche nebst dem Kiefer in der obersten Schichte gefunden wurden, in der sich auch einige Bronzeobjecte vorfanden, wie mir Herr Prof. MAŠKA schreibt. Ich glaube auch sicher annehmen zu können, dass

der Hund, dem diese Zähne angehören, nicht wild, sondern gezähmt war. Ob nun dieser Hund von dem Volke der Metallzeit in der Čertova díra, so wie heute noch der Papua-Hund, auch als Nahrungsthier fungirte und seine Zähne als Ornament getragen wurden, oder ob derselbe nicht genossen wurde, wohl aber seine Zähne als Amulet, als ein Andenken an das treue Thier getragen wurden, wage ich nicht zu entscheiden. Da jedoch die Zähne sowohl als auch der Unterkiefer keinem alten Thiere angehören, so neige ich mich mehr zu der ersteren Anschauung. Sowohl Strobel als Canestrini berichten, dass der Hund der Terremare den Bewohnern nicht blos als Hilfsthier, sondern auch als Nahrungsthier gedient hat. Dasselbe berichtet Naumann vom Hunde der Bronzezeit aus dem Starnberger See.

Ich wende mich nun zur zweiten Richtung der Forschung, welche von den prähistorischen, postdiluvialen Hunden ausgeht und dieselben in das Diluvium verfolgt, also zum diluvialen Hund Canis.

Schon Esper, Rosenmüller, Goldfuss, Buckland, Tournal und Cuvier sprachen von Knochenresten des Hundes, welche mit diluvialen Thieren gefunden wurden, und Schmerling führt ausdrücklich an, dass die von ihm in den belgischen Höhlen gefundenen Hundereste gleichen, d. h. diluvialen Alters seien, wie die anderen mitgefundenen Knochen; allein gleichwie sein diluvialer Mensch, wurde auch sein diluvialer Hund ignorirt.

Franzosen waren es, welche die Frage wieder aufnahmen. De Serres, Dubreuil und Jeanjean berichten über diluviale Hundereste aus der Höhle Lunel-Viel bei Montpellier. Blainville meinte, dass der Hund „chien" von keiner jetzt lebenden wilden Species abstamme, sondern von einer Species, welche im Diluvium gelebt hat und einer geselligen, sanften Natur gewesen sei. Pictet nimmt den Hund für das Diluvium unter dem Namen *Canis familiaris fossilis* als ein wildes Thier an, und es erscheint ihm sicher, dass während der Diluvialepoche eine oder mehrere wilde Species gelebt haben, die dem „chien domestique" nahe standen und nicht der heutige Wolf, Schakal oder Fuchs waren. Bourguignat theilt die Ansicht des Genfer Gelehrten Pictet und nimmt an, dass der Hund der ältesten diluvialen Zeit ein wildes Thier war, aber sanfter und geselliger als der Wolf; er nennt denselben *Canis ferus*, welche Bezeichnung er an die Stelle von *Canis familiaris fossilis* setzt. Derselbe Autor führt ein Verzeichniss von Höhlen und anderen Fundorten Frankreichs und Belgiens an, in denen der Hund gefunden wurde, deren geologisches Alter jedoch für ihn nicht überall eruirbar war. Während der diluvialen „phase trizoïque", berichtet Bourguignat, werden die wilden Hunde in Frankreich zahlreicher und es beginnt die Zähmung derselben. Auch ich finde mich vorzüglich auf Grundlage meiner in den Denkschriften der Wiener Akademie veröffentlichten Monographie „Ueber Caniden des Diluviums" und meiner späteren Studien und Funde veranlasst, der Ansicht Blainville's, Pictet's und Bourguignat's beizutreten, nur dass ich nicht eine, sondern bestimmt mehrere wilde Formen von Hunden der Diluvialzeit voraussetze, deren Zähmung der Mensch im Verlaufe dieser Epoche begann. Studer nimmt ebenfalls als wahrscheinlich an, dass der *Canis f. palustris* Rütm. von einem wilden, jetzt nicht mehr existirenden Caniden abstamme.

In Italien scheinen ebenfalls Hunde diluvialen Alters gefunden worden zu sein; so berichtet Strobel von Hundefunden in der Höhle delle Arene Candide; ein Cranium des Hundes wurde durch Cocchi im „postpliocene superiore" bei Olmo gefunden, und Hundeknochen entdeckte Botti in der Höhle von Diovalo al capo di Leuca. Die Untersuchung, ob die Knochen dieser Funde diluvialen Alters sind und was für einer Form dieselben angehören, wäre sehr wichtig.

Sollen wir in dieser Beziehung zu weiteren Resultaten gelangen, so ist es vor Allem nöthig, die sicheren diluvialen Formen dieses Thieres genau zu fixiren und, selbst wenn sie nur Rassen sein sollten, möglichst abzugrenzen, zu beschreiben, abzubilden und mit Namen zu bezeichnen; denn nur dann sind weitere und sichere vergleichende Studien in dieser Richtung möglich. Es ist daher Schade, dass Bourguignat sich nicht auch zu diesem weiteren Schritte entschlossen hat und dabei stehen blieb, für mehrere diluviale Formen des Hundes die Bezeichnung *Canis ferus* zu wählen.

Ich glaube im Sinne Bourguignat's zu handeln, wenn ich seine Bezeichnung *Canis ferus* Bourg. auf jene grössere diluviale Form beziehe, welche dieser Autor für seine diluviale „phase dizoïque" anführt und deren Reste in Lunel-Viel gefunden wurden.

Das wäre also der erste näher fixirte diluviale Hund, der seinem Wuchse nach zwischen dem Wolfe und dem „chien courant" *Canis gallicus* L.

unserer Tage steht. Ich vermuthe, dass dieser diluviale Hund, dem auch der diluviale, grössere Hund Schmerling's nahe steht, der Stammvater des prähistorischen *Canis f. matris optimae* Jeitt. sein könnte, worauf ich jedoch vor der Hand nicht näher eingehen will.

Unter den Knochen diluvialer Thiere aus der Čertova-díra-Höhle in Mähren, welche mir Herr Prof. K. Maška einschickte, befanden sich ein Oberkiefer- und ein Unterkieferfragment, welche fossil sind, denselben Erhaltungszustand, dieselbe gelbe Farbe und auch dieselbe Fundbezeichnung tragen, wie die übrigen Knochen, aus denen ich eine Glacial- und Steppenfauna bestimmte. Ich dachte beim ersten Anblick der Fragmente an einen Schakal, überzeugte mich jedoch alsbald, dass ich es mit einem echten Hunde zu thun habe, der bedeutend kleiner ist als *Canis ferus* Bourg. und den ich mit dem Namen *Canis Mikii* bezeichnete. Es wäre dies also eine zweite, näher präcisirte Form eines wilden diluvialen Hundes.

Ich vermuthe, dass dieser diluviale *Canis Mikii* der Stammvater ist des prähistorischen *Canis f. palustris* Rütm., dem er an Grösse und Bau nahekommt, doch will ich vor der Hand auch in diese Frage nicht näher eingehen. Was jedoch die nähere Zeit anbelangt, während welcher dieses Thier innerhalb der Diluvialepoche gelebt hat, so sei es mir gestattet, mich hierüber näher auszusprechen.

Ich habe für die Čertova-díra-Höhle, wie schon erwähnt, eine echte Glacialfauna nachgewiesen, welche daselbst gegen das Ende der Eiszeit gelebt hat; mit ihr gleichzeitig lebte an tiefer gelegenen Stellen eine Steppenfauna, in einer späteren Zeit existirte daselbst eine gemischte Weide- und Waldfauna. Die Knochen der letzteren sind viel frischer und lichter gefärbt als die der ersteren, unter denen die Reste des *Canis Mikii* lagen, und mit denen, wie schon oben erwähnt, dieselben auch bezüglich des Erhaltungszustandes übereinstimmen. Es muss also dieses Thier der beginnenden steppenartigen Landschaft Ende der Glacialzeit beigesellt werden, welche Zeit so ziemlich mit der „phase eozoïque" Bourguignat's übereinstimmt. Herr Prof. Maška hat die Existenz des Menschen in der Čertova-díra während der diluvialen Zeit constatirt, und mir gelang es, diese Existenz durch zahlreiche von mir bestimmte Artefacte weiter zu begründen und die Culturstufe desselben näher zu eruiren. Trotz alledem glaube ich nicht, dass der *Canis Mikii* bereits in gezähmtem Zustande diesem Menschen angehört hat, sondern dass dieses Thier noch wild war.

Ich erlaube mir weiters zu bemerken, dass ich unter den diluvialen Thieren von Zuslawitz im Böhmerwalde eine dritte diluviale Hundeform von sehr kleiner Statur gefunden habe, die ich *Canis hercynicus* nannte und mit dem prähistorischen *Canis f. Spalletti* Strob. in Beziehung bringen zu können glaube, und über welche Näheres in meinem demnächst erscheinenden zweiten Bericht über die Fauna dieser Localität enthalten sein wird. Für den vierten prähistorischen Hund, nämlich „*Canis f. intermedius* Woldř.", der dem jetzigen Schafhund entsprechen dürfte, besitzen wir bis jetzt im Diluvium noch keine Anhaltspunkte, die zu einer Vergleichung anregen würden. Allerdings führt Nehring unter diluvialen Thieren von Tiede und Liebe unter solchen aus der Vypustek-Höhle in Mähren einen *Canis f. intermedius* Woldř. ? an, aber mit Fragezeichen. Es liegen somit bezüglich der etwaigen Abstammung dieses Thieres keine positiven Anhaltspunkte vor. Indem ich schliesslich bezüglich des osteologischen und paläontologischen Details dieses Vortrages an meine in der hochansehnlichen Versammlung vertheilte Schrift „Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes" verweise und zur Besichtigung der diesbezüglichen Schädel, die ich aus dem Münchner königlichen Museum mitgebracht, einlade, erlaube ich mir die Bitte, meine Studien durch Einsendung von Resten prähistorischer und fossiler Hunde, sowie von Schädeln recenter, reiner Hunderassen freundlichst fördern zu wollen. (Allgemeiner Beifall.)

Geheimrath **Schaaffhausen**:

Ich erlaube mir einige Ergänzungen zu diesem Vortrag. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass einige Hunderassen vom Wolfe abstammen und nicht als Hunde ursprünglich wild waren. Der Schäferhund gehört hierher. In den westphälischen Höhlen gibt es einen Canis fossilis dieser Rasse. Im Skeletbau gibt es zwischen diesen Hunden und dem Wolfe keinen andern Unterschied, wie den zwischen einem wilden und einem zahmen Thier derselben Art. Beim Wolfe sind Knochen und Gebiss stärker und die Muskelansätze mehr entwickelt. Dass der Mensch den Wolf gezähmt hat, kann schon aus dem Umstande geschlossen werden, dass Indianerstämme mit gezähmten Wölfen auf die Jagd gehen. Dass der vorgeschichtliche Mensch das Fleisch der Hunde gegessen, hat Steenstrup in den dänischen Muschel-

haufen festgestellt, er hatte hier aus dem Zustande benagter Knochen anderer Thiere auf das Dasein des Hundes geschlossen, ehe Reste dieses Thieres gefunden waren. Durchbohrte Thierzähne waren wohl meistens, wie es Schoolkraft von nordamerikanischen Indianern berichtet hat, ein Schmuck des Kriegers, den er um den Hals trug, aber sie scheinen auch als Amulette gedient zu haben, wie daraus geschlossen werden kann, dass man in alemannischen Gräbern sie bei Kindern gefunden hat, die sie doch wohl als ein Mittel zum leichten Zahnen trugen.

Dr. **Holub**

berichtet über einen Theil seiner Forschungsergebnisse im südlichen Afrika und berührt hierbei insbesondere die Buschmänner, Hottentotten und Bantu, indem er einzelne Zweige, wie die Betschuanen, Basutos, Matebelis u. s. w. hervorhebt und ihre geistigen und physischen Eigenthümlichkeiten schildert. Näher geht der Vortragende sodann auf die Zeichnungen der Buschmänner ein, welche diese theils mit Okerfarben herstellen, theils mit Steinen in den Flächen der Felsblöcke eingraben. Diese Bilder stellen meistens die Jagdthiere der Buschmänner dar und zeichnen sich durch eine staunenswerth genaue Charakteristik des Kopfes aus.

Der Vortragende erntet für seinen ansprechenden Bericht reichlichen Beifall.

Professor **Maška:**

Unmittelbar bei dem malerisch gelegenen Städtchen Stramberg im nordöstlichen Mähren, 10 Kilometer von Neutitschein entfernt, erhebt sich der sagen- und höhlenreiche, durch seine markanten Formen weithin bemerkbare Berg Kotouč, ein der Tithonstufe angehöriger, 210 M. hoher Jurakalkfelsen. Der flache, aus drei terrassenförmig aufsteigenden Theilen bestehende Scheitel ist gleich den nördlichen und östlichen, meist sanft abfallenden Abhängen reich bewaldet, während auf der steilen, zackigen Felswand gegen Süden und Westen nur selten eine unansehnliche Strauchgruppe sich von dem grauen Hintergrunde abhebt.

Dieser Berg nun war der Schauplatz meiner nahezu dreijährigen Thätigkeit, deren vorläufige Gesammtresultate ich hier kurz anführen will, um sodann zum eigentlichen Thema, nämlich zum diluvialen Menschen überzugehen. Eine aus mehr als 700 Nummern bestehende Auswahl der Fundobjecte habe ich gleichzeitig ausgestellt und mit Rücksicht darauf den Umfang des Vortrags erweitert. Die Nachforschungen fanden an mehreren Stellen des Scheitels, sowie in zahlreichen mehr oder weniger ausgedehnten Höhlungen des Berges satt.

Auf dem Scheitel sind es zunächst zwei mit doppeltem Wall und Graben umschlossene Erhöhungen, welche die Aufmerksamkeit des Prähistorikers fesseln, nämlich der äusserste und zugleich der höchste Felsvorsprung gegen Südwest, der gegenwärtig einen Obelisk mit einem Kreuze trägt, und zweitens der sogenannte Jurův kámen (d. h. Georgstein), eine circa 12 M. hohe verticale, theilweise auch überhängende Felswand auf dem nordwestlichen Abhange des Berges.

Beide Plätze kann man mit Sicherheit für alte Cultstätten erklären.

Nachgrabungen auf dem Jurův kámen ergaben, dass dort eine Brandstätte gewesen und zwar, wie aus vorgefundenen eisernen Pfeilspitzen und Scherben von auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässen geschlossen werden kann, in einer ziemlich späten vorgeschichtlichen, wenn nicht schon geschichtlichen Zeit. Einzelne Scherben erscheinen mit einer Wellenlinie verziert, als Bodenzeichnung tritt ein erhabener Kreis mit zwei auf einander normal stehenden Durchmessern oder das sogenannte Sonnenrad auf.

Noch jüngeren Datums sind die spärlichen Funde vom Erdwall beim Kreuze, an welcher Stelle wahrscheinlich ein heidnischer Tempel stand.

Mannigfacher und älter sind dagegen die Funde in der Einsattlung unterhalb des Kreuzes. Häufige Reste von Pferd, Schwein, Rind, Schaf, Ziege, Hirsch und Reh, überaus zahlreiche Scherben von den verschiedenartigsten Thongefässen, Spinnwirtel, Mahl- und Reibsteine, bearbeitete Knochen und Hirschgeweihe, geschlagene Feuersteinwerkzeuge, eine polirte durchbohrte Kugel, Bronze- und Eisengegenstände: Alles das, in geringer Tiefe unter dem Rasen gefunden, bekundet, dass der vorgeschichtliche Mensch Jahrhunderte hindurch hier nicht nur seinen Göttern geopfert, sondern vielmehr das Plateau zur bleibenden Wohnstätte auserwählt hatte. Von der Natur selbst auf drei Seiten durch steile Felswände hinreichend geschützt, bedurfte es nur einer künstlichen Befestigung auf der vierten Seite, um uneinnehmbar zu werden. Und thatsächlich sieht man auf der nördlichen Seite der zweiten Terrasse „na brdách“, gegenüber dem Jurův kámen, deutliche Spuren eines mächtigen Walles.

Unter der grossen Zahl verschiedener Aushöhlungen, Zerklüftungen und Felsspalten, welche nach allen Seiten des Berges hin sich öffnen, nehmen die beiden Höhlen „Čertova-díra“ und „Šípka“ sowohl ihrer Ausdehnung halber, als auch wegen der darin gemachten paläontologischen und prähistorischen Funde den ersten Rang ein. Die Höhle Čertova-díra, d. h. Teufelsloch, der Sage nach einst von Zwergen und Kobolden bewohnt und deshalb auch von den Bewohnern Neutitscheins die Zwergenhöhle genannt, liegt auf der steilen Südseite des Berges an 120 M. über dem Niveau des vorüberfliessenden Baches Bělá und kann nur mit grosser Anstrengung erreicht werden. Sie besteht aus einem 27 M. langen, 3—5 M. breiten und 1 bis 2 M. hohen Hauptgange, in welchen mehrere niedrige Seitenarme münden. Nahezu in der Mitte erhebt sich die Decke schornsteinartig bis zu einer Höhe von 6 M. Die breite Thalöffnung war durch herabgefallenen Bergschutt zum grössten Theile verschüttet.

Schon in der oberen Verwitterungsschichte, und zwar vorwiegend im vorderen Theile der Höhle, wurden zahlreiche Belege der Anwesenheit des prähistorischen Menschen vorgefunden. Es sind dies aufgeschlagene Knochen von in der Gegend noch jetzt lebenden Thieren, Scherben mit theilweise sehr primitiven Ornamenten, Werkzeuge und Waffen aus Bein und Stein, Schmuckobjecte, Schleifsteine und schliesslich einige wenige, aber charakteristische Gegenstände aus Kupfer, Bronze und Eisen. Besonders erwähnenswerth sind von den Metallobjecten vier dreikantige Bronzepfeilspitzen mit Widerhaken oder mit dem vermeintlichen Giftloche, zwei Kupfernadeln mit Spiralen und eine eiserne La Tène-Fibel; von den mitunter sehr schönen Beinartefacten nenne ich zwei durchbohrte Eckzähne eines prähistorischen Hundes, *Canis f. intermedius* Woldř., eine kleine zierlich gearbeitete vierkantige Pfeilspitze mit Widerhaken und ein kleines Blasinstrument; von den Steinobjecten verdienen drei mit grosser Sorgfalt zugeschlagene Pfeilspitzen aus Feuerstein und ein polirter Hammer Erwähnung.

An Menschenresten wurden hier und auf dem Scheitel oberhalb der Höhle nur wenige Bruchstücke von Kiefern, Schädeldecken und Extremitätenknochen junger Individuen gefunden; sie zeigen Spuren einer gewaltsamen Zertrümmerung.

Bei der 2—3 M. mächtigen Höhlenausfüllung in der Čertova-díra konnte man zwar eine Schichtung nicht erkennen, doch war eine gewisse Aufeinanderfolge der Ablagerungen bemerkbar, wovon jede sowohl durch ihre Beschaffenheit als auch durch die darin eingebetteten Gegenstände von den andern unterschieden werden konnte. Von oben nach unten aufgezählt, folgte auf die erwähnte, 30—70 Cm. mächtige Alluvialschichte röthlich-gelber Höhlenlehm mit grösseren eckigen Steinen, welche nach unten zu häufiger wurden; die Mächtigkeit betrug 30 bis 50 Cm. Einzelne Knochen vom Höhlenbär, Ren und Pferd, mehrere Flintspäne und eine Knochenpfrieme waren darin eingeschlossen. In der dritten gelblich-grau, stellenweise auch rothbraun gefärbten, an 30 Cm. mächtigen Schichte mit ebenfalls eckigen Kalksteinen waren massenhafte Reste einer zahlreichen Glacial- und Steppenfauna vorhanden; ich führe nur einige Vertreter an, als: Ren, Gemse, Pferd, Höhlenbär, Eisfuchs, Hermelin, Maulwurf, Schneehase, Murmelthier, Hamster, Ziesel, Zwergpfeifhase, Lemminge (Myodes lemnus und M. torquatus), Schneemaus, Schneeeule, Moor- und Alpenschneehuhn, Ente und Gans. Auch einige Artefacte, bestehend in zugeschlagenen Kieselstücken, fanden sich hier vor.

Die knochenführende Schichte erschien beim Eingang in den tieferen Partien dunkel gefärbt, die Knochen der kleinen Raub- und Nagethiere wurden seltener, die andern verschwanden ganz, um durch häufige Reste vom Höhlenbären, einzelne Knochen vom Rind, Pferd und Rhinoceros ersetzt zu werden. Einige wenige Steinwerkzeuge aus Quarzit und Feuerstein, Spuren von Holzkohle und kleine Stücke von verbrannten Knochen waren die spärlichen, aber sicheren Belege der einstigen Anwesenheit des paläolithischen Menschen. Nun folgte eine Schichte mit abgerollten Steinen, Knochen und Zahnsplittern: grösstentheils vom Höhlenbär. Sie war auf grünlichem oder röthlichem Sande gelagert, unter welchem der lebendige Felsen, der eigentliche Höhlenboden, sich befand.

Das wären die Lagerungsverhältnisse im vorderen Theile der Höhle. In dem etwas höher gelegenen hinteren Theile traten schon in der obersten Schichte unter Kalksteingeschiebe fossile Knochen auf, und zwar von den meisten der angeführten Thiere mit neu hinzugetretenen Vertretern einer Weide- und Waldfauna. Die Knochen waren hier lichter gefärbt und vielfach benagt, die meisten abgerollt. In grosser Anzahl wurden namentlich zugerichtete Renthiergeweihe gefunden. Auch zwei Kieferfragmente eines neuen diluvialen Hundes, vom Prof. Woldřich mit *Canis Mikii* bezeichnet, stammen aus dieser Schichte.

30—40 Cm. tief waren deutliche Spuren eines Brandplatzes zu sehen.

Die zweite Schichte bestand hier aus flachen, ausnahmslos scharfkantigen Kalksteinen mit seltener Lehmausfüllung der Zwischenräume. Darunter in einer Tiefe von 1·3 M. unter dem ehemaligen Bodenniveau stiessen wir am äussersten Ende der Höhle auf einen ziemlich unversehrt gebliebenen Herd, gebildet von einer Anzahl grösserer, in einem Bogen gelegter Steinblöcke, deren obere Fläche glatt polirt war; auch der Boden bestand aus solchen, wahrscheinlich vom Menschen absichtlich nebeneinander gelegten Steinen. Auf diesem Feuerherd nun lagen 2—5 Cm. hoch reiner Holzkohlenstaub und in Asche gehüllte Bärenknochen. In unmittelbarer Nähe wurden Reste vom Höhlenbär, Ren, Hund Eisfuchs, Hyäne und Rhinoceros, ferner vom Kolkraben und Schneehuhn gefunden.

Die zweite Höhle, Šípka genannt, liegt auf der entgegengesetzten nördlichen Seite des Berges gegen Stramberg zu und ist viel grösser und geräumiger als die Čertova-díra; auch ist der Zugang bequemer, indem die breite Eingangspforte nur circa 50 M. über der diesseitigen Thalsohle gelegen ist. Der mittlere Theil der Höhlendecke war jedoch in prähistorischer, vormetallischer Zeit eingestürzt und es lagen die Trümmer bis 6 M. hoch unmittelbar auf dem diluvialen Höhlenlehm. Erst nach vollständiger Wegräumung dieser Trümmer war es möglich, die wirkliche Ausdehnung und Gestalt der Höhle zu erkennen. Während sie sich früher als ein einfacher Felsbogen präsentirte, der von Niemandem beachtet wurde, zieht sich jetzt der ziemlich gerade Hauptgang in südwestlicher Richtung über 40 M. in den Berg hinein, der Theil hinter dem Einsturz als eine nette kleine Tropfsteinhöhle. Ausserdem zweigt sich links ein schmaler 15 M. langer Tunnel ab, der in's Freie führt.

Prähistorische, postdiluviale Funde, hauptsächlich in Thonscherben bestehend, wurden nur beim Eingang und auf den Trümmern der eingestürzten Höhlendecke gemacht. Unmittelbar beim Eingang unter einem Vorsprung der rechten Höhlenwand fand man in einem rohen, dickwandigen Thongefässe ein Hohlbeil, fünf concentrische Ringe und ein Sonnenrad aus Bronze, das letztere genau übereinstimmend in Form und Grösse mit der Bodenzeichnung von dem nahen Jurův kámen. Sämmtliche sieben Stücke waren vollkommen neu, keine Spur etwaiger Benützung tragend. Auf der linken Seite, in einem Felsspalt versteckt, befand sich ein zweites Hohlbeil mit einem wahrscheinlich zur Waffe hergerichteten Hirschgeweih. Die Scherben stimmen insgesammt mit jenen vom Scheitel überein. An thierischen Knochen führe ich Kieferstücke vom Biber und von drei prähistorischen Hunden an, nämlich von *Canis familiaris palustris* Rütimeyer, *Canis f. intermedius* Woldřich und *Canis f. matris optimae* Jeitteles.

Die Lagerungsverhältnisse des bis 3 M. mächtigen Höhlenschuttes, sowie die Beschaffenheit der darin eingeschlossenen Gegenstände waren in der Šípka im Allgemeinen verschieden von denen in Čertova-díra. Das entspricht sowohl der günstigeren Lage, als auch den grösseren Dimensionen der Höhle und dem Umstande, dass die Ausfüllung nicht in gleicher Weise und wahrscheinlich auch nicht zu gleicher Zeit in beiden Höhlen erfolgte. Eine Uebereinstimmung gewisser Schichten liess sich jedoch immerhin constatiren.

Wenn ich nun zur Beschreibung der diluvialen Ablagerungen selbst übergehe, so will ich gleich anführen, dass es zweckmässig erscheint, den vordern Theil und die hinter dem Einsturz gelegene Tropfsteinhöhle getrennt zu behandeln. Im vorderen Theile der Šípka trat wieder unter der oberen Verwitterungsschichte mit recenten Knochen beziehungsweise unter den Steintrümmern der rothgelbe Höhlenlehm auf mit einzelnen ganzen oder zufällig zerbrochenen Knochen grösstentheils vom Pferd, aber auch vom Mammuth und Rhinoceros. Die Reste der letzteren waren zumeist morsch. Sporadisch kamen auch Reste vom Ren, Bär, Wolf und Fuchs vor.

In den tieferen knochenführenden Partien konnte man mehrere durch ihre Färbung deutlich getrennte, 15—60 Cm. mächtige Schichten unterscheiden, und zwar wechselten grüne, aschgraue und eine schwarze so ab, dass die schwarze entweder zwischen zwei grauen oder einer grünen und einer grauen sich befand. Die wenigsten Thierreste enthielten die aus einem mehr sandigen Lehm bestehenden grünen Schichten. Die dunkelgefärbten und die aschgrauen Schichten bestanden aus einem Conglomerat von abgerollten Kalksteinen und Knochenfragmenten; sie sind als Culturschichten zu bezeichnen, weil sich darin auch zahlreiche Spuren menschlicher Anwesenheit vorfanden.

Mit Resten vom Höhlenbär, Pferd, Mammuth, Rhinoceros, Hyäne, Löwen, Rind, Hirsch, Wolf, Leopard, Schwein, Fuchs und Vielfrass, geordnet beiläufig nach der Häufigkeit des Vorkommens, wurden zahlreiche Steinwerkzeuge, bearbeitete Knochen, Holz-

und Knochenkohle, sowie Röthel gefunden. Im Niveau der schwarzen Culturschichte waren auch Steinsatzungen zu erkennen, die man als Feuerherde deuten könnte. Das Renthier wurde hier nur in der oberen grauen, der Hirsch nur in der untern schwarzen, etwa 1 M. tiefer liegenden Schichte constatirt. Einen kleinen Mammuthbackzahn schreibt Dr. Wankel dem *Elephas minimus* Giebel zu.

Nur selten waren die Knochen ganz; die Extremitäten der Pflanzenfresser wurden vielmehr meist der Länge nach gespalten oder quer zerhauen, die Schädel stets zerschlagen, die Zähne meist aus den Kiefern herausgefallen gefunden; geradezu massenhaft waren insbesondere lose Bärenzähne vorhanden, ich besitze über 3000 wohlerhaltene Exemplare aus dieser Höhle, ungerechnet die grosse Menge der Splitter.

Alle diese Gegenstände, Kalksteine wie Quarzite und Feuersteine, aus welch beiden letzteren die Werkzeuge hergestellt wurden, Knochen und Zähne waren namentlich unter dem Einsturz zum grössten Theile in hohem Grade abgerollt, viele Knochen und Zähne sehen in Folge dessen wie geschliffen aus. Nur dort, wo das fliessende oder wirbelnde Wasser, dessen Wirkung wohl diese Erscheinung zuzuschreiben sein wird, nicht directen Zutritt hatte, also unter grossen Steinblöcken oder an den Seitenwänden, konnten die scharfen Kanten unversehrt bleiben, was man auch in allen Theilen der Höhle bestätigt fand. An einer solchen geschützten Stelle, 12 M. vom Eingang hinter einem Vorsprung, wo zugleich der in's Freie führende Seitengang sich abzweigt, wurde eine ausgedehnte Lager- und Feuerstätte entdeckt. Hart an der linken Höhlenwand lagen an 2000 scharfkantige Quarzitstücke in allen Stadien der Bearbeitung, von zufälligen Splittern und übriggebliebenen Nucleen angefangen, bis zu fertigen, wohlgelungenen und benutzten Werkzeugen. Ausserdem befanden sich in der bis 30 Cm. mächtigen Aschen- und Kohlenschichte eingebettet Zähne und Knochenfragmente von den meisten der erwähnten diluvialen Thiere, viele derselben angebrannt bis weissgebrannt und scharfkantig oder abgerollt, je nachdem sie nahe an der Wand oder weiter entfernt, tiefer oder höher gelegen waren. Von da stammt auch der angeführte Backzahn des Zwergmammuths; hier wurde auch in Asche und Kalksinterbreccie eingehüllt, 1·4 M. tief, das Mittelstück eines menschlichen Unterkiefers gefunden.

Interessant ist ferner der Umstand, dass auf dem Bergabhange vor dem äusseren, erst durch die Ausgrabungen blossgelegten Eingange in den Tunnel, und zwar unmittelbar unter dem Rasen, gleiche Reste vom Höhlenbär, Mammuth, Rhinoceros u. s. w., Steinwerkzeuge und verbrannte Knochen, wie im Innern der Höhle, mit diesen Gegenständen aber auch Geweihe und Knochen vom Renthier, Reste verschiedener recenter Thiere, Gefässscherben, ja sogar eine Bronzepfeilspitze gefunden wurden. Die fossilen Knochen waren womöglich noch mehr abgerollt als in der Höhle und die meisten stark benagt. Alle anderen Objecte zeigten dagegen keine Spur einer Abrollung, sind also später hinzugekommen.

In dem rückwärtigen, mit schönen Tropfsteinbildungen geschmückten Theile der Šípkahöhle, welcher im October vorigen Jahres entdeckt wurde, konnten die Ausgrabungen erst vor Kurzem in Angriff genommen werden, weshalb ich noch nicht endgiltige Resultate vorbringen kann. Die Schichten sind hier noch schärfer ausgeprägt als beim Eingang, man kann deutlich drei übereinander liegende Culturschichten unterscheiden. Da es ferner feststeht, dass sie seit Jahrtausenden weder durch menschliches Zuthun, noch durch elementare Mächte irgend welche Störung erlitten hatten, so kann man aus den Lagerungsverhältnissen sichere Schlüsse ziehen bezüglich des relativen Alters nicht nur einzelner Fundobjecte, sondern auch ganzer Faunen.

Der 2 bis 2·5 mächtige Höhlenschutt war in der Tropfsteinhöhle durchgehends von einer 5—10 Cm. starken Travertinkruste überzogen; nach der Aufreissung derselben stiessen wir zunächst auf reine Holzkohle und Asche, dann auf zahlreiche aufgeschlagene Knochen vom Ren, Pferd und Rind, auf Reste vom Bären, Splitter von Mammuth- und Rinoceroszähnen, Rengeweihe und Flintmesser; tiefer kam eine graue, aus Gerölle bestehende Culturschichte zum Vorschein und unter dieser eine gelblich-grüne, feingeschlemmte Schichte mit massenhaften Resten vom Mammuth, Rhinoceros und Pferd. Die meisten Knochen dieser Thiere waren von Raubthieren benagt, aber keineswegs abgerollt. Unter der Mammuthschichte befand sich wieder eine graue und tiefer eine schwarzgefärbte Culturschichte, erstere mit abgerolltem Inhalt. Der hauptsächlichste Vertreter der nicht besonders reichen Fauna war der Höhlenbär, ausserdem traten noch der Höhlenlöwe, der Wolf und die Höhlenhyäne sporadisch, häufiger dagegen eine Hirschart auf. Ausschliesslich Bärenreste kamen in den tiefsten Partien vor, welche unmittelbar auf dem Felsenboden sich abgelagert hatten. Erwähnen will

ich noch, dass vor der Tropfsteinhöhle unter den Trümmern der eingestürzten Decke, auf und theilweise in dem plastischen, röthlich-gelben Höhlenlehm ausserordentlich zahlreiche Reste einer Mikrofauna vorhanden waren, welche viele Aehnlichkeit mit jener aus der Čertova-díra besitzt. In der Eile konnte ich nur mehrere Arten von Wühlmäusen, speciell die Wasserratte, dann Ziesel, Zwergpfeifhasen, Hamster, Spitzmaus, Maulwurf, Fuchs, Hermelin, Wiesel, Schneehuhn und Frösche constatiren.

Das wäre eine allerdings unvollständige Darlegung der Verhältnisse, unter welchen eine ganze Reihe von hochinteressanten und für die Wissenschaft bedeutungsvollen Funden, namentlich aus der ältesten vorgeschichtlichen Epoche gemacht wurde.

Ich habe mit Absicht nur die Thatsachen angeführt, ohne mich in kühne Deductionen einzulassen, so sehr auch die überraschende Fülle des Materials dazu einladen würde. In diesem Sinne glaube ich die Behauptung aufstellen zu können, dass der paläolithische Mensch in Stramberg gleichzeitig mit diluvialen Thieren und zwar sowohl mit dem grimmigen Höhlenbären, als auch mit dem riesigen Mammuth und dem geselligen Renthier gelebt und während der Jahrtausende seiner Existenz des öfteren die beiden Höhlen, Šípka und Čertova-díra, aufgesucht hatte, um dort Schutz gegen die entfesselten Elemente zu finden oder seine Jagdbeute bei dem wärmenden Herdfeuer zu verzehren. Die vorliegenden Funde sprechen deutlich genug, um jedem Zweifel im Vorhinein zu begegnen. Wahrscheinlich ist es noch, dass die Šípka dem diluvialen Menschen nicht nur zum vorübergehenden Aufenthalte, sondern während gewisser Zeitabschnitte zur bleibenden Wohnstätte gedient hatte, was keineswegs in gleicher Weise von der Čertova-díra behauptet werden kann.

Zahlreiche, unwiderlegbare Beweise seiner Anwesenheit und Kunstfertigkeit hatte der paläolithische Mensch in beiden Höhlen zurückgelassen. Als solche gelten zunächst die vorgefundenen, meistens nur auf einer Seite roh zugehauenen Steinwerkzeuge vornehmlich aus Quarzit und Feuerstein. Wenn auch bei Erzeugung derselben an Ort und Stelle der Zufall, der sowie die Natur des Materials eine grosse Rolle spielten, so finden wir dennoch eine Reihe von mit Absicht geformten Exemplaren, unter welchen viele an französische und belgische Muster erinnern. Ich hebe zunächst solche hervor, die an einem Ende hin mehr spitz zulaufen, also einer Lanzen- oder Speerspitze gleichen; sie sind flach und gewöhnlich zu beiden Seiten der Spitze gezähnt. Kleinere und längliche Exemplare kann man für Pfeilspitzen erklären. Ausserdem sind vielfach übereinstimmende Formen zu erkennen, die man als Aexte, Kratzer und Schaber, sowie als Messer zu bezeichnen pflegt. Natürlich gehören die Steinartefacte verschiedenen Perioden an, die erst zu trennen sein werden; dies ersieht man am besten bei einer Vergleichung der Funde aus beiden Höhlen.

An bearbeiteten Knochen liegt eine Unzahl von des Markes wegen aufgeschlagenen Röhrenknochen vor, deren Fragmente dem Menschen vollkommen geeignete Waffen und Werkzeuge geliefert haben dürften. Da jedoch die meisten abgerollt erscheinen, so lassen sich die Spuren menschlicher Einwirkung schwer erkennen und es bleibt die Frage, ob der Stramberger diluviale Mensch auch Knochenwerkzeuge besessen, vorläufig noch offen, wiewohl alle Umstände dafür sprechen.

Viele Knochen tragen deutliche Spuren einer Benagung, viele andere sind dem Anscheine nach mit mehr oder weniger problematischen Hieb-, Schnitt- und Schabspuren versehen; die genaue Grenze zwischen beiden Gattungen festzustellen, in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, was von Raub- und Nagethieren herrühre, was durch Zufall geschehen sei und was der Mensch mit oder ohne Absicht hervorgebracht habe, dies Alles erfordert eingehende, mühsam vergleichende Studien, zu welchen es mir an der erforderlichen Zeit bisher mangelte. Ich erwähne nur, dass ich eine Anzahl von solchen zweifelhaften Objecten mehreren hervorragenden Fachmännern eingeschickt habe, von welchen mir darüber die verschiedensten Ansichten zugekommen sind.

Als wirklich vom Menschen bearbeitet, wird übereinstimmend eine Ulna von *Rhinoceros tichorhinus* Cuv. angesehen, welche an der oberen Gelenkfläche radial ausgehende Hiebspuren aufweist. Mit Bestimmtheit kann man ferner bei einer stattlichen Zahl von Schneidezähnen, zumeist vom Höhlenbär, aber auch vom Hirsch, Einschnitte, welche unmittelbar unter der Schmelzkrone auf einer oder zu beiden Seiten vorkommen, für menschliche Leistung ansehen. Es ist wahrscheinlich, dass der Mensch, unfähig ein Loch zu bohren, sich auf diese Weise aushalf und die angeschnittenen Bärenzähne, an einer Schnur befestigt, als Hals- oder Brustschmuck trug. Zu einem ähnlichen Zwecke dürfte eine Anzahl von kleinen Knochensplittern gedient haben, welche an einem Ende

mit mehr oder weniger deutlichen Einkerbungen versehen sind. Unmöglich wäre es nicht, dass diese Knochensplitter auch als Pfeilspitzen benutzt wurden.

Und nun zum Schluss noch einige Worte über den interessantesten und wichtigsten Fund, nämlich über den directen Beweis der Anwesenheit des diluvialen Menschen in Stramberg, über den gefundenen menschlichen Unterkiefer.

Derselbe wurde am 26. August vorigen Jahres an einer geschützten Stelle des Tunnels in der Šípkahöhle und zwar in unmittelbarer Nähe des erwähnten Feuerherdes und Lagerplatzes gefunden. In einer Breccie von Asche, Kohle und Kalksinter dicht an der Wand gelegen, wurde er in einem kopfgrossen Klumpen hervorgeholt und erst bei näherer Untersuchung desselben erkannt. Alsogleich wurde mit der grössten Sorgfalt nachgeforscht, ob nicht in der Nähe noch andere menschliche Reste aufzufinden wären; alle Nachforschungen in der Höhle und draussen auf der Halde, an diesem und den folgenden Tagen blieben jedoch erfolglos. Nicht einmal die kleinen abgebrochenen Knochensplitter des morschen Fundstückes, sowie ein fehlender Schneidezahn — dessen Abgang sich erst später bei der Reinigung herausstellte — konnten gefunden werden.

Ich habe das werthvolle Object, bisher meines Wissens das einzige Exemplar aus dem Diluvium in der Monarchie, zuerst an den mir befreundeten Dr. Wankel in Blansko und später an Geheimrath Prof. Dr. Schaaffhausen in Bonn behufs näherer Untersuchung abgeschickt. Beide Herren haben die hohe Bedeutung des Fundes anerkannt und unabhängig von einander das Kieferstück einem Kinde zugeschrieben. Prof. Schaaffhausen übersendete mir einen eingehenden Bericht darüber, welchem zumeist die folgenden Daten entnommen sind.

Von dem Unterkiefer ist nur der mittlere Theil mit drei Schneidezähnen, dem Eckzahne und den beiden Prämolaren der rechten Seite vorhanden. Die letzteren drei Zähne stecken noch unentwickelt im Kiefer, sind aber sichtbar, weil die vordere Kieferwand fehlt. Den fehlenden linken mittleren Schneidezahn hat Prof. Schaaffhausen nach dem vorhandenen rechten in Gyps gegossen und eingefügt, und die so ergänzten Schneidezähne ebenfalls mittelst Gyps in ursprünglicher Stellung befestigt.

Nach der vorliegenden Zahnentwicklung gehörte dieser Unterkiefer einem acht- bis neunjährigen Kinde an, bei welchem gerade der Zahnwechsel vor sich ging. Die Schneidezähne haben bereits gewechselt, die nach diesen hervorbrechenden Zähne entwickeln sich im Kiefer, um in der gewöhnlichen Reihenfolge, zunächst der erste Prämolar, dann der Eckzahn, dann der zweite Prämolar, durchzubrechen. Erwähnenswerth ist noch, dass die Schneidezähne, trotzdem sie kaum ein Jahr werden im Gebrauch gewesen sein, bedeutend abgenützt erscheinen.

Was an diesem Kiefer zunächst auffällt, ist seine ungewöhnliche, man kann sagen riesenhafte Grösse und sein pithekoider, das heisst affenähnlicher Charakter. Die Höhe und Dicke des Kiefers, sowie die Grösse der Zähne erreichen nicht nur die Dimensionen eines Kiefers vom erwachsenen Menschen unserer Zeit, sondern übertreffen sie noch in mancher Hinsicht. Einige vergleichende Daten sollen dies begründen.

Die Höhe des Kiefers in der Symphysenlinie misst bis zum Alveolarrande 30 Mm.; bei einem 7—12-jährigen Kinde beträgt diese Dimension 22—24 Mm., bei einem 15jährigen 27 Mm., bei einem Erwachsenen 30—31 Mm. Die Dicke des Kiefers beträgt an seinem unteren Rande in der Symphysenlinie 14 Mm., unter dem Eckzahne 15 Mm.; bei Erwachsenen dagegen nur 10—11 Mm., beziehungsweise 11—12 Mm. Auffallend ist noch die Grösse des Eckzahns, dessen Schmelzkrone 13·5 Mm. misst, während die des ersten Prämolaren 9 Mm., also um 4·5 Mm. weniger beträgt. Ebenso wie diese grossen Dimensionen überrascht der pithekoide Charakter dieses Kieferstückes. Als solche Merkmale sind anzuführen: die relative Dicke des Kiefers, der Mangel der *Spina mentalis interna* und statt derselben das Vorhandensein von Grübchen, sowie die schräge Stellung der hintern Fläche der Symphyse.

Die Schneidezähne sind nach vorn convex gekrümmt und überhaupt dem dickern und prognathen Kiefer angepasst; wenn man die Schlifffläche der Schneidezähne horizontal stellt, so weicht der untere Theil des prognathen Kiefers so sehr zurück, dass ein Kinn nicht vorhanden ist. Eine vom vordern Alveolarrande herabfallende Senkrechte fällt 4—5 Mm. vor den untern Kieferrand. Die hinter dem rechten Schneidezahn liegende Fläche ist so schräg gestellt, dass man nicht zweifeln kann, dass die ganze hintere Fläche der Symphyse so gestellt war, wie es in höherem Masse bei den Anthropoiden der Fall ist und in niederem Grade bei rohen Racen vorkommt, aber auch bei fossilen Menschenresten schon beobachtet worden ist. Ferner ist es wahrscheinlich, dass der Kiefer auch jene pithekoide Eigenthümlichkeit

hatte, dass seine Zahnlinie nicht horizontal war, sondern von den Prämolaren zu den Schneidezähnen aufstieg und sein Körper vorn höher war als an den Seiten, weil die Schneide der äusseren Schneidezähne schräg nach Aussen sich senkt.

Alle diese Merkmale, welche auch bei anderen diluvialen Kieferstücken in noch höherem Grade auftreten, so z. B. beim Unterkiefer von La Naulette, mit welchem das vorliegende Fragment nach Prof. Schaaffhausen mancherlei Aehnlichkeit aufweist, bekunden, dass wir es hier mit einem sehr niedrigen Organismus zu thun haben.

Es wurde die Frage aufgeworfen, ob dieses Kieferstück nicht vielleicht einem Affen angehören könnte; mit gutem Gewissen kann man dies direct verneinen, denn die menschlichen Charaktere sind hier so überwiegend, dass eine solche Annahme im Vorhinein ausgeschlossen ist. Auch die Annahme, dass eine pathologische Ursache den Durchbruch der drei im Kiefer steckenden Zähne gehindert habe, erscheint gänzlich unbegründet.

Am wenigsten kann man vermuthen, in der prähistorischen Zeit sei die Zahnentwicklung vielleicht verlangsamt gewesen und der Wechsel sei in einem späteren Alter vor sich gegangen, denn der tieferen Organisation entspricht immer eine schnellere Entwicklung.

Ebenso wird jeder Kenner die Einwendung, dass hier eine dritte Zahnung in hohem Alter vorhanden sein könnte, mit Entschiedenheit zurückweisen. —

Werfen wir noch einen Rückblick auf die vorgeführten bisherigen Resultate der Ausgrabungen in Stramberg, so müssen wir zugeben, dass der Berg Kotouč mit seinen Höhlen, an der Völkerstrasse zwischen dem nördlichen und mittleren Europa gelegen, zu jenen hervorragenden Stätten gehört, welche der vorgeschichtliche Mensch im Verlaufe der Jahrtausende unter den mannigfaltigsten Verhältnissen mit besonderer Vorliebe aufgesucht und dort zahlreiche Beweise seiner allmäligen Entwicklung in physischer und geistiger Richtung der Nachwelt hinterlassen hat. (Beifall.)

Dr. von **Luschan**:

Im Namen der exacten Anatomie protestire ich dagegen, dass aus einem solchen Fragment, von welchem man nicht weiss, was an ihm Kleister und Gyps, und was echt ist, so weittragende Schlüsse gezogen werden.

Professor **Maška**:

Mit Rücksicht auf die vorgebrachten Anschuldigungen erlaube ich mir als Finder und Besitzer des Unterkiefers gegen eine solche Beurtheilung, welche keineswegs im Einklange mit den Methoden der exacten Wissenschaft zu stehen scheint, mit aller Entschiedenheit zu protestiren. Sie beweist, dass der Herr Vorredner sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, das Stück ordentlich anzusehen; sonst hätte er erkennen müssen, dass an dem Knochen absolut nichts geändert wurde. Uebrigens habe ich in meinem Vortrage ausdrücklich hervorgehoben, dass Herr Geheimrath Prof. Schaaffhausen selbst einen fehlenden Schneidezahn in Gyps gegossen und denselben sammt dem echten in richtiger Stellung an dem Kiefer ebenfalls mit Gyps befestigte, um so die ganze Zahnreihe zu erhalten, was auch Jedermann auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Meine Ansicht ist, dass die exacte Wissenschaft, in deren Namen der Herr Vorredner sprechen wollte, Herrn Geheimrath Schaaffhausen für die Restaurirung des Unterkiefers zum Danke verpflichtet ist.

Geheimrath **Virchow**:

Selbst zugestanden, dass Alles so zusammengehört, begreife ich nicht, wie man dazu kommen kann, den Unterkiefer für pithekoid, für affenähnlich zu halten. Ich sehe nichts, als einen riesigen menschlichen Unterkiefer, und es würde daraus nur hervorgehen, dass er einem riesigen Körper angehört habe. In der Geschichte der Pathologie der Zähne gehört der Fall, dass Zahnwurzeln an ungewöhnlicher Stelle noch bei Erwachsenen sich befinden, nicht zu den absoluten Raritäten.

Es ist aber doch die Frage, ob diese verschiedenen Zähne angeklebt wurden, oder wirklich sich dort befunden haben. Zähne kommen aber bisweilen auf Orte hin, wo sie im normalen Falle nicht hingehören würden, namentlich im Unterkiefer. Denkbar wäre es also, dass eine solche Abnormität vorgekommen wäre; nur auffällig, dass sie bei einer Mehrzahl von Zähnen eintritt, immerhin aber ist sie nicht unmöglich.

Wenn wir annehmen, dass das Stück so zu nehmen ist, wie es vorliegt, dann würde ich sagen, es ist ein Fall einer innerhalb der Grenzen des Bekannten liegenden Heterotopie.

Die ganze Beschaffenheit des Unterkiefers ist so compact, die Zähne selbst sind so gross und stark abgenützt, dass eine besondere Erklärung dazu gehören würde, wie ein Kind das zu Stande gebracht

haben sollte, neue Zähne, die eben erst gebildet waren, neben solchen, die noch nicht durchgedrungen sind, in der kurzen Zeit so tief abzunützen.

Die Interpretation des Kiefers für den eines Riesenkindes ist etwas ausserhalb meiner Fassungskraft; ich würde den Fall als eine pathologische Heterotopie von Zähnen erklären.

Geheimrath **Schaaffhausen**:

Ich halte das Gutachten, welches ich über den Unterkiefer gegeben habe, vollkommen aufrecht.

Es erscheint mir sonderbar, und ich weiss nicht, wie Dr. Luschan dazu kommt, als Vertreter der exacten Anatomie gegen mich aufzutreten. Ich kann versichern, dass ich die Restauration des mir in zwei Stücken mit mehreren losen Zähnen zugekommenen sehr mürben Knochenstückes mit grösster Sorgfalt vorgenommen und die Möglichkeit der Beurtheilung des Kiefers nicht im Mindesten beeinträchtigt habe. Mit Gyps ergänzt jeder Sachverständige solche Bruchstücke. Ich bin beflissen gewesen, nirgends die natürliche Oberfläche des Knochenstückes mit Gyps zu bedecken, nur die Alveolen der Schneidezähne sind theilweise ergänzt und mit einander verbunden worden. Es war von den Alveolen so viel erhalten, dass über die Stellung der Zähne gar kein Zweifel obwalten konnte. Ein innerer Schneidezahn fehlte und wurde durch einen Abguss des vorhandenen ergänzt, damit der andere Theil des Zahnbogens hergestellt werden konnte. Die einstige Entfernung der Zähne ergab sich durch die vorhandenen Kronen der Schneidezähne. Die die Wurzeln der Schneidezähne bedeckende Gypsschichte ist überall unter der äusseren Knochenlamelle des Kieferstückes geblieben, so dass durch den Gyps nichts bedeckt und nirgends die Form des Knochens in irgend einer Weise verändert worden ist. Man wird mir doch wohl nicht zutrauen, an diesem wichtigen Funde etwas gefälscht zu haben!

Wenn mein verehrter Freund Virchow sich gegen den Ausdruck pithekoid ausspricht, so ist unsere Auffassung wahrscheinlich eine verschiedene. Ich bezeichne damit jede Abweichung von dem normalen Körperbau der Culturvölker in der Richtung auf die thierische Bildung. Mit demselben Rechte, mit dem man wirkliche Affen als Anthropoiden bezeichnet, weil ihr Bau Annäherung an die menschliche Gestalt zeigt, kann man menschliche Bildungen, die an den Typus des Affen erinnern, wenn auch in entfernter Weise als affenähnlich, als pithekoid bezeichnen.

Wenn der Kiefer der eines Erwachsenen wäre, so wäre dies eine Hemmung der Zahnentwicklung, wie sie nie beobachtet worden ist. Wohl kommt es vor, dass ein Zahn, dem der Raum zum Durchbruche in der Zahnreihe fehlt, in dem Kiefer stecken bleibt, aber man zeige mir einen erwachsenen Kiefer, in welchem der Eckzahn und die zwei Prämolaren, genau wie es die normale Zahnentwicklung zeigt, in der Bildung begriffen und noch nicht durchgebrochen sind! Welche pathologische Ursache soll das erklären?

Ich habe nicht gesagt, es sei der Unterkiefer der eines Riesenkindes, aber das darf ich bemerken, dass in der Gegend, wo derselbe gefunden worden ist, ein ganz ungewöhnlich grosser Menschenschlag wohnt.

Die geringe Abschleifung der Zähne, die Virchow freilich bedeutend nennt, kann doch hier nicht den aus der Zahnentwicklung, aus der noch vorhandenen Alveole des Eckzahns vom Milchgebiss und aus der Symphysennaht hergenommenen Beweis für die Jugend des Kiefers umstossen!

Die Abschleifung der Zähne an jugendlichen Gebissen der Vorzeit ist ja oft beobachtet und muss mit der rohen Nahrung, harten Wurzeln, mit Sand vermengtem Brode u. dgl. in Verbindung gebracht werden.

Dr. **Wankel**:

Da ich in dem Vortrage des Herrn Maška bei Erwähnung des Unterkieferfragmentes aus der Šipkahöhle citirt wurde, so erlaube ich mir, meine Herren, über dasselbe ebenfalls einige Bemerkungen zu machen.

Zuvor aber muss ich die Anschuldigung des Herrn Dr. Luschan, der Unterkiefer sei durch Gyps verfälscht und entzöge sich dadurch jeder wissenschaftlichen Untersuchung, ferner seinen im Namen der exacten Wissenschaft erhobenen Protest, als übereilt entschieden zurückweisen. Herr Maška hat mir unmittelbar nachdem der Unterkiefer gefunden wurde, denselben zur Beurtheilung zugesandt und mich in die Lage gesetzt, denselben zu untersuchen, als er noch nicht mit Gyps restaurirt war. Ich kann daher der Wahrheit gemäss behaupten, dass das Unterkieferfragment durch die schwachen Spuren von Gyps, welche Herr Geheimrath Schaaffhausen behufs der Befestigung der Schneidezähne und Erhaltung ihrer Stellung anwandte, in keiner Weise verändert wurde, ja wir sind Herrn Prof. Schaaffhausen hiefür sehr verpflichtet, da dadurch dieses hochinteressante Stück vor dem Zerfallen geschützt und uns erhalten wurde.

Der Gyps hat nur die spongiöse Substanz ersetzt, welche sich von den Wurzeln der Schneidezähne abbröckelte, er hat ferner die betreffenden Zähne in ihrer ursprünglichen Stellung erhalten.

Was nun die Ansicht des Herrn Geheimrath Virchow anbetrifft, dass das Unterkieferfragment von einem bereits ausgewachsenen Menschen stamme, so glaube ich Herrn Virchow widersprechen zu müssen. Ich halte dafür, dass gerade an diesem Unterkieferfragment, mit Ausnahme seiner Grösse, alle kindlichen Charaktere so offen ausgeprägt sind, dass gar keinem Zweifel Raum gegeben werden kann. Ich habe über 40 kindliche Unterkiefer von 8—10 Jahren gesammelt, sie verglichen und gefunden, dass sie mit jenem in der Form und ihrem Verhalten im Allgemeinen vollkommen übereinstimmen. Diese charakteristischen Eigenschaften sind: das Fehlen des Kinnes und daher auch das mehr weniger Zurücktreten des unteren mittleren Theiles des Kiefers; die verhältnissmässig grosse Dicke des Unterkiefers; die starke Neigung der hinteren mittleren Fläche des Kiefers, welche nach hinten und oben gerichtet ist; die kleinen, noch vorhandenen Alveolen der ausgefallenen Milchzähne, besonders des rechten Eckzahnes; die regelmässige gesetzmässige Aufeinanderfolge der Zahnentwicklung, wie sie im kindlichen Alter einzutreten pflegt und zuletzt noch die obwohl schwache, doch deutlich kennbare Symphyse. An den vorerwähnten 40 kindlichen Unterkiefern fand ich siebenmal deutliche Spuren der Symphyse, bei den übrigen jedoch war dieselbe ganz verstrichen, bei Unterkiefern Erwachsener jedoch nur im seltensten Falle.

Alle diese Charaktere zusammengenommen, sprechen zu deutlich für den kindlichen Charakter des Unterkiefers aus der Šipkahöhle, welcher mit dem eines Erwachsenen nichts gemein hat, als die Grösse, der einzige Umstand, auf welchen Professor Virchow auch seine Ansicht zu stützen scheint. Meine Herren, ich habe in meiner 33jährigen Praxis keinen einzigen Fall einer regelmässigen zweiten Zahnbildung aller Zähne beim Erwachsenen beobachtet, und auch allen meinen Collegen, welche ich fragte, ist dies noch nicht vorgekommen, und ich glaube, selbst Herr Geheimrath Virchow wird uns von keinem erzählen können; es wäre demnach ein sonderbarer Zufall, wenn gerade der Mensch aus der Mammuthzeit, dessen vereinzelter Unterkiefer in dem Aschenherde gefunden wurde, dieses Phänomen aufzuweisen hätte.

Was nun den pithekoiden Charakter anbetrifft, so ist er, abgesehen, dass jeder kindliche Unterkiefer mit gleichalterlichen des Affen mehr weniger übereinstimmt, in diesem Falle überwiegend vorhanden. Es sind dies die sehr stark geneigte hintere Fläche des mittleren Theiles des Unterkieferstückes, die nach aussen gewölbten Schneidezähne, die nach hinten gerichteten abgewetzten Flächen der Schneidezähne, welche eine grosse Prognathie und ein sehr starkes Zurücktreten des unteren mittleren Theiles des Unterkiefers verrathen, dann die ausserordentliche Grösse desselben, sowie die Grösse des Eckzahnes, der, wenn er entwickelt worden wäre, alle Zähne bei weitem überragt hätte und selbst noch die Spuren der Symphyse, die bei den Thieren und namentlich Fleischfressern nur zuweilen in hohem Alter verknöchert; dies sind offenbar Charaktere, welche sehr stark an die anthropoider Affen erinnern. Ich glaube daher mit Recht annehmen zu können, dass das Unterkieferfragment aus der Šipkahöhle nicht nur von einem Kinde herrühre, sondern auch ausgesprochen pithekoide Charaktere besitze.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass das Fragment, welches alte Bruchstellen zeigt, eine Behandlung beim Zerschlagen verräth, welche jener gleichkommt, die der prähistorische Mensch beim Zerschlagen der vielen Unterkiefer von Thieren behufs des Markaussaugens anwandte, dass daher anzunehmen ist, dass es der Rest des gepflogenen Cannibalismus sei, wofür sowohl sein vereinzeltes Vorkommen, als auch der Feuerherd spricht, in dem es gefunden wurde.

Geheimrath Prof. **Virchow**:

„Pithekoid" habe ich auch so verstanden, wie Schaaffhausen, nämlich Merkmale am Menschenschädel, welche sich gegenwärtig bei Affen vorfinden; also bei welchen? Mit dem Kiefer des Gorilla hat der vorliegende keine Aehnlichkeit.

Wenn Dr. Wankel vom Kinn spricht, so muss ich bestreiten, dass an dem Unterkiefer das Kinn fehlt.

Was die Prognathie betrifft, so sehe ich davon nichts (fährt Redner auf eine Einwendung an dem Unterkiefer demonstrirend fort); der eine Theil ist nicht vorhanden, und wenn der Kiefer so war, wie er jetzt ist, so muss ich bemerken, dass die Abreibungsflächen nicht auf Prognathie schliessen lassen, weil die Schliffflächen der Zähne horizontal sind. Die Schliffflächen müssten schief sein, pithekoid müsste das sein (Redner zeigt mit den Händen die schiefe Stellung der Zähne gegeneinander), so ist es beim Gorilla, Schimpanse. Aehnlich ist das also nicht.

(Der Redner nimmt nun einige Messungen an dem Kiefer vor, fährt dann fort:) Die untere Schmelzgrenze misst 23 Mm., der Durchmesser am unteren Theil der Wurzel 18 Mm., die Dicke des Kiefers 13 Mm., die Höhe 30 Mm. Diese Höhe geht über das gewöhnliche Mass hinaus und es ist mir nichts bekannt, was in diese Verhältnisse hineinpasste. Wenn es richtig ist, dass es der Kiefer eines Kindes ist, dann muss es ein Riesenkind sein, denn die Verhältnisse sind riesig.

In Wirklichkeit aber sind hier Verhältnisse, welche dem Kinde nicht zukommen, welche weit über das Mass, welches man bei Kindern beobachtet, hinausgehen, und ich würde immer noch sagen, das ist ein erwachsener Kiefer, der sogar sehr gross ist. Bei den meisten Stücken, die wir messen, ist der Kiefer nicht so dick.

Diese Zähne sind abgeschliffen bis zur Pulpa. Es ist nicht blos der ganze Zahnschmelz herunter, sondern es liegt die ganze Höhle der Pulpa offen, welche mit neu gebildetem Dentin erfüllt ist. Das nennen wir sonst ganz alte Zähne; das kommt nur bei erwachsenen Personen, etwa bei dreissigjährigen vor, nicht aber bei Kindern, bei welchen die Zähne noch unentwickelt sind.

In der kurzen Zeit zwischen dem Ausbruch der äusseren Schneidezähne und dem Ausbruch der Eckzähne soll schon eine so tiefe Abschleifung der Schneidezähne und eine solche Bildung der Dentin-Ossification erfolgt sein! Wenn Sie mir sagen, es ist aber doch ein Kind, dann muss ich sagen, es ist in der That ein Kind, wie es noch nie gesehen worden ist, und da kann ich nur sagen, das ist sehr auffallend, dann würden wir auf eine absonderliche Art von Riesen geführt werden; und wenn Schaaffhausen sagt, es lebt noch jetzt dort ein Riesengeschlecht, so können diese die heruntergekommenen Nachkommen der Urriesen sein, die damals mit dem Mammuth gekämpft haben.

Die nächste Frage, die wir vor allen andern zu entscheiden haben, ist noch immer die: Müssen wir durchaus, um solche Vorkommnisse zu erklären, zu der ganz ungewöhnlichen Interpretation greifen, dass dies etwas so Ungewöhnliches ist, wofür wir noch keine Analogie haben, dass uns zum ersten Mal etwas entgegentritt, was einzig in seiner Art ist? Es gibt in der Naturwissenschaft immer zwei verschiedene Dispositionen; die eine, die das Ungewöhnliche urgirt und daraus einen besonderen Fall macht, die andere, die das Ungewöhnliche nach bekannten Regeln zu erklären sucht und dann erst, wenn das unmöglich ist, zu neuen greift. Entweder also, es liegt etwas vor, was noch nie dagewesen ist, oder was sich nach Regeln, die wir sonst in der Wissenschaft haben, erklären lässt. Auf normale Verhältnisse würden wir nach den heutigen Erfahrungen nicht gehen können, wir würden das als etwas Pathologisches erklären müssen. Die Herren, welche den vorliegenden Fall für eine normale Erscheinung an einer besonderen Menschenrasse halten, nehmen eben Etwas an, was noch nie dagewesen ist. Da sage ich aber, wenn wir nur wissen, dass es vorkommt, dass Zähne an ganz ungewöhnlichen Stellen erscheinen, Zahnkeime während der Entwicklungsperiode dislocirt werden, so genügt es, dass wir den Fall vorerst einmal von dieser Seite aus betrachten.

In dieser Weise finden wir, dass der eine Zahn hier oben zwischen Nase und Auge zur Entwicklung kommt, der andere liegt verborgen im Kiefer, aber an einer Stelle, die unmöglich sein würde für die ungestörte physiologische Entwicklung. Der Unterkiefer zeigt solche Erscheinungen häufiger als der Oberkiefer; die Zähne bleiben in manchen Fällen als wirkliche Zähne liegen, aber in jugendlichem Zustande.

Das würde nun allerdings etwas sehr Auffälliges sein, wenn wir hier einen Kiefer hätten mit drei solchen heterotopen Zähnen; aber es würde immer noch in den geläufigen Interpretationsregeln liegen. Da lässt sich eben schwer transigiren. Wir, die wir von dem Bekannten ausgehen, das Neue zu interpretiren, wir werden uns immer schwer entschliessen können, zu sagen: Das ist eine ganz neue Erscheinung, die bisher noch nicht vorgekommen, eine Zahnbildung, die in der ganzen menschlichen Geschichte ihres Gleichen nicht hat. Wenn ich mich aber dennoch auf den Standpunkt der Herren stellen und etwas Neues anerkennen würde, so könnte ich nicht anders sagen, als es ist Alles riesenhaft, es ist ein Riesenkiefer, dann würde auch ein riesenhafter Kopf dazu gehören und ein riesenhafter Körper, aber affenähnlich ist nach meiner Meinung an dieser Sache nichts, weder in ihren einzelnen Theilen, noch das Ganze in seiner Zusammenfügung. (Beifall.)

Dr. von **Luschan**:

Ich hätte die Tendenz meiner Einwendung unter allen Umständen aufrecht erhalten, aber ich wusste nicht, dass die Restaurirung des Unterkiefers von Geheimrath Schaaffhausen vorgenommen worden ist, und würde sonst andere Worte gebraucht haben. Die Tendenz halte ich aufrecht.

Präsident Graf **Wurmbrand**:

Herr Dr. von Luschan hat gewiss nur das sachliche Interesse im Auge gehabt, welches der Fall verdient und dessen Bedeutung durch die lebhafte Erörterung, welche ihm zu Theil wird, hinreichend erhellt.

Geheimrath **Schaaffhausen**:

Nur die Schmelzschichte der Schneidezähne ist abgerieben, ich schätze das Fehlende auf höchstens $1^1/_2$ bis 2 Mm. Diese Schätzung habe ich mit Rücksicht auf die Breite der Zähne gemacht, deren Zahnkronen so hoch sind, als seien sie gar nicht abgeschliffen. Jene drei Spitzen, die der Schneidezahn beim Durchbruch besitzt, sind, wie ich bei Kindern beobachtet, oft schon im ersten halben Jahre abgeschliffen.

Wenn Virchow eine solche Grösse des kindlichen Kiefers als seltsam, als ganz neu, als noch nicht beobachtet bezeichnet, so läugne ich das Auffallende der Erscheinung nicht, aber für mich reiht sich dieser Fall in die Reihe der anderen ein, welche die allmälige Entwicklung der menschlichen Form beweisen. Ob man hier vielleicht eine Riesenbildung annehmen könne, auch darüber habe ich mich in meinem Gutachten*) über diesen Fund ausgesprochen. Ich kann Virchow die Folgerung nicht zugeben, dass, weil die Schlifffläche der Schneidezähne horizontal ist, das Gebiss orthognath gewesen sei. An sehr prognathen Schädeln ist diese Schlifffläche häufig horizontal, indem die Zahnkronen selbst gekrümmt sind und senkrecht übereinander stehen. Es ist sogar so bei den Anthropoiden. Viel seltener stossen die Schneidezähne prognather Kiefer in einem spitzen Winkel zusammen. Im vorliegenden Falle sind nun freilich die Zahnkronen gerade, aber die Zahnwurzeln sind convex nach hinten gekrümmt, wie es bei einem orthognathen menschlichen Unterkiefer niemals der Fall ist. Diese Krümmung der Schneidezähne, für die ich den Radius angegeben habe, ist ein entschiedener Beweis dafür, dass der Kiefer selbst prognath war. Mit Rücksicht hierauf und mit Rücksicht auf den breiten unteren Rand des Kiefers, der ähnlich gestaltet ist, wie an dem Kiefer von La Naulette, muss man das Kieferstück halten, um zu erkennen, dass seine Symphysenlinie, im Profil gesehen, zurückweicht, wie es bei einem Kiefer, dem jede Andeutung eines Kinnes fehlt, auch wahrscheinlich ist. Das Urtheil über die normale Stellung dieses Kiefers zur Horizontalen des Schädels ist überaus schwierig, weil es ein nur so kleines Bruchstück ist und die Seitentheile des Körpers fehlen. Es lassen sich nicht weniger als 8 Merkmale niederer Bildung an diesem Kieferbruchstücke wahrnehmen: 1. sein Prognathismus, 2. die schräg abfallende hintere Symphyse, 3. das Fehlen des Kinns, 4. das Fehlen der Spina mentalis interna, 5. der grosse Eckzahn, 6. die aufsteigende Zahnlinie, 7. die starken Eindrücke des M. digastricus, 8. die abnorme Grösse und Dicke des Knochens. Ich nehme von meinem mit Benutzung aller hier in Frage kommenden Vergleichsobjecte verfassten Gutachten über dieses Kieferstück kein Jota zurück und halte die Bezeichnung „pithekoid“ aufrecht. (Beifall.)

*) Der Redner verweist hier auf den Sitzungsb. d. Niederrh. Ges. v. 6. Dec. 1880 in d. Verh. d. naturhist. Vereines, Bonn 1880, u. Corresp.-Blatt d. deutschen anthrop. Ges. 1881, Nr. 1. Die Redaction.

Geheimrath Prof. **Virchow**:

Es handelt sich um die Erledigung einiger streitiger Punkte; so hat z. B. Schaaffhausen meine Bemerkung über die Abschleifung der Pulpa angegriffen. Ich möchte daher den Vorschlag machen, dass wir die anwesenden Aerzte bitten, sich zu einer Commission zu vereinigen und ein schriftliches Votum als Additum zu den Verhandlungen abzugeben.

Wir bewegen uns zum Theile in Missverständnissen. Herr Schaaffhausen scheint $1^1/_2$ bis 2 Mm. für einen geringen Grad der Abschleifung zu halten, das genügt aber vollkommen, um die Pulpa abzuschleifen. Ich habe ferner nicht von einem spitzen Winkel gesprochen, in welchem die Zähne convergiren; ich sage nur überhaupt im Winkel, mag er stumpf oder spitz sein, genug wenn die Zähne schräg sind und schräge Flächen durch die Abschleifung entstehen.

Diese Missverständnisse können wir nicht fortsetzen, aber wir werden constatiren, was an dem Unterkiefer zu sehen ist, und festsetzen, was zu weiteren Erörterungen brauchbar ist. Wir wollen diese Discussion in der Literatur fortführen.

Präsident Graf **Wurmbrand**:

Ich erlaube mir die Anfrage an die Versammlung zu stellen, ob, da der Gegenstand so ausserordentlich interessant und nicht erschöpft ist und die Witterung zu Ausflügen nicht einladet, dieselbe einverstanden ist, dass wir am Nachmittag noch einmal zu einer Sitzung zusammenkommen. Vorher wird die Untersuchung des Unterkiefers dem Antrage des Herrn

Geheimrath Virchow gemäss stattfinden, dann werden wir die Vorträge zu Ende führen und die Discussion wieder eröffnen. Gründliche Lösung solcher Fragen ist ja Aufgabe der Congresse.

Regierungsrath **Aberle**:

Ich schlage vor, dass die Commission im anatomischen Museum zusammentrete, welches eine reiche, von Dr. Zillner im Jahre 1860 im XXVII. Bande der Denkschriften der k. Leopoldinischen Akademie beschriebene und abgebildete und seither von ihm vermehrte Sammlung von Cretinschädeln enthält. Dort könnte man den Unterkiefer mit anderen vergleichen und zugleich die Sammlung besichtigen.

Es wird beschlossen, dass die Commission um 3 Uhr im anatomischen Museum zusammentrete, und in der allgemeinen Sitzung, welche um 4 Uhr zu beginnen hat, über das Resultat Bericht erstatte.

Dr. von **Luschan**:

Die beiden Länder, deren ethnographische Verhältnisse ich erörtern will, liegen beide so abseits von den grossen Handelswegen der Gegenwart, dass wir von unserer Schulzeit her meist nur sehr mangelhafte Vorstellungen von ihnen besitzen. An der sonst fast geradlinigen, wenig gegliederten, hafenarmen Südseite Kleinasiens tritt ganz im Westen derselben ein mächtiges Gebirgsland weit in das freie Meer hinaus. Im Osten und Westen scheiden es tiefeinschneidende Buchten von den Nachbarländern, so dass es fast den Charakter einer Halbinsel erhält, im Norden trennen es weglose Bergmassen von einem sterilen Hinterlande, im Süden bedingt ein Heer von kleinen Inseln und Vorgebirgen eine reiche Küstengliederung mit sichern Buchten und geräumigen Häfen — das ist Lycien; im Nordwesten davon, durch das hohe Massiv des Sandiras und Boz-Dagh von Lycien und Phrygien getrennt, breitet sich Carien aus; durch grosse vorgelagerte Inseln, wie Rhodus und Kos, sowie besonders durch die langgestreckte Halbinsel von Halicarnass und durch den cnidischen und rhodischen Chersones hat es eine auffallend glückliche Küstenentwicklung, und in dem Flussgebiete des mächtigen Mendschere-Tschay — des alten Mäander — ausserdem grosse fruchtbare Ebenen; die letzteren hat es vor Lycien voraus, denn die drei grössten Flüsse Lyciens, der Doloman-, der Etschen- und der Dembra-Tschay, kommen alle aus einem hohen, wild zerklüfteten Gebirgslande und haben nur einen ganz kurzen untern Lauf, der obendrein noch meist versumpft ist; nur der eine von ihnen, der Etschen-Tschay, der Xanthus der Alten, durchströmt einige Quadratmeilen ebenen fruchtbaren Landes. Im Osten und Süden also sehen wir Carien durch die Linie des Sandiras und Boz-Dagh begrenzt, im Westen vom Meere und im Norden trennt es das steile Messogisgebirge von dem ewig heitern Jonien und dem rauhen lydischen Hochlande.

Das war nun im Alterthume die Ausdehnung des carischen Königreichs und des lycischen Städtebundes; heute, wo die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr wie einst schwer zugängliche Bergvesten und versteckte Raubburgen umwohnt, sondern immer mehr und mehr sich in den Handelsstädten an der Küste concentrirt, heute sind auch die politischen Grenzen verrückt; die Hohe Pforte lässt den nördlichen Theil Cariens von Smyrna aus verwalten, den Rest mit dem angrenzenden Stück von Lycien hat sie dem Paschalik von Rhodus zugewiesen, und das östliche Lycien gehört gar zu Konia, dem alten Iconium.

Diesem geographischen Excurs muss — Sie verzeihen es mir — ein historischer folgen; auch dieser wird kurz sein, denn die neuere Geschichte dieser Länder ist Ihnen Allen bekannt und die ältesten Nachrichten über dieselben fliessen mehr als spärlich. Von Homer lernen wir, dass die Lycier zur Zeit des trojanischen Krieges ein mächtiges Volk waren und treue Bundesgenossen der Trojaner; Glaucus, Pandarus und Sarpedon werden als ihre Führer gepriesen. Herodot aus Halicarnass, also selbst ein Carier, erzählt uns, dass Carien schon in grauer Vorzeit von unabhängigen Herrschern regiert war und dass in Lycien ursprünglich Solymier wohnten, welche, wie es scheint, phönicisch sprachen, dann seien Leute aus Kreta eingewandert von Sarpedon geführt und in ihrer neuen Heimat Termilier genannt, schliesslich habe sich bald nachher Lycus, der Sohn der Paudion, von seinem eigenen Bruder aus Athen verjagt, gleichfalls im Lande angesiedelt und diesem sogar seinen Namen gegeben. Und dieses Lycien finden wir dann noch im Beginn des sechsten Jahrhunderts vor Christus vor, als eine Vereinigung von etwa siebzig kleinen Republiken und unabhängigen Städten. Welche Sprache diese Termilier oder Lycier gesprochen, darüber sind wir nicht im Klaren; man könnte meinen griechisch, denn der sonst so exacte Herodot erwähnt nicht, dass sie eine andere fremde Sprache geredet, und auch Homer lässt Glaucus und Diomedes vor Troja lange Wechselreden halten. Besonders

merkwürdig aber erscheint in jener Zeit das gynaikokratische Familiensystem der Lycier. Herodot erzählt, dass die Kinder nicht nach dem Namen des Vaters, sondern nach der Mutter genannt werden, und andere alte Schriftsteller verbreiten sich viel ausführlicher über diesen sonderbaren Stammes-Charakter; die Einen erklären die Anerkennung weiblicher Herrschaft als ein Zeichen von Schwäche und Entwürdigung des Mannes, Andere aber betrachten — und gewiss mit Recht — Frauendienst und Ritterlichkeit als Zwillingsgeschwister, als engverbundene Aeusserungen erster Jugendkraft. So besteht denn wirklich ein Zusammenhang zwischen der lycischen Gynaikokratie und jener löwenhaften, aber auf die Vertheidigung des heimatlichen Herdes beschränkten Tapferkeit der Lycier; jedenfalls ist die Herrschaft der Frau nicht ohne Einfluss auf den Volkscharakter geblieben; die Deisidaimonie der Frau mit ihrer Vorliebe für das Mystische, des Weibes Richtung auf friedliche Gestaltung des Daseins, auf Entfernung wilder Gewalt, auf Versöhnung streitender Leidenschaften, die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, welcher die Frau als domiseda weit mehr angehört als der Mann — all' das ist einfach in den Volkscharakter übergegangen, daher die so frühzeitige hohe Cultur der Lycier, daher jene eigenthümliche Verbindung von friedlicher Gesittung und unbesiegbarem Todesmuth.

So blieb der lycische Städtebund frei und unabhängig, bis die Perser unter Cyrus ganz Kleinasien überschwemmten. Die Carier wurden von Harpagus, dem besten Feldherrn der Perser, fast ohne Schwertstreich unterjocht, die Lycier aber setzten ihm verzweifelten Widerstand entgegen. Speciell von dem Heldenmuthe der Xanthier erzählt Herodot unglaubliche Dinge, dieselben scheinen fast gänzlich vertilgt worden zu sein. Ueber das Verhältniss, das sich in der Folge zwischen den Siegern und den Besiegten herstellte, fehlt uns genaue Nachricht. Die erste exacte historische Angabe über Lycien ist die von Alexander's ewig denkwürdigem Zuge durch Kleinasien; 334 vor Christus setzt er Ada, die Witwe eines entthronten Herrschers, wieder auf den carischen Königsthron und wird von ihr zum Dank als Sohn und Thronerbe adoptirt. Im selben Jahre zieht er dann auf den denkbar schwierigsten Wegen durch Lycien, von den einzelnen Städten, deren alte Unabhängigkeit er zu erneuern verspricht, überall gut empfangen und auf das Wärmste unterstützt. Erst mit diesem Zuge Alexander's hört, wie ich meine, die Prähistorik auf und die Geschichte beginnt; aber hier zu erörtern, wie diese Länder dann nach und nach griechisch, römisch, byzantinisch und türkisch wurden, wäre nicht am Platze. Hingegen lassen Sie mich bei den ältesten lycischen Denkmälern noch etwas verweilen; diese sind dreierlei Art, Gräber, Münzen, Inschriften.

Besonders die alten Gräber Lyciens sind von solcher Massenhaftigkeit, Grösse, Originalität und häufig von solcher Pracht, wie sie kein anderes Culturland der alten und neuen Welt aufzuweisen hat, selbst Indien und Peru kaum ausgenommen. Vom Meeressaume bis in die innersten Thalwinkel und bis auf hohe Berge, über weite Niederungen und fast unzugängliche Anhöhen in unglaublichen Mengen zerstreut, verblüffen sie ebenso durch ihren steten Wechsel in Anlage, Form und Verzierung, als durch das Dunkel, welches ihren Ursprung verhüllt. Gleichwohl kann man versuchen, diese Gräber nach ihrer Form sowohl als nach ihrer Zeitfolge einzutheilen. Als die ältesten wird man dann ganz einfache, länglich viereckige Felshöhlungen betrachten, welche eben gross genug sind, einen Leichnam und allenfalls einige Beigaben aufzunehmen. Solche primitive Felsengräber kommen auch ausserhalb Lyciens vor, sie reichen im Süden bis Egypten, und auch die Bibel kennt sie. Häufig sind sie durch angelegte Felsplatten geschlossen gewesen, häufig auch durch ein vorgesetztes Balkenwerk, an anderen Orten wiederum scheinen sie von Haus aus offen geblieben zu sein. Besonders bei Minara, dem antiken Pinara, und bei Gjöbasche sind ungeheure, über 1000 Fuss hohe, senkrecht abfallende Felswände ganz von solchen Gräbern durchsetzt, so dass sie aussehen wie Honigwaben oder riesenhafte Columbarien. Solche Gräber können überhaupt nur mit Leitern oder mit Seilen zugänglich gewesen sein, und speciell bei Pinara kann man durch die Mitte der grossen Felswand einen breiten Streifen ziehen sehen, der fast gar keine Aushöhlungen erkennen lässt — die unter diesem Streifen liegenden Gräber sind also wohl von unten aus durch angelegte Leitern erreicht worden, dann kam eine unzugängliche Zone, während man sich zu den oberhalb derselben befindlichen an Seilen herablassen konnte. An einen besondern Verschluss aber brauchte man dann weiter nicht zu denken, besonders wenn die Leichen durch Särge vor Raubvögeln geschützt waren.

Zunächst an diese Gräber reihen sich jene, welche durch eine direct aus dem Felsen herausgehauene Façade ausgezeichnet sind, diese hat durchaus den

Charakter der Holzarchitektur, und man hat wohl gemeint, dass sich in diesen Gräbern der Typus der alten lycischen Holzhäuser erhalten hat; das mag vielleicht manchmal zutreffen, es liegt ja auch die Annahme nahe, man habe die Gräber der Todten wenigstens äusserlich den Häusern der Lebenden ähnlich machen wollen; von andern solchen Façaden möchte ich glauben, dass man einfach nur den Balkenverschlag imitiren wollte, mit dem ältere Felsengräber verschlossen waren.

Ab und zu findet man, wo die natürliche Form des Felsens es gerade erlaubte, auch eine seitliche Façade ausgearbeitet, so dass man an ein Eckhaus erinnert wird, und in Phellos befindet sich sogar ein auf allen vier Seiten freistehendes Todtenhaus, das ganz aus dem massiven Felsen herausgemeisselt ist. Bei allen solchen Façadengräbern ist die Holzarchitektur bis in das kleinste Detail imitirt; überall kann man die Verkröpfung der einzelnen Balken und die Füllung durch vertiefte Cassetten so genau wiedergegeben finden, dass man angesichts einer Zeichnung oder Photographie solcher Façaden wohl eher an Zimmermanns- als an Steinmetzarbeit denken möchte. Dieser Styl, so vollendet und in sich abgeschlossen er auch erscheint, ist doch noch einer Vervollkommnung fähig gewesen. Die Façaden bekamen zierliche, monolithe Vorhallen mit Säulen und Balken und wurden später zu förmlichen Copien von griechischen Tempeln. Der Verschluss dieser Gräber war überall der gleiche; eine der glatten Cassettenfüllungen war in einem Falze verschiebbar, so dass man vermuthlich mit einem Hebel die Platte in horizontaler Richtung verschieben konnte und so in das Innere des Grabes gelangte; dieses ist stets ein annähernd kubischer Raum gewesen, der aber nie streng mit den Umrissen der äussern Façade zusammenfiel, und immer eine oder mehrere Steinbänke zur Aufnahme der Leichen enthielt. Ab und zu findet man Verbindungsgänge zwischen mehreren Gräbern, manchmal auch zwei Grabkammern hintereinander, in welchem Falle man mit etwas Phantasie auch an Häuser mit mehreren Zimmern denken kann. Diese zweite Reihe von Felsengräbern, die wir, zum Unterschiede von den früher erwähnten schmucklosen, als Façadengräber bezeichnen wollen, ist eine Specialität von Lycien; ausserhalb des alten lycischen Städtebundes werden solche Gräber, soviel ich weiss, nur bei der nahen Stadt Cannos in Carien gefunden. Der Eindruck, den gerade diese Gräber auf den Reisenden machen, ist schon an und für sich ein grossartiger; ganz sonderbar wird man aber berührt, wenn man bedenkt, wie dieselben dem Zahn der Zeit vollständig zu trotzen scheinen: von überhängenden Felsen geschützt und ohne Fugen, ganz aus dem lebenden Stein geschnitten, haben sie Alles überdauert, was gleichzeitig mit ihnen von Menschenhand geschaffen worden; Denksäulen und Standbilder, Tempel und Paläste, glänzende Säulenhallen und riesige Theater — sie liegen in Trümmern, durch Erdbeben zerstört, durch Feuer verwüstet oder vom Wasser hinweggetragen wie Kinderspielzeug, vernichtet und verschwunden; nur diese Gräber sind geblieben, den Elementen zum Trotz, ewig und majestätisch wie der Tod selbst.

Aber noch eine dritte Kategorie von Gräbern haben wir zu unterscheiden — die Sarkophage. Es sind wirkliche Steinsärge, in der Form zwar manchmal an jene sargförmigen Monumente erinnernd, die ich im Nordwesten der Balkan-Halbinsel aufgefunden und über welche ich gerade in der vorigen Wanderversammlung österreichischer Anthropologen berichtet hatte — aber sie sind alle hohl, mit einem abhebbaren Deckel versehen, häufig von riesigen Dimensionen und nicht selten reich mit Basreliefs geschmückt. Der Zeit nach sind sie jünger als die Felsengräber, viele von ihnen tragen griechische Inschriften, welche theilweise noch bis spät in die römische Kaiserzeit hineinreichen. Soviel über die Gräber; kürzer kann ich mich über die alten Münzen Lyciens fassen. Schon in ganz alter Zeit prägten die einzelnen lycischen Städte ihre eigenen Münzen, aber alle hatten schon damals ein gemeinsames Emblem: die Triquetra, ein curioses Zeichen, über dessen wahre Bedeutung wir ganz im Unklaren sind; gewöhnlich ist es dreiarmig, es kann aber auch vier oder nur zwei Arme haben. Meist kommt es mit einer aus mehreren Zeichen bestehenden Legende auf dem Revers vor, während am Avers entweder ein Kopf, oder eine menschliche Figur, oder irgend ein Greif, Löwe oder Panther erscheint. Ueber das Factische dieser sehr seltenen Münzen hat man, wie Sie bald sehen werden, gar keine Kenntniss; erst eine andere Reihe von lycischen Münzen ist der Zeit nach sicher datirt, diese haben als gemeinsames Emblem gewöhnlich die Lyra und gehören den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung an. Auf diese folgen dann erst die allgemein bekannten lycischen Münzen mit griechischer Schrift und römischen Kaisernamen — diese brauchen hier nicht weiter in Betracht zu kommen. Hingegen ist es unerlässlich, dass wir uns

noch etwas mit den Schriftzeichen beschäftigen, welche sowohl auf vielen lycischen Façadengräbern, als auch auf den ältesten lycischen Münzen vorkommen. Man pflegt Schrift und Sprache, der diese Zeichen angehören, als die lycische zu bezeichnen, ob mit Recht oder nicht, ist eine Frage, die im Augenblicke noch offen ist. Ich glaube, dass das grosse Material, welches Professor Benndorf auf unserer Reise gesammelt hat, genügen wird, auch diesen dunklen Punkt der lycischen Geschichte aufzuhellen; einstweilen aber und bevor das von uns zurückgebrachte Material studirt ist, steht die Frage noch immer so, wie sie vor vierzig Jahren stand: „Sind die Münzen mit der Triquetra und den lycischen Buchstaben, so wie diese letztern selbst erst mit den Persern in's Land gekommen, oder sind sie schon vor der persischen Invasion in Lycien geprägt und gebraucht worden?“ Es ist klar, dass diese Frage zusammenfällt mit der Frage nach den Einwohnern des Landes vor der Eroberung durch die Perser, vor den Feldzügen des Cyrus und Harpagos. Es ist daher begreiflich, dass wir uns auch vom rein ethnographischen Standpunkte aus um deren Lösung zu kümmern haben werden. Für beide Ansichten sind von deutschen und englischen Gelehrten bereits die scharfsinnigsten Argumente beigebracht worden; ich wage nicht, mich hier für die eine oder die andere zu entscheiden. Einstweilen ist durch die Linguisten festgestellt worden, dass die lycische oder Pfeilschrift, wie man sie nach dem pfeilförmigen Zeichen für den am häufigsten vorkommenden Buchstaben, das lange ē, genannt hat, einer Sprache entspricht, welche mit einem enormen Reichthum an Vocalen sich etwa an altpersische Dialecte anschliesst, mit der phönicischen Sprache aber nicht das Mindeste gemein hat. Auch das gewisse dreiarmige Zeichen, welches, wie erwähnt, auch zwei- oder vierarmig sein kann, hat in dieser Discussion eine grosse Rolle gespielt — bleiben wir bei dem Worte Triquetra, und sind wir froh, dass wir wenigstens das Wort haben, denn ein Begriff für dasselbe wird sich noch lange nicht einstellen. Hat doch ein englischer Numismatiker einmal sogar eine Art Rebus daraus gemacht, indem er die Triquetra für die Darstellung einer Hacke (griechisch ἅρπαγος, harpagos) erklärte; das Weitere ergibt sich von selbst: der persische General Harpagos konnte ja, nachdem er als Feldherr und Statthalter in ein Land kam, welchem seine Schriftzeichen und sein Bildniss gleich fremd waren, gar nichts Besseres thun, als eine Hacke, einen „harpagos“, auf alle Münzen prägen zu lassen.

Wir aber lassen hier die Frage nach der Bedeutung der Triquetra und der Herkunft der Pfeilschrift lieber offen und wenden uns nun an die actuellen ethnographischen Verhältnisse dieser Länder.

Lycien und Carien haben zusammen heute nicht viel mehr als eine halbe Million Einwohner, von diesen sind 300.000 Türken, 100.000 Jurucken, ebensoviele Griechen, 10.000 Juden und etwa 20.000 Angehörige anderer Rassen, als da sind Neger, Araber, Zigeuner, sowie Bulgaren, Serben und wirkliche Europäer. Diese Zahlen entstammen einer rein approximativen Rechnung, ich habe sie so sorgfältig als möglich berechnet, aber ich verwahre mich von vornherein gegen deren absolute Wahrheit; Fehler bis zu 20 und 25 Percent halte ich zwar nicht für wahrscheinlich, aber nicht für ganz ausgeschlossen. Verlässlichere Zahlen zu bekommen war mir unmöglich und wird es vorläufig auch Andern bleiben, ich halte daher meine Zahlen für besser als gar keine.

Beginnen wir mit den Türken, sie bilden die Majorität im Lande und sind die Herren desselben. Ich habe gefunden, dass gut 60, vielleicht auch 70 Percent dieser Türken — Arier sind. Dies wird Sie gewiss ebenso überraschen, als es mich in Erstaunen versetzt hat, aber es ist nichtsdestoweniger eine Thatsache, mit der wir rechnen müssen. Die Schädel dieser Leute unterscheiden sich nur wenig von dem Schädel eines christlich germanischen Bauers, nur im carischen Hochland ist eine etwas geringere Stirnwölbung eine sehr häufige Erscheinung. Auch die andern 40 oder 30 Percent der türkischen Bevölkerung haben durchaus nicht reinen mongoloiden Typus, aber der kurze Kopf, die schmale Stirn, die vorstehenden Backenknochen und das ganz schlichte dunkle Haar — all dies weist auf eine Mischung mit mongoloiden Elementen. Aber noch ein dritter Typus ist unter den lycisch-carischen Türken vertreten, allerdings ist er sehr selten, und dürfte kaum mehr als ein halbes Percent derselben umfassen, es ist der Typus der türkischen Aristokraten, ein Typus für sich, dessen bin ich sicher, wenn ich auch nicht im Stande bin, ihn näher zu definiren. Eine annähernde Vorstellung von demselben werden Sie erlangen, wenn Sie sich an die Caricaturen erinnern, welche unsere Witzblätter von dem Sultan und seinen Ministern bringen. Natürlich sind das Caricaturen, und es handelt sich in Wirklichkeit meist um mittelgrosse Leute mit mesocephaler Bildung, schwarzem, leicht gewelltem Haar und dunklen Augen; aber die Nase ist auch in Wahrheit etwas derb und fleischig

und die Mundwinkel eigenthümlich schlaff, wie hängend. Auch Midhat Pascha, den Einzelne von Ihnen vielleicht in Wien gesehen haben werden, gehört hieher, obwohl er etwas hellere Augen hat, als dem ganz reinen Typus eigentlich zukommen. So unbedeutend vielleicht diese kleinen Variationen der Gesichtsbildung in meiner Schilderung auch erscheinen mögen, so haben sie mir doch den ganz bestimmten Eindruck typischer Rassen-Eigenschaften gemacht. Warum sich diese gerade hauptsächlich an den allerobersten Schichten der Bevölkerung nachweisen lassen, wer vermag es zu sagen? Ich vermuthe, dass es sich um persische Elemente handelt, und würde dann allerdings weiter annehmen müssen, dass es türkische Aristokraten gibt, welche auf einen durch mehr als zwei Jahrtausende fast rein erhaltenen Stammbaum zurückblicken können. Ein ganz ähnlicher Typus findet sich, allerdings als Seltenheit, auch bei einzelnen kleinasiatischen Griechen, und ich meine, dass auch bei diesen an directe Vererbung persischen Blutes oder wenigstens an einen Rückschlag auf einen alten persischen Ahnen zu denken ist.

Wir kommen nun zu den Jurucken, das sind Nomadenvölker, welche, ungefähr hunderttausend Seelen stark, in allen Winkeln des Landes zerstreut sind; ich glaube, dass sie von jenen Turkomanen abstammen, welche zur Zeit der Regierung des Michael Paläologus, also in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, in Kleinasien einfielen. Jedenfalls sind die Jurucken echte Asiaten mit gut mongolischem Typus; aber auch sie bilden keine einheitliche Rasse, es gibt Stämme, von denen kaum je ein Mann über fünf Schuh hoch wird, und andere Stämme, von denen viele Leute über sechs Schuh haben. Bei den erstern scheint der asiatische Typus reiner vorzukommen als bei den zweiten. Unter den grossen Jurucken-Stämmen findet man auch weit häufiger als unter den kleinen einzelne blonde Individuen, eine Erscheinung, die wohl nicht in allen Fällen auf recenten europäischen Einfluss zurückzuführen ist, wenn auch dieser an andern Orten nicht auszuschliessen ist. So ist in Marmaritza, wo die Engländer vor langen Jahren eine Flottenstation unterhalten hatten, heute fast jeder zweite Mensch hochblond, und auch in der Kekova-Bay, wo noch heute die Ruinen einer Festung der Malteserritter sichtbar sind, kann man einzelne Leute mit ganz sonderbar hellblauen Augen finden. Bei den blonden Jurucken aber lässt sich ein solcher Zusammenhang nicht immer feststellen, irgend eine Art von arischer Beimengung muss jedoch gleichwohl angenommen werden, wenn wir auch vorläufig nicht wissen, wie dieselbe eigentlich zu Stande kam. Eine ganz besondere Stellung unter den Jurucken nehmen die Tschipnis ein, denn während die übrigen nomadisirenden Stämme noch wenigstens äusserlich Mohammedaner sind, sich beschneiden lassen und auch ihre Todten ähnlich bestatten wie die Türken, kann man nichts dergleichen von den Tschipnis sagen; man kann ihnen trotzdem nicht jede Religion absprechen, auch wenn religiöse Vorstellungen bei ihnen noch nicht beobachtet wurden. Um über die religiösen Ideen eines primitiven Volkes in's Klare kommen zu können, muss man viele Jahre mit und unter demselben gelebt haben, und man muss mit einzelnen Individuen in innigem persönlichen Verkehr gestanden sein, denn solche Kenntniss erwirbt man nicht auf einer flüchtigen Reise, am allerwenigsten, wenn man während derselben Geologe und Prähistoriker, Astronom und Geograph, Arzt und Pferdewärter, Botaniker und Koch in einer Person gewesen ist. Was man unter solchen Umständen über die religiösen Vorstellungen eines Volkes mittheilen könnte, das sind Impressions de voyage, Reise-Eindrücke und Anekdoten, aber es ist keine Wissenschaft.

Ueber die Juden wäre viel zu sagen, aber ich will mich kurz fassen. Es gibt dreierlei Juden in Carien und Lycien: solche, die schon seit den ältesten Zeiten im Lande sitzen; dann spanische Juden, deren Ahnen, wie Sie wissen, im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in grossen Mengen nach dem Norden der Balkan-Halbinsel und in die Levante auswanderten; schliesslich die sogenannten deutschen Juden, welche aus Oesterreich, Polen, Russland und Rumänien eingewandert sind und noch immer einwandern. Diese drei Gruppen sind durch Sitten und Gebräuche, Sprache und Kleidung, Körperform und Schädelbau von einander geschieden; eine Monographie derselben wäre in anatomischer und ethnographischer Beziehung von höchstem Interesse; sie könnte aber wegen der starren Exclusivität der levantinischen Juden nur von einem Stammesgenossen geschrieben werden.

Armenier trifft man vereinzelt fast in jeder Stadt und in jedem grösseren Dorfe, im Innern und an der Küste; ihre anatomischen Eigenschaften habe ich nicht ergründet, es gibt auffallend grosse Leute unter ihnen und wieder reine Zwerggestalten, sie haben schwarzes und blondes Haar, braune und blaue Augen, und eigentlich gemeinsam ist ihnen nur ein

einziges Merkmal, eine ganz specifisch geschnittene, grosse aber schmale Nase mit sehr hohem Rücken.

Ueber Neger, Araber und Zigeuner ist hier wenig zu sagen, die Letzteren nomadisiren im Innern, wie überall von Schmiede-Arbeit, Bettel und Pferdediebstahl lebend, oder sie sind als Kupferschmiede auch in grösseren Orten sesshaft. Neger und Araber hingegen findet man fast nur an der Küste und in einzelnen grösseren Städten im Innern als Packträger und Diener, aber auch als Kaufleute und Handwerker. Sie mischen sich nur selten mit andern Racen, und halten ihren Stammbaum ganz rein, so dass man zum Beispiel häufig Negern von ganz central-afrikanischem Typus begegnet, deren Eltern und Ureltern doch schon seit Jahrhunderten im Lande gelebt haben können.

Bulgaren und Serben sind in grösserer Menge eigentlich erst in den letzten Jahren eingewandert, auch sie sind zerstreut über das ganze Land, nur in Mylasa in Carien habe ich eine bulgarische Colonie von etwa 200 Seelen angetroffen.

Wir kommen nun endlich zu den Griechen. Ich habe meine ethnographische Aufzählung mit den Türken begonnen, weil sie die Herren im Lande sind, und schliesse dieselben mit den Griechen, welche über kurz oder lang die Herren desselben sein werden. Ja, so bedauerlich dies auch vom Standpunkte wahrer Humanität aus sein mag, es ist keine Frage, dass im Kampfe um's Dasein die Griechen den Türken überlegen sind — nicht in politischer Beziehung, wohlgemerkt, denn das wird, Gott sei Dank noch lange nicht der Fall sein, aber doch in statistischer und national-ökonomischer. Das Ueberhandnehmen des griechischen Elements in ganz Kleinasien ist eine Thatsache, der sich Niemand verschliessen kann. Städte, die noch vor vierzig Jahren rein türkisch waren, sind nun zum dritten Theile oder zur Hälfte griechisch; auf der Insel Chios, wo die Türken während des Befreiungskrieges die sämmtlichen Griechen einfach ausrotteten und vertilgten, leben heute, nach sechzig Jahren, schon wieder 50.000 Griechen und nur 5000 Türken. Damals wurde auch die Stadt Aivalyk von den Türken gänzlich zerstört und dem Erdboden gleich gemacht; die türkischen Einwohner der nahen Stadt Ayasmat hatten sich an der Zerstörung betheiligt und bekamen dafür sämmtlichen Grund und Boden von Aivalyk. Heute leben 35.000 Griechen in Aivalik, und Ayasmat ist, wie Humann, der berühmte Entdecker der pergamenischen Kunstschätze mittheilt, ein Dorf mit zwanzig armseligen Hütten geworden, hat aber einen türkischen Friedhof, der eine halbe Stunde lang ist.

Das sind einzelne Beispiele aus vielen, und so wie es in den Städten an der Küste zugeht, so wird es bald auch mit den Dörfern im Innern sein; schon finden wir griechische Pionniere im ganzen Lande zerstreut; als Schuster und Müller sind Griechen bis in die einsamsten Bergnester gedrungen, und besonders das letztere Handwerk scheint den indolenten, arglos ehrlichen Türken gegenüber besonders vortheilhaft zu sein. Mass und Gewicht kann da nicht controlirt werden; der Türke bringt einen grossen Sack mit Korn und kriegt einen kleinen Sack mit Mehl dafür, was zurückbleibt, ist reiner Gewinn für den Müller, dessen Grundbesitz denn auch stetig zunimmt. Aber es ist nicht allein ein Kampf zwischen vornehmer Gesinnung und schlauer Arglist, der sich heute in Kleinasien abspielt — der Pflug, die Schule und das Ehebett, das sind die Factoren, welche zu dem unaufhaltsamen Vorschreiten der Griechen am meisten beitragen; diese haben einen entwickelteren Ackerbau, sie haben bessere Schulen als die Türken, was allerdings nicht viel sagen will, und sie haben mehr Kinder; griechische Familien mit sechs, acht und zehn Kindern sind keine Seltenheiten, der türkische Hausvater begnügt sich mit zweien oder dreien. Die Regierung bleibt dagegen ganz indifferent: „Bakalùm, kismèt — es gibt kein Mittel". Und doch wäre es möglich, dem Ueberwuchern des griechischen Elementes Schranken zu setzen; bessere Schulen sind schon jetzt in der Errichtung begriffen, und wenn die Hohe Pforte sich einmal zu einer Aenderung des Wehrgesetzes entschliessen würde, auch die Griechen zum Kriegsdienste zwingen, aber dafür die achtjährige Präsenz-Dienstzeit auf die Hälfte reduciren wollte, so würden die heilsamen Folgen kaum lange ausbleiben.

Gern würde ich noch über verschiedene Sitten und Gebräuche, sowie besonders über die interessante Hausindustrie der Jurucken und Türken ausführlich berichten, aber der uns für diesmal zugemessene Raum ist bereits überschritten. Wir haben eine ungemein primitive Methode der Filzbereitung kennen gelernt, einen sehr einfachen Webstuhl und noch hundert andere, gleich prähistorische Dinge, deren blosse Aufzählung schon zu weit führen würde. Nur auf die grossen Webstühle, welche zur Anfertigung von Teppichen, Matten und grossen Taschen benutzt werden, will ich Sie noch besonders aufmerksam machen, schon wegen des erstaunlichen und

für europäische Begriffe fast unfassbaren Gegensatzes, welcher zwischen dem rohen, primitiven Werkzeug und dem vornehmen und feinen Fabrikate besteht. Aus einigen Balken und Stangen ganz roh gezimmert und mit Stricken und Holznägeln zusammengehalten, dienen solche Stühle zur Anfertigung der schönsten und kostbarsten orientalischen Teppiche. Die Technik, welche da zur Anwendung gelangt, ist eine gemischte, bald der gewöhnlichen Weberei zu vergleichen, bald aber als echte „Tapisserie de haute lisse", als Gobelin-Technik aufzufassen. Auf diese Arbeiten werde ich anderswo noch ausführlich zurückkommen, ich kann aber schon heute nicht unterlassen, die Anwesenden auf ein ganz epochales Buch aufmerksam zu machen, in welchem die orientalische Teppich-Industrie zum ersten Male wissenschaftlich untersucht und deren Einfluss auf die europäische Gobelin-Technik nachgewiesen wird. Es ist dies das neue, eben erst erschienene Buch von Professor Karabacek über die persische Nadelmalerei, „Susandschird".

Zum Schlusse aber meiner heutigen Mittheilung will ich noch eine merkwürdige Erscheinung in Kürze erwähnen — das ist die Jaillah. Man könnte das Wort mit „Sommerfrische" übersetzen, aber man geht in Carien und Lycien anders auf die Jaillah, als man zum Beispiel von Wien nach Vöslau, von Stambul nach Bujukdere oder von Smyrna nach Burnabat reist — besonders im südlichen Lycien ist fast jedes Dorf eigentlich doppelt vorhanden, in der Ebene und im Gebirge; oft ist das Sommerdorf zwei und drei Tagreisen weit von dem Winterdorfe entfernt, aber die Leute übersiedeln doch mit Kind und Kegel, mit Mann und Maus; leer und ausgestorben erscheinen solche verlassene Dörfer, wie verzaubert, kein Hund und keine Katze ist zurückgeblieben, Alles hat theilgenommen an der allgemeinen Wanderung. Und man muss solche Karawanen unterwegs gesehen haben, um die Freude und die Lust zu kennen, mit der man in Lycien auf die Jaillah zieht. Möge es mir selbst wieder, und möge es auch recht Vielen von Ihnen zu Theil werden, lycische Karawanen zu sehen, lycische Felsengräber und das unvergleichliche carische Hochland. Das ist der Wunsch, mit dem ich schliesse. (Beifall.)

Geheimrath **Virchow**:

Ich möchte mir eine Bemerkung über das von Herrn Dr. Luschan erwähnte Triquetrum auf lycischen Münzen erlauben. Ich habe versucht eine Erklärung desselben zu finden, denn es ist, wie bekannt ein ganz gewöhnlicher Bestandtheil unserer Bronzen, insbesondere finden sich auf den Mecklenburger Hängeschalen ausgezeichnete Exemplare dieser Art. Dieses selbe Triquetrum habe ich auch an unseren bemalten Thongefässen gefunden, in einem Kreise, umgeben von Strahlen, so dass es etwa ein Sonnenbild darstellt. Mich berührte die Frage sehr nahe: Woher kamen die Leute zu diesem Zeichen? Wir haben es nun weiter verfolgt und gesehen, wie sich jede dieser einfachen Curven in ein wirkliches menschliches Bein verwandelt. Dadurch bin ich auf den Gedanken gekommen, dass das Triquetrum die laufende Zeit darstelle, das lebendige Rad, welches sich fortbewegt, ein Symbol des Tages.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, dass sich ein so charakteristisches Zeichen einerseits, wie Dr. Luschan eben mittheilte, in den fernen Osten, andererseits bis hoch in den Norden hinauf verfolgen lässt.

Dr. **Much**:

Auch auf Gefässen aus Niederösterreich finden sich, nicht gerade das Triquetrum selbst, doch Zeichen anderer Art, die, wie ich glaube, stellvertretend für das Triquetrum erscheinen, und zwar die Sonnenscheibe mit einem Punkt in der Mitte, oder ein von zackigen Strahlen umgebener Kreis, das Sonnenrad, oder endlich das Kreuz. Das Sonnenrad erscheint nicht etwa als ein blosser Ring, der ein Kreuz einschliesst, sondern ist mit Allem versehen, was man von einem Rade verlangen kann, die Felgen, die Speichen, die Nabe, auch das Loch für die Achse sind vorhanden. Andernorts sehen wir, wie bemerkt wurde, das Triquetrum für diese Zeichen eintreten und es ist klar, dass sie alle mit dem Sonnendienste in Verbindung stehen.

Ganz merkwürdig ist, dass das Triquetrum im Wappen von Neapel oder Sicilien vorkommt und hier haben die Curven in der That die Gestalt dreier laufender Füsse.

(Schluss der Sitzung $^3/_4$2 Uhr.)

Dritte Sitzung am 13. August.

Beginn 4 Uhr Nachmittags.

Uebersicht: Vortrag des Herrn Dr. Tischler über die Decoration der alten Bronzegeräthe, S. 50. — Debatte: Graf Wurmbrand, S. 53, Dr. Tischler, S. 54, Professor Dr. Woldřich zur Debatte über den Unterkiefer aus der Šipkahöhle, S. 54. — Vortrag des Herrn Professor Müllner über die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die Geschichte, S. 55. — Debatte: Professor Richter, S. 60. — Vortrag des Herrn Professor Dr. Mehlis über Typen aus prähistorischer Zeit, S. 60. — Vorlage von neueren Funden und Bemerkungen hierüber von Freiherrn von Sacken, S. 61. — Vortrag des Herrn Geheimrath Prof. Schaaffhausen über die Mammuthzeit, S. 61. — Debatte: Freiherr von Dücker, S. 64. — Bericht des Herrn Prof. Ohlenschlager über die prähistorische Karte von Baiern, S. 64. — Bericht des Herrn Dr. Bartels über die Sitzung der anatomischen Commission, S. 65. — Schluss der Versammlung, S. 66. — Protokoll der Sitzung der anatomischen Commission, S. 66. — Note des Herrn Geheimrath Prof. Schaaffhausen, S. 68. — Anmerkungen zu dem Vortrage des Herrn Dr. Tischler, S. 69.

Vorsitzender Graf **Wurmbrand**:

Wir schreiten nun zu den weiteren Vorträgen, welche am Vormittag nicht mehr an die Reihe gekommen sind. Ich ersuche Herrn Dr. Tischler das Wort zu ergreifen [1]).

Dr. **Tischler**:

Zu einer genaueren Untersuchung der Alterthümer ist ein eingehendes Studium ihrer Technik nothwendig, da dieselbe in gleichem Masse wie die Form sich von Periode zu Periode ändert und oft schon an und für sich wichtige Fingerzeige für die Zeitstellung eines Gegenstandes bieten kann.

Ich bin in der Lage, einige Versuche vorzuführen, welche in dieser Beziehung von einschneidender Bedeutung geworden, und zwar nicht neu, aber immer noch nicht genügend bekannt und gewürdigt sind.

Es wurde früher vielfach angenommen, dass die feinen und eleganten Verzierungen, wie sie sich in ausserordentlicher Vollkommenheit besonders auf nordeuropäischen Bronzen finden, nur mit Stahlinstrumenten hergestellt werden können. Diese Ansicht wurde durch einen im Kopenhagener Museum angestellten Versuch [2]) vollständig widerlegt, indem es gelang, mit Bronzepunzen auf Bronzeplatten vollständig gleichartige Ornamente mit denen der alten Geräthe hervorzubringen. Diese Versuche wurden von Hostmann nachmals bemängelt, und erhob derselbe besonders Einwände gegen die Möglichkeit, concentrische Kreise oder die Reihen von kleinen geschweiften oder ähnlichen Figuren herzustellen [3]). Ich habe die Versuche in Kopenhagen im Atelier des Herrn Rasmussen vor meinen eigenen Augen wiederholen und nach einer Richtung hin noch erweitern lassen, ausserdem habe ich mit der Loupe zahlreiche Objecte im Kopenhagener Museum und den anderen europäischen studirt. Unter Vorlegung der Versuchsstücke und mit Hilfe dieser Beobachtungen will ich es versuchen, die verschiedenen Methoden, nach welchen die alten Bronzegeräthe verziert wurden, darzulegen, ohne die Consequenzen dieser Resultate vorläufig weiter zu verfolgen, oder auf die Streitfragen, zu deren Klärung sie vielleicht beitragen können, näher einzugehen.

Zur Arbeit wurden eine Bronzeplatte in Gestalt eines $^1/_8$-Kreissectors und quadratische Bronzepunzen genommen, beide aus derselben Bronze-Legirung (9 Kupfer, 1 Zinn) gegossen. Die Punzen waren von allen Seiten gehämmert und dann so zugeschliffen, dass sie entweder eine ziemlich stumpfe Schneide von 2—3 Mm. Länge erhielten oder eine kleine dreieckige Schlussfläche, von der die Seitenwände stumpf emporstiegen.

Die Platte wurde auf Pech gekittet und dann die Zeichnung mittelst der verschiedenen Punzen eingeschlagen. Die Zeichnung ist der eines Bronzetutulus genau nachgebildet [4]).

Der $^1/_8$-Sector von 11 Cm. Radius enthält demnach 6 Spiralen und eine grosse Zahl von concentrischen Bogen, deren Zwischenräume stellenweise durch kurze Querstriche oder erhabene Zickzackstege ausgefüllt sind, und diese Arbeit vollendete ein junger Mensch, der es zum ersten Male versuchte, in weniger als einer halben Stunde. Die Zeichnung war leicht

[1]) Herr Dr. Tischler, welcher in Folge der nur mehr in sehr knappem Masse zur Verfügung stehenden Zeit seinen Vortrag sehr kürzen musste, hatte die Güte, für den Bericht das Manuscript zur Verfügung zu stellen, wodurch es zu unserer grossen Freude möglich gemacht wurde, den Vortrag in seinem vollen Umfange und mit entsprechenden Erweiterungen zu bringen. Die beigefügten Noten sind am Ende des Berichtes zu finden. Die Redaction.

vorgeritzt; dann wurden die grösseren Linien durch Führung einer Punze von 3 Mm. Schneidenbreite mittelst wiederholter Schläge und die Spirale mittelst der 2-Mm.-Schneide hergestellt, wobei das Instrument erst nach Vollendung einer ganzen Spirale wieder geschliffen zu werden brauchte. Die Zickzackstege wurden dadurch hervorgebracht, dass man eine Reihe von Dreiecken erst längs des einen Bogens einschlug und dann in entgegengesetzter Richtung längs des anderen, so dass die Stege stehen blieben.

Die Linien zeigen dabei eine gewisse angenehme Weichheit und stimmen darin vollständig mit denen der alten Geräthe überein. Ueberhaupt muss die Copie, die doch nur eine ungeübte Hand angefertigt hat, in decorativer Hinsicht als ein durchaus treues Abbild und nicht als eine mangelhafte Nachahmung bezeichnet werden. Denn dieselben Fehler finden sich auf dem scheinbar so exact ausgeführten Originale: sie beruhen auf der Methode selbst, in deren Wesen wir gerade durch diese Unvollkommenheiten später tiefer eindringen werden.

Um den Unterschied klarer hervortreten zu lassen, liess ich eine zweite Platte mit Stahlpunzen bearbeiten: die Linien sind weit schärfer und härter, als die immer noch ziemlich feinen der ersten Platte und von denen auf den alten Tutulus, Hängegefässen etc. im Aussehen wesentlich verschieden. Noch deutlicher tritt diese Thatsache aber bei der Untersuchung der Originale mittelst der Loupe hervor, von denen ich im Norden besonders die Tutulus, Hängegefässe, Pincetten, Messer, Celte etc. etc. betrachtet habe [5]). Es ergab sich, dass sämmtliche Linien durch wiederholte Schläge auf ein geführtes gradschneidiges Instrument hervorgebracht waren, bei diesen Stücken also nicht gravirt sind.

Man kann meist deutlich den Absatz jedes einzelnen Hiebes erkennen [6]), und die Linien haben keine scharfen, continuirlich verlaufenden Ränder, sondern sind eher eine Reihe langgestreckter, ovaler Eindrücke: allerdings sind sie oft so meisterhaft geschlagen, dass es manchmal, besonders bei schlechterem Erhaltungsstande, schwer fällt, diese feinen Unregelmässigkeiten wahrzunehmen. Wenn man die Linien bei Licht der Länge nach überblickt, so lässt die Helligkeitsdifferenz die Unebenheit des Bodens erkennen. Die Schneide des Instruments ist 3 bis 4 Mm. breit. Bei den Kreisen, Spiralen gleitet das Instrument manchmal etwas aus der Bahn heraus und besonders bei scharfen Umbiegungen tritt jeder einzelne der dicht aufeinander folgenden Schläge heraus, so dass die Linie einseitig gefiedert erscheint. Besonders instructiv ist aber die Untersuchung der kleinen einfachen oder concentrischen Kreise, und der Reihen von S-förmigen geschweiften Figuren auf Messern [7]), Pincetten, Celten etc. Dieselben sind auch stets durch Führung einer Punze mit sehr schmaler gerader Schneide ausgeführt, also jeder Kreis durch eine Menge einzelner Schläge hervorgebracht. Jede S-Figur besteht aus 3 bis 5 geraden Strichen, und zwar bleiben die aufeinanderfolgenden Figuren sich durchaus nicht gleich: die Striche werden breiter, die Figur undeutlicher, und man sieht genau, wie sich das Instrument abstumpft und meist nach dem fünften S schon wieder geschliffen werden muss.

Wir finden also immerhin ein weicheres Material bei dem Werkzeuge, welches bei so delicaten Zeichnungen nicht lange ungeschliffen vorhält: es kann demnach nicht Stahl sein, noch weniger weiches Eisen, da dies sich als ganz unzureichend erweisen würde, muss also Bronze sein. Das Gleiche gilt von den Reihen von Doppelpunkten und anderen minutiösen Verzierungen: sie verändern sich auch und sind mittelst mehrerer Schläge hergestellt. Eine Bronzepunze, welche die ganze Figur mit einem Schlage hervorbrächte, würde sich allerdings nach jedem Schlage deformiren und könnte nicht gleichmässig nachgeschliffen werden.

Der Unterschied tritt scharf hervor, wenn man diese Objecte der nordischen Bronzezeit mit solchen vergleicht, welche unbestreitbar mit Stahlpunzen bearbeitet sind, eine Methode, die besonders zur römischen Kaiserzeit in Anwendung kam, wie es die Fibeln von römischen Niederlassungen und besonders die zahlreichen Objecte von den nordischen Gräberfeldern zeigen, wo die Punze den Grabstichel wieder in den Hintergrund stellte [8]). Die Punzen sind äusserst mannigfaltig: neben gradschneidigen treten solche mit runder, quadratischer oder dreieckiger Grundfläche auf, welche wieder vielfach variiren. Ihre Herstellung hat man sich folgendermassen zu denken. In das erweichte Instrument mit runder Grundfläche wurde ein zweites gehärtetes spitzes oder ringförmiges eingeschlagen und ersteres dann gehärtet. Dadurch wurden die sog. Würfelaugen hergestellt: durch öftere Wiederholung des Processes erhielt man eine Punze, die ein System concentrischer Kreise schlug, was, wie sich deutlich erkennen lässt, mit einem Hiebe geschah. Bei quadratischer Grundfläche wurde ein Loch hineingeschlagen oder zwei sich kreuzende Linien, entweder in der Richtung der Diagonalen, oder den

Seiten parallel; manchmal zeigt es sich, dass auch diese Stahlinstrumente sich nach einer Reihe von Hieben deformiren [9]), aber in ganz anderer Art als die Bronzepunzen. Die viel feineren Figuren bestehen immer aus einem Zuge.

Die Dreiecksfläche wird manchmal feilenartig gehauen, so dass die damit eingeschlagenen Dreiecke auf dem Grunde noch ein gitterförmiges Muster zeigen. Ferner sind oft quer über eine Rippe Punktreihen mittelst doppelspitziger Punze eingeschlagen — kurz, es findet eine grosse Mannigfaltigkeit statt, deren Grundzug aber immer in dem einfachen Gesammthiebe besteht.

Wenn wir nun zu den alten nordischen Bronzen zurückkehren, so finden wir demnach, dass sie nicht nur durch Bronzepunzen hergestellt werden können, sondern auch sind. Solche Punzen oder schmale meisselartige Instrumente, die sich vollkommen dazu eignen, sind nun auch mehrfach in Nord- wie in Südeuropa gefunden worden [10]), z. B. im Neuenburger See bei Auvernier.

Diese geschlagenen Verzierungen finden sich auf den specifisch nordischen Bronzen, d. h. solchen, die ausserhalb Norddeutschland und Skandinavien nicht mehr vorkommen, in den Schweizer Pfahlbauten, in den ältesten Hügelgräbern Süddeutschlands, in Ungarn besonders auf den Fibeln und Armbändern, in den Terramaren Italiens u. a. m.

Neben den geschlagenen Verzierungen findet man aber auch solche, welche bereits durch den Guss hergestellt sind. Dass man hiedurch ebenfalls sehr gute Resultate erzielen kann, zeigt ein Tutulus, welcher zu Kopenhagen neuerdings in einer mit Kolophonium angeräucherten Sandform gegossen ist und die Spiralreihen mit vorzüglicher Schärfe wiedergibt. An manchen Messern konnte ich die natürliche, absolut unbearbeitete, äusserst zarte Gusshaut erkennen. In die aus Thon oder anderweitig hergestellte Form wurden dann die Linien eingepresst oder eingeritzt. Es lässt sich dies bei den von Herrn Dr. Gross aus dem Pfahlbau von Corcelettes im Neuenburger See ausgestellten Stücken deutlich erkennen [11]): besonders instructiv ist das Bruchstück einer Thonform für ein Armband, in welcher die Zeichnung bereits vorhanden ist. Wenn der Stempel vertiefte Linien trägt, wie z. B. ein decorirter Nadelkopf, so treten nach dem Gusse die Linien auch wieder vertieft hervor: waren die Linien aber vertieft gezogen, treten sie nach dem Guss erhaben hervor, wie auf den nordischen Brillenfibeln, oder wie die concentrischen Kreise auf manchen Hängegefässen [12]), die dann ein erhabenes Knöpfchen in der Mitte zeigen.

Ein auf diese Weise hergestelltes Meisterstück ist ein kleiner Hohlcelt im Kopenhagener Museum [13]), der auf jeder Seite eine reiche Decoration aus graden und geschweiften Linien, Halbkreisen etc. trägt, am Kopfende je einen Kreis mit graden, scharf vertieften Wänden, die so glatt gelungen sind, dass sie keiner Nachhilfe mehr bedurften.

Die anderen Linien sind nachher mit der Punze nachgearbeitet und nachgebessert, eine Methode, der man öfters begegnet, so bei einigen Messern des Kopenhagener Museums. Ich glaube, dass dieser Celt in Wachs geformt und à moule perdu gegossen ist.

Wir gehen jetzt zu den Stücken über, bei welchen schneidende Stahlwerkzeuge ersichtlich in Anwendung gekommen sind, nämlich der Grabstichel und der Bohrer. Dieselben finden besonders zur Zeit der oberitalischen Necropolen nach Abschluss der Terramarenperiode (alt- oder vor- bis etruskische Zeit, bes. repräsentirt durch die Necropole von Bologna) und in der gleichzeitigen Hallstätter Periode nördlich der Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung und soweit ihr Einfluss reicht, Anwendung.

Die mit dem Grabstichel gezogene Linie zeigt in ihren Kanten einen durchaus glatten Verlauf und einen der Länge nach glatten Boden, der nur oft durch Längslinien gestreift ist [14]), so dass hier die Spiegelung unruhig werden kann, wenn man bei Licht quer über die Linie sieht — was, wie schon bemerkt, allerdings nur bei vorzüglichem Erhaltungszustande und völlig glatter, unverletzter Oberfläche klar hervortritt; es gibt in praxi viele Fälle, wo man nach mühevollster Untersuchung im Unklaren bleibt. Ebenso haben die gebogenen Linien, seien sie lang gezogen oder halbkreisförmig, einen flotten Verlauf, doch tritt an ihren Enden oft der für diese Methode specifische Fehler auf: der Stichel geht leicht ein Stück über sein Ziel hinaus und der Strich läuft dann meist äusserst fein aus.

So überschreiten Schraffirungen oft die sie begrenzende Querlinie um ein längeres Stück, während bei der Punzirung der Uebertritt immer nur einen kleinen Theil der Schneidenbreite betragen kann. Wenn ferner bei längeren Linien der Stichel einmal aus der Bahn gleitet, so ist der Fehlstrich bedeutend länger als bei der Punze. Besonders kunstvoll sind die Tonnenarmbänder der süddeutschen und westfranzösischen Grabhügel gearbeitet, nämlich mittelst

eines Stahlstichels abgedreht und dann weiter elegant decorirt, wobei eingedrehte concentrische Kreise eine grosse Rolle spielen. Dieselben sind mittelst eines zweispitzigen, cirkelförmigen Bohrers hergestellt, wobei durch den festeren Einsatz der Mittelpunkt oft ziemlich stark vertieft erscheint, besonders wenn ihn mehrere Kreise umgeben.

Die Kreise sind vollkommen rund, zeigen meist eine steilere und eine flachere Wand und sind auf dem Boden durch feine concentrische Furchen gestreift — es ist ja der Bohrer nur ein rotirender Stichel. Die gedrehten concentrischen Kreise sind dieser Periode eigen.

Sie finden sich auf den italischen kahnförmigen Fibeln, auf Metallgefässen Italiens und Süddeutschlands, sowie auf solchen nordischen, welche als entschiedene Importartikel anzusehen sind [15]), ferner auf einigen Norddeutschland eigenthümlichen Gegenständen, welche eine gewissermassen vermittelnde Stellung zwischen dem Norden und dem Süden einnehmen. Dieselben kommen nämlich mit Artikeln der jüngeren Hallstätter Periode zusammen vor und sind in technischer Beziehung durch diese beeinflusst, andererseits finden sie sich auch im Norden zusammen mit Objecten der von den Skandinaviern sogenannten jüngeren Bronzezeit (mit Wellenornamentik), sind hier aber wohl Fremdlinge, indem ihre eigentliche Heimat das mittlere Norddeutschland zu sein scheint. Solche Gegenstände sind die „Halsringe mit wechselnder Torsion“ [16]), deren Endhaken, wenn sie in viereckige Stollen auslaufen, mit eingedrehten Würfelaugen bedeckt sind, ferner die gegossenen hohlen Armringe von constantem Querschnitt [17]) u. a. m.

Eine eigenthümliche Art der Gravirung ist der „Tremolirstich“, welcher dadurch hervorgebracht wird, dass ein breiter Stichel in wellenförmiger Bewegung weitergeschoben wird und so eine Zickzacklinie mit meist etwas gekrümmten Zähnen hervorbringt. Derselbe ist sehr lange im Gebrauch gewesen, auch noch während der Kaiserzeit [18]), obwohl er gegen den Schluss dieser Periode, wenigstens in Ostpreussen meist durch eingeschlagene Zacken imitirt wird; seine Hauptanwendung findet er aber in der Altitalisch-Hallstätter Periode, auf den schönen Gürtelblechen und vielen andern Artikeln [19]).

Dieser Stich kann in seiner Schärfe nur mit Stahlinstrumenten hervorgebracht werden; wenn sich nun im Kopenhagener Museum ein einzelnes halbkreisförmiges Bronze-Messer [20]) mit Tremolirstich vorfindet, so ist dies als ein alleinstehender Fremdling aufzufassen, dessen Verwandte sich besonders häufig in den Grabhügeln Burgunds finden [21]).

Eine dritte Art der Verzierung ist mit der Feile bewerkstelligt. Dieselbe kann nur zur Anwendung kommen, wenn die Bahn frei ist, also bei gekrümmten Objecten oder schmalen gradflächigen. Die Striche sind kurz, grade, haben einen sehr scharfen Querschnitt und zeigen an den Wänden manchmal Absätze. Es scheint mir, als ob diese Methode hauptsächlich erst während der Kaiserzeit in Anwendung tritt, wo die Bügel der Fibeln, Pincetten [22]) etc. so oft quer oder diagonal gefurcht sind. Doch wird dies Instrument auch wohl schon früher im Gebrauch gewesen sein, was noch näher zu untersuchen wäre.

Die Methode der Verzierung dünner Bleche [23]) und Blechgefässe durch von innen herausgetriebene Ornamente ist für die italisch-hallstättische Periode besonders charakteristisch und grade in der Hallstätter Sammlung zu Wien glänzend vertreten. Auch hier kommen häufig concentrische Kreise mit erhabener Mitte vor [24]). Ein Paar zusammengehöriger Bronzestempel zur Hervorbringung solcher Kreise finden sich merkwürdiger Weise in einem Bronzegiessereifund von Neu-Ruppin (Pr. Brandenburg) in der Sammlung des Gerichtsraths Rosenberg-Berlin.

Es sind zwei Stempel, der eine mit erhabener Mitte, der andere etwas grösser mit vertiefter, so dass sie wohl an derselben Stelle des Bleches von beiden Seiten gewirkt haben werden, um zwischen ihnen die Kreise auszupressen — Prägstock und Unterlage. (Beifall.)

Graf **Wurmbrand**:

Ich habe von unserem Meister im Bronzeguss, Freiherrn von Uchatius verlangt, dass er mir ein Bronze-Schwert giesse. Er hat gefunden, dass die alten Bronze-Schwerter und Bronze-Lanzenspitzen wirklich als Waffen brauchbar waren, weil sie dieselbe Härte hatten, als seine Stahlbronze. Die Alten hatten also das Verfahren, die Bronze weitaus härter darzustellen, als sie an den modernen Bronzegegenständen vorkommt, gekannt. Nachdem er dieses Schwert gegossen und gehärtet hatte, nachdem es die Härte seiner Gussstahlbronze und der antiken Bronze hatte, sind die Gussnähte abgeschliffen worden, Alles nur mit Anwendung von Stein. Bei der Nachbesserung hat er aber keine Stahlbronze erzeugen können. Es zeigt sich aber, dass ein Stück, welches mit Bronzesticheln allerdings schön gravirt ist, wie ich glaube, bei weitem nicht die Härte der Bronze-

Schwerter hat. Die Frage steht für mich also noch immer, ob diese harte Bronze ein Bronzegriffel im Stande ist, zu schneiden, für mich steht noch in Frage, ob auch bei der Härte der antiken Bronze-Schwerter ein Graviren oder Punziren mit Bronzesticheln möglich ist.

Dr. **Tischler**:

Ich habe die vom Grafen Wurmbrand erwähnte Classe von Alterthümern übergangen, nicht weil sie die früheren Theorien erschüttern könnten, sondern weil sie in ihrer zeitlichen Stellung und Herkunft grössere Schwierigkeiten bieten, als viele der früher erwähnten Alterthümer. Die Bronze-Schwerter waren unbedingt sehr lange im Gebrauch und reichen bis in eine Zeit herab, wo man das Eisen schon sehr gut kannte und verwandte, wie dies die Funde von Hallstatt und in Posen beweisen [25]). Doch gehen sie auch zeitlich sehr weit zurück: es existirt eine ausserordentlich grosse Formenreihe, zu der die neueren Entdeckungen immer noch Ergänzungen liefern. Die Schwerter haben besonders Einwürfe gegen die Bronze-Instrumente geliefert, da ein Theil evident mit Stahl bearbeitet ist, und da von Uchatius, einer der besten Kenner der Bronze, die ungewöhnliche Härte vieler derselben hervorhob und es bezweifelte, dass dieselben mit Bronze behandelt werden könnten. Die meisten Schwerter zeigen eine Reihe von Furchen, welche von dem Griff nach der Spitze zu verlaufen, ausserdem ist die Klinge am oberen Ende vielfach mit anderen Ornamenten bedeckt, besonders aber der Griff mit reichen Verzierungen versehen, die meistens sich als geschlagen herausstellen.

Diese Längsfurchen sind nun bei vielen nordischen und auch bei einer grossen Anzahl von südlichen Schwertern punzirt; besonders sicher lässt sich dies bei dem schönen, im Laibacher Pfahlbau gefundenen Bronze-Dolche (im Museum zu Laibach) [26]) nachweisen, wo an vielen Stellen die einzelnen Hiebe in den Längslinien deutlich erkennbar sind.

Hingegen sind allerdings bei vielen anderen Formen, und grade auch bei denen, welche in die Hallstätter Periode hineinreichen, die man also als die jüngsten ansehen muss, die Linien oder Gruppen von Linien mit Stahlsticheln gezogen, worüber die feine Längsstreifung derselben keinen Zweifel lässt. Evident tritt der Gebrauch des Stahles auch bei den schönen ungarischen Schwertern mit becherförmigem Knopf und nach der Spitze verbreiterten Klingen hervor. Diese zeigen ein mehrfaches System von Längslinien, von denen zwei Gruppen feiner Furchen nur den unteren Theil erfüllen. Auch Undset, der genaue Kenner ungarischer Schwerter, nimmt an, dass diese Linien gezogen seien und constatirt die völlige Verschiedenheit von den Linien der echt nordischen Klingen [27]). Sehr interessant ist ein neuerdings gemachter Fund von 14 Schwertern zu Podhéring (Beregher Comitat) im Pester Nationalmuseum [28]) — der beiläufig unsere Kenntniss von den ungarischen Schwertern bedeutend erweitert und berichtigt hat. Hier sind sowohl die Furchen der Klingen gezogen, als die Decorationen der Griffe mit dem Stichel gemacht. Diese letzteren Linien sind bei einigen Schwertern äusserst scharf gezogen und schiessen manchmal etwas über das Ziel hinüber. Bei einem dieser Schwerter ist der Griff mit der Klinge durch Eisennieten verbunden. Solche Schwerter gehen nun auch, wie es der Fund von Hajdu-Böszermény beweist, wo sie mit einem Bronze-Hängekessel zusammen vorkommen, bis in die Hallstätter Periode hinein, während welcher in Oesterreich Eisen genügend im Gebrauch war.

Es ergibt sich aus den hier entwickelten Thatsachen, wie ausserordentlich wichtig die Untersuchung dieser kleinen technischen Details ist, und es empfiehlt sich, die oben mitgetheilten Beobachtungen überall in grossem Massstabe anzustellen, um die gewonnenen Resultate zu ergänzen, eventuell zu berichtigen. Man wird dann ein reiches Material erhalten, welches von einem völlig objectiven Standpunkte einiges Licht in wichtige Fragen der vergleichenden Urgeschichte werfen kann.

Prof. **Woldřich**:

Ich habe mir das Wort erbeten, um zu der Frage über den Unterkiefer aus der Šípkahöhle einige Bemerkungen vom paläontologischen Standpunkte aus zu machen und zwar besonders mit Rücksicht darauf, dass ich die allermeisten Thierreste, welche mit dem besprochenen Kiefer, den ich erst hier zu Gesichte bekam, gefunden wurden, bestimmt habe. Diese Bemerkungen betreffen die Grösse des Kiefers, welche für sein geologisches Alter durchaus nicht abnorm sein muss, sondern conform sein kann der analogen Entwicklung vieler diluvialer Thiere. Die bedeutende Stärke dieses Kiefers allein schliesst nicht aus, dass er einem juvenilen Individuum angehören könnte. Es ist bekannt, dass die Knochen vieler diluvialen Species bedeutend grösser und stärker

sind, als die derselben recenten Arten; so gilt dies beispielsweise von *Capra ibex*, *Arctomys*, *Myodes torquatus*, *Cricetus frumentarius*, *Foetorius putorius* u. s. w. Aus den mährischen Höhlen, sowie aus der Zuzlawitzer Diluvialspalte lagen mir juvenile Unterkiefer von *Myodes torquatus*, *Foetorius putorius* und anderen vor, die um mehr als ein Drittheil grösser sind als die recenten, ohne dass ich sie deshalb als abnorme Riesenkiefer erklärt hätte.

Prof. **Müllner**:

Hochgeehrte Versammlung!

Da ich heute Vormittag den mir im Programm zugemessenen Platz anlässlich der Anwesenheit Sr. kais. Hoheit Herrn Dr. Holub überliess und die Zeit schon ziemlich vorgeschritten ist, so werde ich aus meinem ursprünglich angekündigten Vortrage mir jene Partie herauszuheben erlauben, welche die geschriebenen Quellen des Alterthums behandelt. Ich werde jene Quellen, in denen wir Nachrichten finden, welche unsere Erkenntniss der prähistorischen Verhältnisse Mittel-Europa's fördern, und jene dunkle Periode, aus welcher uns doch so merkwürdige Fundobjecte erhalten sind, einigermassen beleuchten.

Wenn ich hierbei auch über die prähistorischen Zeiten hinausgreife, so geschieht es darum, weil durch klare Verhältnisse analoge dunklere häufig erläutert und beleuchtet werden.

Eine der brennendsten, fast stets auftauchenden Fragen, welche auch auf diesem Congresse wieder zur Sprache kam, ist die Frage nach den ursprünglichen Bewohnern unserer Alpen, respective ihrer Vorländer und Ausläufer gegen die Donau und das Meer hin, eine Frage, welche speciell uns Oesterreicher zunächst berührt und interessirt.

Bei der ausserordentlich weitgehenden Differenz in den Anschauungen der verschiedenen Forscher und der Thatsache, dass man die bekannten Bronzefunde unserer Alpenländer schlechtweg als keltische bezeichnet, habe ich es bereits in meinem Buche über Emona versucht, einiges Materiale zur Beurtheilung dieser Frage herbeizuschaffen. In den letzten Jahren bin ich insofern weitergegangen, als ich es versuchte, die Schriftsteller des Alterthums und des frühesten Mittelalters durchzugehen und alle jene Stellen zu excerpiren, welche auf Religion, Cultur, Volksthümlichkeit, Wanderungen, Körperbeschaffenheit, Natur und Charakter, Sitten, Gebräuche, Kriegführung, Bewaffnung, Ackerbau, Künste, Metallbearbeitung, Handel und Schifffahrt, Namengebung und Sprache u. dgl. m. bei barbarischen Völkern Europa's Bezug haben. Diese Auszüge erlaube ich mir nach Völkern und Materien geordnet der hochverehrten Versammlung hiermit vorzulegen.

Gleichzeitig mit dieser Arbeit oder besser auf sie gestützt, habe ich neun Karten entworfen, welche die geographischen und ethnographischen Verhältnisse verschiedener Zeitepochen nach einzelnen wichtigeren Quellen zur Darstellung bringen sollen.

Blatt I gibt ein übersichtliches Bild der Pfahlbauten und Bronzefunde in Mittel-Europa, die im Alterthume ausgebeuteten Zinn- und Bernsteingruben, sowie die Zinn- und Bernsteinstrassen der Alten. Ferner die Salz-, Eisen-, Kupfer- und Goldfundstätten der Alten in unserem Alpen- und Donaugebiete, endlich sind die Küstengebiete ersichtlich gemacht, an denen phönikischer Einfluss und phönikische Gründungen nachweisbar sind.

Blatt II illustrirt die Angaben Herodot's und die Reisen Pytheas' von Massilia und Himilkos des Karthagers.

Blatt III veranschaulicht die Keltenwanderungen und die muthmassliche Vertheilung der Völker Europa's in jener vielbewegten Zeit.

Die Blätter IV, V, VI, VII und VIII erläutern die Angaben Strabo's, des Pomponius Mela, des älteren Plinius, des Tacitus und des Ptolomäus.

Blatt IX ist die Völkerkarte Europa's nach Schluss der Völkerwanderung nach den Angaben des bayrischen Geographen und Nestors von Kiew.

Ueberblickt man die ethnographischen Angaben der Alten, so fällt es sofort auf, dass weder die Griechen noch Römer sich um die Feststellung der Nationalitäten der ihnen bekannten Barbaren kümmerten; für sie waren sie alle Barbaren und nur insofern von mehr oder weniger Bedeutung, wenn sie als active Völker auftraten und mit ihnen als politischen Factoren gerechnet werden musste. Ebenso übel sind wir über die Sprachen der barbarischen Völker unterrichtet. Das etruskische Räthsel z. B. wissen wir noch heute nicht zu lösen. Vom Keltischen sind uns etwa 20 Worte erhalten, von denen es noch fraglich ist, ob sie alle rein keltisch sind und ob nicht manche auf Rechnung von den Kelten tributären Völkern gesetzt werden müssen. Hätte uns Ovid nur wenige Sätze in der Sprache der Barbaren von Tomi, die er doch kannte, überliefert, — sie

wären mehr werth als der ganze erotische Plunder, den er uns hinterliess.

Man beachtete die Nationen nach dem Lärm und der Unruhe, die sie an den Reichsgrenzen oder innerhalb derselben verursachten, und kümmerte sich um oft grosse, aber ruhige passive Nationen nicht weiter, so dass man sie geradezu unter die Titel der herrschenden Rasse subsumirte, ähnlich wie wir von der Türkei und Ungarn sprechen, obgleich nur ein kleiner Bruchtheil der Bewohner dieser Reiche wirkliche Türken und Ungarn sind. Unter solchen Verhältnissen sind die vielfach eingestreuten zufälligen Angaben oben angeführter Art umsomehr zu beachten und einer sorgfältigen Prüfung werth. Weitere wichtige Materialien enthalten Inschriften und Münzen, sowie endlich die topographischen Namen, wenn deren Deutung nicht zu läppischen etymologischen Spielereien herabgewürdigt wird.

Ich übergehe zur Keltenfrage, sofern sie die Alpen- und Donauländer berührt. Es wurde schon gestern einerseits mit Wärme für die Ureinwohnerschaft der Deutschen in, wenigstens einem Theile, der Alpenländer gesprochen, andererseits ebenso eifrig für die Kelten eine Lanze gebrochen, von dritter Seite sogar behufs Erklärung der dunkelhaarigen Brachykephalen in den Alpen eine dunkle brachykephale Keltenrasse supponirt, die deutsche „Urbewohnerschaft" wohl abgelehnt. Dafür aber weitere Eroberung deutscherseits in Aussicht gestellt. Wir wollen von letzterer als zur Prähistorie ausser Zusammenhang ganz absehen und nur bei den Kelten bleiben, welche ebenso wie in den Alpen auch anderwärts gesucht werden, — vom Bodensee bis zur Sulina und von der Adria bis zum Böhmerwalde und den Karpaten wimmelt es von Kelten!

Wenn wir das eben angedeutete Gebiet in's Auge fassen, so stellt sich gewissermassen als Centrum desselben Pannonien dar. In dieses wie in das ganze übrige weite, oben angedeutete Gebiet sehen wir im V. und IV. Jahrhundert keltische Schaaren einziehen und in einzelnen Centren festsetzen; so in den Alpenthälern Taurisker ca. 380 a. Chr., an der oberen Donau Bojer ca. 500—400 a. Chr., an der oberen Weichsel Ombronen, am Zusammenfluss von Ister und Savus Skordisker, endlich am Pruth Bastarner. Nun fanden aber diese keltischen Eroberer bereits eine nicht geringe Bevölkerung hier vor, welche sie erst bezwangen und mit welcher sie sich nach Jahrhunderten, als die Römer in diese Gegenden vorrückten, schon längst gemischt hatten. Die naturhistorischen Merkmale, welche die alten Quellen von der Bevölkerung, auf welche Augustus traf, mittheilen, werden daher hauptsächlich auf den ursprünglichen Hauptstock zu beziehen sein. Sie werden aber auch werthvolle Vergleichungspunkte mit den Merkmalen der keltischen Race abgeben und gewiss wird es gestattet sein, diese Merkmale mit denen später genauer bekannter Stämme unseres Welttheiles zu vergleichen.

Velleius Paterculus ca. 30 n. Chr. nennt die Pannonier ein zahlreiches Volk, ebenso Appian ein grosses Volk am Ister, welches nicht in Städten wohnt, sondern auf Meierhöfen und Dörfern nach Familienstämmen ohne gemeinsame Oberhäupter, die Zahl der Waffenfähigen soll 100.000 betragen haben, aber sie konnten nie ganz zusammengebracht werden, weil es an einem gemeinsamen Oberhaupte fehlte. — Lauter Kennzeichen, die den diesbezüglichen der Kelten geradezu entgegengesetzt sind, denn die Macht der letzteren gründet sich ja eben auf die grosse Autorität ihrer Häuptlinge. Bei Dio Cassius finden wir Noriker und Pannonier in Waffenbrüderschaft gegen die Römer stehen und derselbe Autor erzählt, dass, als Augustus gegen die Pannonier zog, er zwar keinen Vorwand dafür aufführen konnte, da sie ihm nichts zu Leide gethan hatten; er that es blos in der Absicht, seine Soldaten in Uebung zu erhalten und aus fremden Mitteln zu verpflegen.

Tacitus nennt ihre Sprache als von der gallischen und deutschen verschieden. Von dieser Sprache haben wir aber Reste in topographischen Namen, von denen wir einen inschriftlich erhaltenen vor allen der Würdigung empfehlen.

Laut Mommsen C. J. III. Nr. 1568 befindet sich in Mehadia am Flusse Černa folgende Inschrift, der Datirung nach vom Jahre 157 n. Chr.:

HERCVLI . AVG . VALER . M
FELIX . RVFI . SATVRNINI . G . P . P
T . P . EXPR . IV . STATIONIS
TSIERNEN . IIII . ID . ANNO . XI
BARBATO . ET . REGVLO . COS
EX . VOTO . POSVIT

Die Peutingeriana nennt den Ort Tierna, bei Ptolomäus III. 8 heisst er Δίερνα, und nach Ulpian: „est Zernensium colonia in Dacia a divo Traiano deducta iuris Italici". Mommsen fügt noch l. c. p. 248 hinzu: Tsierna quin fuerit ubi fluvius etiamnunc Cserna dictus influit in Danubium prope Orsovam veterem dubitari nequit.

Vom Südabhange der Alpen finden wir bei Mommsen I. Nr. 3908 aus den Ruinen eines Tempels bei Marano, nahe der Tiroler Grenze, folgende auf einer Tuffplatte mit einem Griffel eingekratzte Inschrift:

L . IARIOVIDIV . C . L
CATO . V . S . L . M
MANV . SVA . PIISOTF

Lucius Jariovid Cato, Freigelassener des Cato, erfüllt sein Gelübde mit Freuden. — Mit eigener Hand hat er es geschrieben. Finden wir oben schon den Namen Černa, so muss es uns hier doppelt auffallen, das Wort für schreiben in der noch heute im Slavischen gebräuchlichen Form zu finden: písati = scribere. Viele topographische Namen sind schon von competenten Erklärern als slavisch nachgewiesen worden, man denke an Akuminkum-Pelso und Lugeus lacus pleso und luh etc. Man vergleiche auch weiter unten die Lugier in der Gegend der noch heutigen Luhe in Norddeutschland — (havelländisch Luh). —

Greifen wir nun in historisch erhellte Zeiten, so finden sich zwei Quellen, welche beleuchtende Streiflichter auf die vorhistorische Dunkelheit werfen. — 1. Prokopius aus Caesarea um 550 schildert als Augenzeuge die Geschichte seiner Zeit. In der Geschichte des gothischen Krieges schildert er die damals ebenfalls kriegerisch auftretenden Slaven wie folgt: Atqui Antarum Sclavinorumque nationes non ab homine aliquo uno reguntur; sed ab antiquo plebeia communique libertate vivunt, et idcirco res omnes, quae vel utiles sint, vel forte difficiles, in comune consilium deducuntur.

Die genaue Wiedergabe der Erzählung Appians über die Lebensweise der Pannonier nach Familienstämmen und ohne gemeinsame Oberhäupter! — Macht es dieses Zusammentreffen so bezeichnender Merkmale schon in hohem Grade wahrscheinlich, dass die von den Kelten durchbrochene und später von den Römern ganz unterworfene Bevölkerung an der mittleren Donau slavischen Stammes gewesen sein mochte, so erscheint die folgende Angabe Nestors von Kiew in einem noch viel auffälligeren Lichte, wenn er p. 3 berichtet: „Von diesen 72 Völkern war eines das slavische Volk (im Texte словѣнескъ = slovenische) von Japhets Stamme, Illyrier, welche Slaven sind. Nach langen Zeiten haben Slaven an der Donau sich festgesetzt, wo jetzt ugrisches und bulgarisches Land ist. Diese Slaven zerstreuten sich auf der Erde und nannten sich nach ihren jedesmaligen Wohnsitzen. — — Als aber die Wolochen (Kelten bei den Slaven — werden auch auf p. 2 mit den Galitschanern nach den Engländern und vor den Römern genannt) auf die Donauslaven einen Angriff machten, sich bei ihnen festsetzten und Gewalt gegen sie übten: zogen jene Slaven an die Weichsel, liessen sich dort nieder und nannten sich Ljachen. — Von diesen Slaven zogen nun welche nach den Dnjeper hin, andere zwischen Pripet und Düna etc.“ — In der klarsten Weise spricht somit Nestor hier von einer grossen Slavenwanderung von der Donau gegen Nord, Nordost und Ost, hervorgerufen durch die gewaltige Keltenwanderung gegen Ost und Südost. Dass natürlich nicht Alles mit Mann und Maus wegzog, im Gegentheil der zurückbleibende Theil nach dem Verbleichen des keltischen Sternes wieder bis in die Augusteische Zeit zu Kräften kam, versteht sich von einem so zählebigen und ackerbauenden Volke, wie es das slavische ist, von selbst.

Betrachtet man die Wanderungen der Kelten im Besonderen, so findet man zunächst bei allen Autoren übereinstimmend betont, dass sie ein neues, bisher noch nie gesehenes Volk sind, nach Italien angeblich gelockt durch etruskische Untreue und Verrath. Als unmittelbarer Ausgangspunkt gilt Gallien. Von hier aus überziehen sie Iberien, Italien, die Donau- und Alpenländer, die Balkanhalbinsel und Griechenland, um schliesslich in Asien ein zweites Galatien zu gründen. Die Kelten dringen somit erobernd in historisch bestimmbarer Zeit aus Gallien vor, um successive gänzlich zu verschwinden. Ich glaube daher, die Ureinwohner-Frage wäre weniger nach den Kelten als vielmehr so zu formuliren: Welche war die Bevölkerung und welchem Stamme gehörte sie an, die von den Kelten in unseren Donau- und Alpenländern gefunden, besiegt und durchbrochen wurde?

Die zweite Frage aber müsste lauten: Woher stammen unsere Bronzen, bei welchem Volke sind ihre typischen Formen erfunden worden, und von welchem sind sie in Europa propagirt worden? da es laut aller Nachrichten der Alten, welche die Kelten aus Autopsie kannten, ganz unmöglich ist, dass sie die Halkeuten gewesen wären. (Man vergleiche darüber mein „Emona“ p. 168 ff.) Dass aber die Kelten öde Wüsteneien erst besiedelt hätten und zwischen Rhone und Ister menschenleere Urwälder gefunden hätten, werden doch selbst die ausgesprochensten Keltenfreunde nicht behaupten wollen.

Mehrfache Andeutungen liegen indessen vor, welche darauf hinweisen, dass die Kelten indess auch in Gallien nicht gerade sehr alte „Ureinwohner“ gewesen sein mochten, sondern auch dort, vielleicht kaum ein paar Jahrhunderte vor ihrem weiteren Vorstosse, eingewandert sind. Für's Erste setzt Cäsar die Kelten in's mittlere Gallien, den südwestlichen Theil weist er den iberischen Aquitanern, den nordöstlichen den Belgen an, während er die Nordküste des Landes von räthselhaften, seegeübten Stämmen bewohnt sein lässt. Dergleichen werden genannt: Moriner, Menapier, Veneller, Osismer und Veneter. Speciell die letztgenannten waren schon im Alterthume das crux interpretum. Kelten waren sie nicht, denn Strabo nennt sie stammverwandt mit den adriatischen Venetern, diese erklärt aber wieder Polybios als einen sehr alten Volksstamm, der eine von der keltischen ganz verschiedene Sprache spricht. Eine weitere wichtige Nachricht über die Kelten hat uns Florus I, 13 aufbewahrt: Hi quondam ab ultimis terrarum oris, cum cingerentur omnia Oceano, ingenti agmine profecti. Damit stimmt die allgemeine Bemerkung des Tacitus: Nec terra olim sed classibus advehebantur qui mutare sedes querebant. Die äussersten Küsten der Erde, wo Alles vom Ocean umfluthet ist, müssen wir in Skandinavien suchen, welches von den Alten als eine grosse Insel betrachtet wurde. Auch die Geschichtsschreiber deutscher Stämme, wie Jordanes, Paul Diaconus und Adam von Bremen wissen über Skandinavien als Ursprungsland der Völker zu erzählen. Bezeichnend ist hierbei die Uebereinstimmung der Schriftsteller weit auseinanderliegender Zeiten. Plinius IV. 13 nennt Skandinavien eine Insel incompertae magnitudinis und alter orbis terrarum. Jordanes de reb. get. nennt Scanzia insula quasi officina gentium, aut certe velut vagina nationum. Bei Adam v. Bremen heisst Schweden alter mundus, und weiss Adam viel über die Grösse und Macht des Landes zu erzählen. Betrachtet man die einzelnen Karten, so finden wir, dass bei Pytheas alles Land vom Atlantischen Ocean bis zur Elbe Keltika, alles östliche Skythia heisst. Herodot weiss von Nordwest und West nichts, ausser dass die Donau bei den Kelten entspringt. Den Bernstein lässt er von den Venetern herkommen, als deren östliche Nachbarn er die räthselhaften Sigyner nennt. Im heutigen Russland kennt er nomadische nebst ackerbauenden Skythen, sowie ein Volk der Budiner: ἔδνος μέγα καὶ πολλὸν γλαυκὸν καὶ πυῤῥον. IV, 108.

Strabo kennt südlich der Donau die bekannten Provinzen. Germanien ist ihm das Land ostwärts des Rheines; dieses sei bis zur Elbe bekannt, jenseits der Elbe aber unbekannt. An letzterem Flusse kennt er ein „grosses Volk“ der Lugier.

Pomp. Mela kennt Kelten in Mittelfrankreich, Germanien wie Strabo, hat jenseits der Weichsel Sarmatien, darin Georgi — Ackerbauer — nennt einen Indicus (Vindicus) aequor, und weiss mit Bezug auf Nepos zu erzählen, dass L. Metellus Celer, als er Proconsul in Gallien war, vom Könige der Baeter „Indos“ zum Geschenke erhalten hätte: „vi tempestatum ex Indicis aequoribus abreptos, emensosque quae intererant, tandem in Germaniae litora exiisse“.

Plinius kennt an der Weichsel Vandaler, gegen Westen Ingevonen, rheinwärts Istaevonen, in Mitteldeutschland Hermionen (mediterranei), über den Vandalern sitzen Venedi und ostwärts am oberen Borysthenes wieder die Budiner. Skandinavia ist ihm alter orbis terrarum, die Westseite Dänemarks das Aeusserste, bis wohin römische Schiffe gelangt sind. Das Abenteuer der wendischen Kaufleute weiss auch er zu erzählen II, 67.

L. Metello Celeri, L. Afranii in consulatu collegae (60 v. Chr.) sed tum Gallia proconsuli Indos*) a rege Suevorum donodatos, qui ex India comercii causa navigantes, tempestatibus essent in Germaniam abrepti. Ueber die Differenz in der Angabe der Geschenkgeber im Folgenden.

C. Cornelius Tacitus weiss, dass die Donau an vielen Völkern vorüberströmt, kennt zwischen Donau und Theiss Sazygen, über letzteren ist Dacien. — Germanien ist ihm ein nach Nord und Ost hin ganz unsicher begrenzter geographischer Begriff. Einmal sagt er, dass Germania a Sarmatis Dacisque mutuo metu aut montibus separatur c. 1. Weiter findet er c. 45 die Grenze Sueviens in Mittelschweden, wenn er sagt: Suionibus Sitonum gentes continuantur. — Hic Sueviae finis.

Im Decumatland gibt er Gallier an, vom Main bis zum Meere Chatten, Tenchterer, Usipier, Cherusker, Friesen; an der Elbe Caucer und Longobarden. Landeinwärts liegt Suevien, südlich am Hercinischen Walde beginnend. Die Ostsee ist mare suevicum c. 45. und Suionum civitates ipso in oceano praeter viros armaque classibus valent. c. 44. — Kann man die nordischen Seekönige treffender schildern? —

*) Das schwach gehauchte V fand weder bei P. Mela noch bei Plinius Berücksichtigung. Die Deutschen verwandeln es heute in B, statt Wende und Winde spricht er „Bindischer“.

Diese weite Ausdehnung von Suevien erklärt es auch, warum Plinius von einem Suevenkönig im Allgemeinen, Mela von einem Könige Baetorum spricht. Es war ein nordischer Seekönig, der die wendischen Kaufleute aufbrachte.

Oestlich von Suevien, zwischen Oder und Weichsel, kennt Tacitus wieder die Lugier, weiter nordwärts, am suevischen Meere, die Aestier, deren Sprache „britanicae proprior", und landeinwärts Venetorum et Fenorum nationes, c. 46.

Cl. Ptolomäus bringt ausser schon bekannten einige neue Namen; von den Lugiern an der Oder unterscheidet er mehrere Stämme. Weichsel und Karpathen sind Grenzen Sarmatiens, in dem über fünfzig grosse Völker hausen. Am Sinus Venedicus wohnen Venedae, im Inneren kennt er die Slovenen als Σταυάνοι III, 5 und Σουοβηνοί VI, 5. Diese Schreibweisen erklären sich einmal dadurch, dass es kein griechisches Wort mit σλ beginnend gibt, andererseits aber manche Slaven selbst das Sl als sw sprechen (so werden in Oberkrain gewisse l stets als w gesprochen, zvo statt zlo, gvava statt glava).

Ueberblickt man das Gesammtbild, wie es sich aus den mannigfachen Angaben in grossen Zügen erklärt, so dürfte sich dasselbe in Folgendem zusammenfassen lassen:

1. In einer sehr, sehr fernen Zeit hat das bereits die heutigen klimatischen Verhältnisse besitzende Europa, welches auch von der heutigen Wildfauna bevölkert war, eine arische Bevölkerung von Osten her erhalten, welche sich in sehr primitiven Culturverhältnissen befand, vielleicht noch Reste einer älteren, nicht arischen, dunkelhaarigen Bevölkerung vorfand und aufsog. Diese Bevölkerung folgte dem Laufe der Flüsse, bevölkerte die Seen und dürfte eine Sprache gesprochen haben, welche, von der arischen Ursprache abstammend, jenem Zweige nahestand, dessen Reste wir in den heutigen Litauern als Vertreter einer uralten, zwischen Slavisch und Deutsch stehenden Sprachform kennen. Ich will sie vorläufig als Protoarier bezeichnen.

Die Glieder dieses Volksstammes lebten als Hirten und Ackerbauer in Familiencommunitäten, als deren älteste Baureste die Pfahlbauten zu betrachten sein dürften. In Frankreich traf dieses Volk auf afrikanische Einwanderer — Iberer —, denen es nur die Meeresküste am Canal abgewann.

2. Die Küsten Europas bis in die Ostsee hinein werden von Phönikern theils mit Colonien, theils mit Handelsfactoreien besetzt, von denen sich landeinwärts phönikischer Einfluss ausbreitet, nachdem die Mineralschätze und sonstigen handelsfähigen Waaren des Binnenlandes bekannt und zugänglich gemacht wurden. Später betheiligen sich auch andere seefahrende Völker am Geschäft, nachdem sie entweder an phönikischer Cultur erstarkt, oder ihre directen Abkömmlinge sind, als: Karthager, Etrusker, Massilioten, Phokäer.

3. In diese Welt-Cultur- und Handelsverhältnisse griff in uns chronologisch unbekannter Zeit eine Bewegung nordischer Stämme ein. Ein arischer Zweig war, in der nordischen Zone fortwandernd, in die skandinavische Halbinsel gelangt, aus der er über Dänemark nach Südwest in den Continent einbrach und mit seiner Hauptmasse gegen das Centrum Frankreichs dringend, zunächst die alte Bevölkerung durchreissend, sich dort festsetzte, später gegen Süden vordringend Iberien eroberte, und da er in der Minderzahl war, mit den Iberern sich vermischte und verschmolz. Es sind dies die Kelten. Wenn wir der Annahme, dass sie circa 700—500 v. Chr. in Iberien einbrachen, folgen, so dürfte ihr Einbruch in Gallien etwa ca. 1000 v. Chr. angesetzt werden. Um 500 v. Chr. beginnen ihre Züge nach dem Osten, theils nach dem heutigen Mitteldeutschland, theils in die Alpen- und Donauländer und weiter nach Griechenland und nach Asien hinüber, theils nach Italien, wo insbesondere die Macht der Etrusker die grösste Einbusse erlitt.

4. Den Kelten folgen auf dem Fusse ähnlich geartete Barbaren, welche das rechte Rheinufer den Kelten gegenüber wegnehmen und sich zwischen Rhein und Elbe bis über den Main ausdehnen: die deutschen Stämme, deren in Skandinavien zurückbleibende Brüder auch Tacitus zu den Sueven rechnet und als kühne Seefahrer und Krieger kennt. Nach Abschluss dieser ersten grossen kelto-deutschen*) Wanderung, deren letzte Nachklänge die Cymbernzüge um 100 v. Chr. sind, dürfte die Lage des barbarischen Europas sich etwa folgends gestaltet haben.

In Gallien sassen im Centrum des Landes die keltischen Stämme, wie sie uns Cäsar schildert, bis an den Rhein, den Südwesten halten noch Reste der Iberer: die Aquitaner, den Norden und das gegenüberliegende britannische Küstengebiet, wahrscheinlich durch die Kelten hinübergeworfen, die Protoarier,

*) Man streitet, ob diese Völker Kelten oder Deutsche waren; ich glaube, beide Stämme haben Schaaren beigestellt, um Beute und Kriegsruhm zu suchen. In diesem löblichen Streben wetteiferten eben beide Rassen, und es ist schwer zu entscheiden, wem die Palme gebührt.

bei Cäsar als Menapier, Moriner, Veneller, Osismer, Veneter bekannt, besetzt. Jenseits des Rheines sitzen deutsche Stämme bis an die Elbe und das Maingebiet; die Protoarier sind theils geknechtet als Ackersklaven, theils in die Sümpfe und Wälder jenseits der Elbe gedrängt, wo sie später als Lugier bekannt werden; von keltischen Einfällen bleiben sie verschont, haben dafür von den Deutschen zu See und zu Lande zu leiden; ihr uralter Bernsteinhandel ist wegen der Sperrung der See durch die deutschen Seekönige vom Seewege auf den Landweg gewiesen und geht durch stammverwandte Länder über Carnuntum nach Süden zu den stammverwandten Venetern.

Die Sprache eines ihrer Stämme, der Aestier, findet Tacitus der britischen ähnlich, was sich aus dem Dargelegten leicht erklären lässt. An der Donau sind an beiden Ufern Keltenschwärme vorgedrungen. In Böhmen haben sich Bojer, weiter östlich Ombronen, hinter die Karpathen Bastarner unter die Protoarier eingekeilt.

Südwärts der Donau haben in den Alpen Taurisker, die auch in Italien fochten, sich festgesetzt, während Skordisker durch Pannonien ziehen, um sich am Zusammenfluss der Donau und der Save festzusetzen.

5. Durch diesen Angriff erschüttert, zieht sich die protoarische Bevölkerung theils in die unzugänglicheren Alpen, theils wandert sie aus den Donauebenen gegen Osten in und hinter die Karpathen (Nestor).

6. Roms Macht ist indessen erstarkt. Das Mutterland der keltischen Race ist Cäsar's Legionen erlegen und August dringt gegen die Donau machtvoll vor. Alles innerhalb Donau und Rhein wird romanisirt. Topographische und etliche Eigennamen erhalten sich, wenn auch oft stark vom römischen Munde ummodelt und verstümmelt. Es bildet sich eine officielle Provinzennomenclatur heraus, wobei auf die nationalen Verhältnisse eben keine Rücksicht genommen wird. Alles links vom Rhein wird Gallien; südlich der Donau entstehen die bekannten Donauprovinzen, das rechts vom Rheine gelegene, nach Osten sich hinziehende Tiefland erhält den Namen Germania und dessen Bewohner den Namen Germanen, welcher später auf die dem Rheine zunächstgelegenen Deutschen und die ihnen sprachverwandten Stämme im Norden übertragen wurde. Die weiteren Bewegungen der Nationen Europas gehören der Geschichte an. (Beifall.)

Prof. **Richter**:

Ad vocem Opanken möchte ich die Bemerkung machen, dass heute schon darauf hingewiesen worden ist, dass diese Fussbekleidung auch in prähistorischer Zeit sich findet. Es hat sich im Halleiner Salzbergwerk unter verschiedenen hölzernen und ledernen Gegenständen, welche daselbst zum Vorschein kamen, auch ein derartiger Schuh vorgefunden, welcher durch viele Jahre in Hallein für die das Bergwerk befahrenden Fremden zu sehen war. Er ist leider einmal von einem Besucher zu hoch geschätzt und mitgenommen worden; die Bergbeamten haben mir aber den Schuh so beschrieben, dass er ganz genau die sogenannte Opankenform gehabt hat. Es würde also auch für den alten Salzbergbau in Hallein die alte Schuhform als nachgewiesen betrachtet werden können.

Vorsitzender Graf **Wurmbrand**:

Der nächste Gegenstand unserer Tagesordnung, welche Vormittag nicht zu Ende geführt werden konnte, ist der Vortrag des Geheimrath Schaaffhausen. Herr Schaaffhausen hat das Wort. (Nicht anwesend.)

Herr Prof. Mehlis!

Prof. **Mehlis**

erklärt, er habe beabsichtigt, in einem längeren Vortrage über Typen aus prähistorischer Zeit zu sprechen; da aber die Zeit vorgeschritten, möglicherweise auch eine Unterbrechung in Aussicht stehe, so könne er seinem Vorhaben nur in geringem Umfange nachkommen. Redner beschränkte sich demnach auf eine Charakterisirung einer Anzahl von Fundstationen im Rheinlande, aus denen er die Gräber mit Bronzebeigaben hervorhebt, in deren Begleitung Steingeräthe erscheinen, die nicht als Werkzeuge gedient haben, sondern als Amulette; das Material, aus dem sie gefertiget sind, ist Nephrit und Jadeït.

Der Redner führt als typisches Ergebniss für die Grabhügel der Westpfalz das Vorkommen von eingeführten Bronzegegenständen, besonders von ornamentirten Torques, zugleich mit Amuletten aus Jadeït und Nephrit an. Beide Vorkommnisse deuten als ein Beweis für die von Herrn Prof. Fischer vertheidigte Ansicht auf den Import beider Handelsartikel aus dem Süden und dem Südwesten nach dem Mittelrheinlande hin. Diese Fundstellen bildeten mit den Grabhügeln von Hagenau und den Pfahlbauten des Bieler Sees, in denen beiden Bronze und Nephrit

vorkommen, eine correspondirende Linie, für welche nach der Rhone hin Massilia als Ausgangspunkt diente. (Beifall.)

Baron **Sacken**:

Wie den Meisten bekannt sein wird, ist Waatsch in Krain eine überaus ergiebige Fundstätte, welche von dem auch der Versammlung anwohnenden Herrn Fürsten Ernst zu Windischgrätz ausgebeutet wird. Derselbe hatte die Güte, einige Stücke vorzulegen, so eine Fibel mit eimerförmigen Anhängseln, einen Knopf, der den Kopf eines Nagethieres bildet, Stücke eines mit Bronzenägeln beschlagenen Thongefässes u. A. Im Allgemeinen zeigen die Fundstücke von Waatsch eine überraschende Aehnlichkeit mit denen des Hallstätter Grabfeldes, mit denen sie auch die Vermischung von Bronze und Eisen theilen. Allerdings kommen hier einzelne Formen vor, die in Hallstatt noch nicht beobachtet wurden, so beispielsweise Fibeln mit Bügel und Dorn aus Eisendraht, ersterer durch einen Bogen aus Bronze gesteckt, der wie ein Stück eines knotigen Armringes aussieht. Andere Gegenstände aber, wie die Fibeln mit wurmförmigen Bügeln, die knotigen Armringe, Ornamente von erhaben gepressten Wasservögeln sind so völlig mit solchen aus Hallstatt übereinstimmend, dass sie aus derselben Werkstätte hervorgegangen zu sein scheinen, denn eine derartige Gleichheit bezeugt doch sicher einen gemeinsamen Ursprung. In Hallstatt wurden grosse, bauchige Bronze-Urnen ausgegraben, um die Ausbauchung mit spitzen Nieten besetzt; diese sind mit den Gräbern von Cervetri entnommenen Gefässen im Museo Gregoriano geradezu identisch, es ist zwischen beiden auch nicht der geringste Unterschied erkennbar; Grösse, Technik, Zahl und Form der Nieten, die Verzierung des Randes mit erhabenen Fäden, Alles ist völlig gleich. Es ist doch kaum möglich, dass an voneinander so weit entfernten Orten Gegenstände von so eigenthümlicher Form und Ausstattung vollständig gleich gearbeitet wurden, und wir werden annehmen müssen, dass die Gefässe beider Fundorte aus derselben Fabrik herrühren oder doch von Arbeitern aus dieser, die nach dem Norden wanderten. Letzteres ist weniger wahrscheinlich, da zu der gleichen Herstellung dasselbe Modell, dieselben Werkzeuge erforderlich waren; an eine Nachahmung von Einheimischen ist bei dieser völligen Gleichheit wohl nicht zu denken. Ich glaube, dass viele Fundstücke von Hallstatt aus mittelitalischen Fabriken bezogen wurden, dieselben dürften auch die alten Bewohner von Waatsch fournirt haben und die letztere Fundstätte erscheint somit als eine Etappe des italischen Handels nach dem Norden. (Beifall.)

Geheimrath **Schaaffhausen**.

Die zahlreichen Funde von Mammuthresten in Niederösterreich, welche kürzlich Herr Dr. M. Much*) zusammengestellt hat, geben mir die Veranlassung, über einige neuere Funde bearbeiteter Mammuthknochen zu reden und meine Ansicht über die Mammuthzeit, die von der hergebrachten abweicht, Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Unsere erste genauere Kenntniss des Mammuth verdanken wir den sibirischen Funden, zumal dem am Ausfluss der Lena im Juni 1806 gemachten. Die Zeichnung dieses Mammuth von Boltunoff hat sich bekanntlich in den Papieren von Blumenbach wiedergefunden, ich lege sie in einer Copie hier vor. Frühere Funde hat v. Olfers zusammengestellt**). Dass die Kälte die Leiber der im gefrorenen Boden Sibiriens eingeschlossenen Mammuthe mit allen Weichtheilen seit undenklichen Zeiten erhalten konnte, ist begreiflich, aber dass am Orte ihrer Auffindung die Temperatur so plötzlich sich soll geändert haben, dass die Leiber, ehe sie faulen konnten, in das ewige Eis eingeschlossen wurden, das ist räthselhaft und entspricht dem gewöhnlichen Naturverlaufe nicht; es ist wahrscheinlicher, dass die durch Ueberschwemmung in niederen Breiten zu Grunde gegangenen Thiere in das Treibeis gelangten und im Norden in Eis und Schlamm begraben wurden. Keineswegs aber müssen sie in so warmen Gegenden gelebt haben, wie die, welche heute die Heimat des Elephanten sind. Das Wollhaar von Mammuth und Rhinoceros deutet schon auf einen kalten Wohnort und die von v. Brandt zwischen den Zähnen des Rhinoceros gefundenen Reste von Tannennadeln machen es wahrscheinlich, dass auch das Mammuth in Nadelholzwäldern seine Nahrung finden konnte, wie denn selbst der Elephant in unseren Menagerien diese Nahrung nicht verschmäht. Noch ist kein ganz richtiges Bild des Mammuth entworfen worden. Dem von J. F. v. Brandt, Bull. de l'acad. d. sc. de Petersb. T. X. veröffentlichten fehlt die Mähne mit lang herabfallenden Haaren, in dem Bilde von P. Harting ist diese wie eine dichte, röthliche, vom Nacken bis zum Schwanze

*) Ueber die Zeit des Mammuth u. s. w. Wien 1881, aus den Mitth. d. anthrop. Ges. XI. 1.

**) Sitzung d. Berliner Akademie d. Wissenschaften am 13. Juni 1839.

reichende Perrücke dargestellt. Wenn das lange Mähnenhaar des Mammuth in unseren Museen röthlich wird, so ist dies eine Veränderung, die das Haar überhaupt mit dem Alter erfährt, wie ich in zahlreichen Beobachtungen nachgewiesen habe.

Wenn man nach der Zeit fragt, in der das Mammuth ausgestorben sei, so ist es von vornherein wahrscheinlich, dass dies in den verschiedenen Theilen von Europa und Nordasien zu verschiedenen Zeiten geschehen ist. Wie Much mit Recht hervorhebt, muss unter den Ursachen, welche das Verschwinden der Thiere der Vorzeit veranlasst haben, auch die zunehmende menschliche Bevölkerung in Betracht gezogen werden, welche diese Thiere aus bewohnten und entwaldeten Gegenden in unbewohntere zurückgedrängt hat. Für die Annahme eines allmäligen Zurückweichens des Mammuth nach dem Norden und Osten spricht ein besonderer Umstand. Man findet nämlich in Nordasien ziemlich häufig die noch erhaltenen Hörner des treuen Begleiters des Mammuth, des Rhinoceros, die in unseren Höhlen niemals vorkommen, aber, wie es scheint, auch in Norddeutschland gefunden wurden. Sie sind es, die, wie Erman und v. Olfers*) nachweisen, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Klauen eines Riesenvogels die Sage vom Vogel Greif, von dem auch in den Märchen von Tausend und einer Nacht vorkommenden Vogel Roc veranlasst haben. Da diese Funde nicht nur in arktischen Gegenden gemacht wurden, so muss man schliessen, dass das Rhinoceros in nördlichen Gegenden länger als bei uns gelebt hat. Es soll ein solches fossiles Horn in Posen sein. Für das Mammuth selbst besitzen wir ein anderes Mittel, die Zeit, in der es im westlichen Europa noch gelebt haben muss, annähernd zu bestimmen. Ich habe bereits an einem andern Orte**) auf eine Stelle des Strabo aufmerksam gemacht, die schon Prichard in den Reliquiae diluvianae anführt, aber unrichtig übersetzt. Sie findet sich L. IV, 6 und lautet: „sie zahlen bis jetzt keine schweren Zölle weder für die Ausfuhr noch für die Einfuhr. Diese sind aber elfenbeinerne Armringe und Halsketten, lingurischer Stein und Glasgefässe und andere kleine Waaren".

Nach der Auslegung, die ich einem der grössten Kenner des classischen Alterthums, dem leider kürzlich hingeschiedenen Prof. Bergk verdanke, steht darin, dass die alten Briten verarbeitetes Elfenbein nach Gallien ausführten.

Das ist merkwürdiger Weise eine Industrie, die noch heute in England blüht. Die Briten können aber nur fossiles Elfenbein bearbeitet haben aus den Anschwemmungen des Landes, zumal aus den Höhlen, wo wir es heute noch finden. Also war vor 2000 Jahren der Mammuthzahn, der heute mürbe und verwittert ist, noch so hart, dass er verarbeitet werden konnte. Wenn die letzten Mammuthe vor längerer Zeit als 2000 Jahre v. Chr. gelebt hätten und damals schon ausgestorben gewesen wären, so würden ihre Zähne zu Strabo's Zeit, der von 29 v. Chr. bis 25 nach Chr. lebte, nicht mehr hart gewesen sein. Die letzten Mammuthe können also wohl nicht so alt sein. Hiebei setzen wir freilich voraus, dass die Temperaturverhältnisse in Europa seit jener Zeit sich nicht wesentlich geändert haben. Denn das fossile Elfenbein Sibiriens ist heute deshalb noch nicht verwittert und wird in grosser Menge noch verarbeitet, weil die Kälte, die jede organische Zersetzung aufhält, es erhalten hat. Dass in den letzten 2000 Jahren v. Chr. aber in Westeuropa eine hohe Kälte geherrscht haben soll, ist gar nicht wahrscheinlich, wenn es auch wegen Ausbreitung der Urwälder kälter gewesen sein wird als heute. Schifften doch um diese Zeit die Phönizier nach den Küsten der Nordsee, während es einen Landweg für den Handel vom schwarzen Meere nach den Küsten der Ostsee gab, der für das 10. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung durch eine assyrische Handschrift beglaubigt ist. In Deutschland sind Funde gemacht worden, die in auffallender Weise darauf deuten, dass der Mensch der Vorzeit schon die Mammuthzähne gesammelt hat. Bei Cannstadt fand man im vorigen Jahrhundert schon 13 Stosszähne des Mammuth so regelmässig übereinandergelegt, dass man nur annehmen kann, der Mensch habe sie in diese Lage gebracht. Genau so, wie sie gefunden wurden, sind sie auf Befehl des damaligen Herzogs von Württemberg in dem Stuttgarter Museum aufgestellt. Bei der grossen Zahl gefundener Mammuthknochen im westlichen Europa ist die Zahl derer, welche Spuren menschlicher Arbeit an sich tragen, eine geringe, woraus hervorgeht, dass das Mammuth in vielen Gegenden schon gewohnt haben muss, ehe der Mensch dort erschien. Doch werden solche Funde häufiger werden, wenn man mehr auf solche Merkmale Acht haben wird. Beim Funde eines Schwertes aus Mammuthknochen in der Höhle von Steeten*) bemerkte ich, dass eine

*) Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere, a. a. O.

**) Sitzungsbericht d. niederrh. Gesellsch. v. 7. Mai 1877.

*) Annalen des Vereines für nassauische Alterthumskunde u. s. w. XV. 1879.

solche Waffe noch mehr als die geschnitzten Elfenbeinsachen die Gleichzeitigkeit des Menschen und dieses Thieres beweise, weil der Gebrauch einer Waffe, zumal wenn sie gross und dünn sei, es erheische, dass sie aus festem, frischem Knochen angefertigt werde. Eine ganz ähnliche Waffe ist auch vom Grafen Zawisza in der Mammuthhöhle von Krakau gefunden worden, die zugleich viele und schöne Schmucksachen aus Elfenbein geliefert hat. Ich lege hier drei Photographien der letzten Funde Zawisza's vor, es ist eine Mammuthrippe mit Einschnitten, die an einem Ende schräg zugeschliffen ist, und das Stück eines Stosszahnes, das an einem Ende Schlagflächen wie ein Feuersteinkern zeigt, die aber, wie mir scheint, natürliche Bruchflächen sein können. Zawisza gibt eine gute Erklärung dafür, dass die in der Höhle von Krakau gefundenen unbearbeiteten Zähne und Knochen sich verwittert zeigten, während die Anhängsel aus Elfenbein sich gut erhalten hatten. Es ist das Fett, welches bei Berührung dieser Sachen mit der menschlichen Hand oder einem andern Körpertheile in dieselben eindringt und, weil es sie vor Luft und Feuchtigkeit schützt, ihre gute Erhaltung veranlasst. Mir ist das glatte Aussehen von Pfriemen, Nadeln und anderen Dingen prähistorischer Zeit aus Knochen und Elfenbein oft aufgefallen und Manches hat man deshalb für gefälscht gehalten, während sich diese Erscheinung doch so einfach erklären lässt.

Aus der Beobachtung, die ich vor beinahe 20 Jahren bekannt gemacht habe*), dass man die Blutscheibchen in fossilen Mammuthknochen für das Mikroskop noch sichtbar machen kann, lässt sich nicht etwa ein Schluss auf deren noch junges Alter ziehen, denn wenn einmal diese Zellen durch Aufnahme mineralischer Substanzen versteinert sind, so können sie ebensogut 20.000 Jahre ausdauern, als 2000 Jahre. Ich würde diese Bluttheilchen unter dem Mikroskop hier vorgezeigt haben, wenn mir ein für diese Beobachtung taugliches Instrument zu Gebote gestanden hätte. Das Auffallende dieser Erscheinung fällt weg, wenn man erwägt, dass die feinste organische Structur auch an andern noch älteren Körpern, z. B. an den Steinkohlen sich erhalten hat und dass die Grösse oder Kleinheit eines Gegenstandes für den Vorgang der Versteinerung ganz gleichgiltig ist. Ehe das Blut die mineralischen Substanzen aufnimmt, muss es zu jener harten, harzähnlichen Masse getrocknet sein, die es vor der gewöhnlichen Fäulniss schützt. Mehr würde für ein nicht sehr hohes Alter der Mammuthzeit die Beschaffenheit einer vegetabilischen Substanz sprechen, die ein getrockneter alter Torf zu sein scheint, über der man bei Hamm in Westphalen Mammuthzähne gefunden hat, wenn nur über den Fund selbst hinreichend sichere Angaben gemacht wären. Man erkennt in der Substanz die Blättchen eines Mooses, in denen sich die Farbe des Chlorophylls erhalten hat.

Reste des Mammuth werden unter Umständen gefunden, die darauf schliessen lassen, dass es schon ein Zeuge der sogenannten Eiszeit war. Hierher gehören die Funde in dem Diluvialgerölle und den ältesten Ablagerungen unserer Flüsse. In welche Zeit soll man den Anfang und das Ende dieser Glacialperiode hinaufrücken? Eine kosmische Erklärung für den Eintritt dieser Periode wird darin gefunden, dass in Folge des Zurückweichens der Tag- und Nachtgleichen, welches einen Umlauf von 21.500 Jahren macht, einmal die nördliche und einmal die südliche Halbkugel der Erde eine grössere Erwärmung erfährt, während die andere dann mehr erkaltet. Hieraus berechnet sich die letzte höchste Kälte um das Jahr 9502 vor Chr., die letzte höchste Wärme um 1248 nach Chr. Mit diesem Zeitpunkte hat man die Nachrichten eines milderen Klimas von Grönland im 13. Jahrhundert in Verbindung bringen wollen. Dass eine kleine Herabsetzung der mittleren Jahrestemperatur schon hinreichen würde, um eine bedeutend grössere Ausdehnung der Gletscher hervorzubringen, ist auch gezeigt worden. Die Astronomen selbst haben auf die Mängel dieser Erklärung hingewiesen. Es steht uns noch eine den Erdverhältnissen selbst entnommene zu Gebote, deren wirksame Kräfte vielleicht mit den kosmischen Ursachen vereint thätig waren. Eine andere Vertheilung von Land und Meer, der Zusammenhang Englands mit dem Continent und in Folge dessen das Fehlen des Golfstromes an den Küsten des nördlichen Europa, die Vereinigung des Eismeeres mit der Ostsee durch den Ladoga- und Onegasee, das Fehlen der Sahara reichten hin, die Temperatur Europas erheblich herabzusetzen. Auch die Bildung der grossen Tiefländer in Nordeuropa und Asien, die eine Arbeit der Ströme sind, machte das Klima kälter, als es zur Zeit des tertiären Meeres war. Auch die Arbeit der Flüsse hat man zu einer Berechnung der Perioden der Vorzeit benutzt. Als eine der zuverlässigsten Rechnungen gilt die, welche Morlot am Schuttkegel der Tinière angestellt hatte. Aus der Mächtigkeit der Ablage-

*) Sitzungsbericht der niederrh. Gesellsch. v. 5. Aug. 1863.

rungen des Flusses ergab sich, wenn man die historische Zeit zum Massstab nahm, für die nach den eingeschlossenen Funden bestimmten Perioden, dass seit der Römerzeit 1800 Jahre, seit der Bronzezeit 3—4000, seit der Steinzeit 4—7000, seit dem Mammuth 9—10.000 Jahre verflossen waren. Diese und alle ähnlichen Rechnungen leiden an einem Fehler der Berechnung, indem man das Mass der heutigen Anschwemmungen unserer Flüsse auf frühere Perioden anwendet. Es ist aber in allen genauer untersuchten Flussthälern dargethan, dass sie in der Vorzeit eine grössere Wassermenge führten, dies gilt namentlich für die Zeit der diluvialen Fluthen. Es müssen damals in viel kürzerer Zeit sich mächtige Anschwemmungen gebildet haben, als dies heute möglich ist. Die Zeit, in der sie sich bildeten, liegt uns also näher, als man findet, wenn dieser Umstand ausser Rechnung bleibt. Immerhin ist es bemerkenswerth, dass die aus kosmischen Ursachen berechnete Vergangenheit so nahe mit der aus den Flussanschwemmungen berechneten zusammentrifft. Das Mammuth wird seine grösste Verbreitung erst nach der Höhe der Eiszeit gehabt haben, als die seiner Ernährung dienenden Triften und Wälder sich weiter ausgedehnt hatten. Wenn es diese 8—6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung gehabt hat, so mögen die letzten Mammuthe noch einige Jahrtausende später gelebt haben. Es ist jedenfalls wahrscheinlicher, dass das Mammuth in dem Zeitraum von 10.000 bis 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung gelebt hat, als dass man für die Zeit seines Verschwindens in Europa bis heute nach einer ganz willkürlichen, ich möchte sagen mythischen Schätzung einige Hunderttausende von Jahren in Anspruch nimmt. (Beifall.)

Freiherr von **Dücker**:

Die Schätzung der Zeit, welche Schaaffhausen vorgenommen hat, und aus der sich ergeben würde, dass das Mammuth vor 4000 Jahren in Europa noch gelebt habe, ist eine viel zu geringe. Er hat übersehen, dass zwischen der Zeit des Mammuth und Rhinoceros und der späteren Zeit die Rennthier-Periode liegt. Wir müssen also seit dem Verschwinden des Mammuth mindestens 100.000 Jahre rechnen.

Prof. **Ohlenschlager**:

Gestatten Sie mir einige Worte über die prähistorische Karte von Baiern zu sagen, von welcher die ersten 2 Lieferungen in 6 Blättern hier vorliegen; dieselben umfassen den ganzen Südwesten des bairischen Landes und bilden nahezu die Hälfte des ganzen Werkes, welches auf 15 Blätter berechnet ist. Es sollen hier nur einige Punkte herausgehoben werden, worin sich diese Karte in der Anlage und Bezeichnung von ähnlichen Arbeiten unterscheidet, zugleich mit Angabe der Gründe, welche mich bewogen, von dieser üblichen oder vorgeschlagenen Darstellungsweise abzugehen. Es betrifft namentlich die Gestalt der Zeichen und die gewählten Farben. In richtiger Würdigung des Einflusses, welchen die Bodenbeschaffenheit auf die Besiedelung eines Landes hat, war von der Münchener Anthropologischen Gesellschaft eine Karte mit möglichst guter Terrainzeichnung als Grundlage der Funddarstellung gewählt worden, nämlich die Karte von Südwestdeutschland des k. bair. Generalstabs im Massstab 1 : 250.000. Die Wahl der Grundlage aber war von grösstem Einflusse auf die Wahl der Zeichen. Auf unseren in Folge der Bodendarstellung im Druck sehr dunkel erscheinenden Karten wollten nämlich die durch einfache, farbige Linien hergestellten Zeichen sich nicht herausheben und es erschien nöthig, dazu eine kleine färbige Fläche zu verwenden. Dadurch wurde nun wieder die Anwendung solcher Zeichen geboten, welche nicht nach aussen offen waren, wie z. B. ein Kreuz, sondern in deren geschlossene Umfangslinie man eine farbige Fläche einzeichnen konnte. Nach zahlreichen Versuchen kam ich dahin, nicht die ganze Zeichenfläche mit Farbe zu füllen, sondern zwischen Randlinie und Kern einen kleinen weissen Zwischenraum zu lassen, wodurch sich das Bild deutlich vom Grunde abhob, ohne aufdringlich zu erscheinen; damit wurde der weitere Vortheil gewonnen, dass man an einem Zeichen zwei Farben anwenden konnte und schon mit zwei Druckplatten 4, mit dreien schon neunerlei Farben darzustellen vermochte. Auf diese Weise war es auch möglich, die grüne Farbe, die sich Nachts nicht gut von blau unterscheiden lässt, durch die Vereinigung von gelbem Kern mit blauem Rand zu ersetzen.

In welcher Weise die aus dieser Darstellung entspringenden Vortheile ausgenützt wurden, werden Sie am besten durch Anschauung der Karte ersehen.

Ausdrücklich muss ich auch noch hervorheben, dass auf derselben die verschiedenen Farben nicht ein bestimmtes Zeitalter bezeichnen, sondern dass Blau z. B. bedeutet, dass der Fund aus Eisengeräthen, Waffen etc. bestand, Gelb deutet den Bronzefund an, Gelb und Blau das gleichzeitige Vorkommen beider Metalle.

Es war dies um so nöthiger, da eine grosse Anzahl von Stellen bezeichnet werden musste, deren Funde nur aus Beschreibungen, nicht aus eigener Anschauung bekannt waren, und dann weil bei Darstellung nach Zeitaltern in Ermangelung bestimmter Jahreszahlen die ganze Karte nur das Ergebniss subjectiver Schätzung, nicht einen objectiven Thatbestand vor Augen geführt hätte. Im letzten Falle wäre noch mehr wie jetzt der Benützer der Karte auf die Fundberichte angewiesen worden, ohne welchen auch nicht ein Zeichen einer Karte als Stütze einer Ansicht benützt werden kann. Denn alle derartigen Karten sind nur Register, freilich die anschaulichsten zu der unentbehrlichen Sammlung sämmtlicher Fundberichte eines Landes, die der Kartenarbeit nothwendigerweise vorausgehen muss, und deren gesammelte Herausgabe die einzelnen Gesellschaften sich sehr sollten angelegen sein lassen.

Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht etwas zu lang mich bei diesen Aeusserlichkeiten der Kartendarstellung aufgehalten habe. Allein die Aehnlichkeit der Bodenbeschaffenheit des österreichischen Landes mit dem benachbarten bairischen liess mich glauben, dass es Ihnen nicht überflüssig erscheinen möchte, wenn ich auf die Kartirungsweise Baierns besonders aufmerksam mache und so durch die meinerseits gemachten Erfahrungen Ihnen manchen zeitraubenden Versuch ersparen könnte, anderseits durch Ihre gütige Beurtheilung und Belehrung unterstützt, am eigenen Werke die nöthigen Verbesserungen anzubringen im Stande bin.

Ueber die Art, wie das Material gesammelt und zur Karte verarbeitet wurde, mich hier zu verbreiten, verbietet die Kürze der Zeit, auch gibt die Einleitung und der knappe Text, welcher den Karten beigegeben ist, hierüber die nöthigen Andeutungen und ich selbst bin jederzeit bereit, auf Anfrage darüber jeden gewünschten Aufschluss zu ertheilen.

Vorsitzender Graf **Wurmbrand**:

Wir sind nun mit den Vorträgen zu Ende und haben nur noch das Gutachten der ärztlichen Commission über den streitigen Unterkiefer zu vernehmen. Eine Discussion sollte sich nicht mehr daran knüpfen. Herr Dr. Bartels wird den Bericht erstatten.

Dr. **Bartels**:

Die verehrte Gesellschaft hat heute Vormittag den Beschluss gefasst, dass die anwesenden Aerzte zu einer Commission zusammentreten sollten, um das Unterkieferstück aus der Šípkahöhle einer näheren Prüfung zu unterziehen. Die Commission ist zusammengetreten und ich habe die Ehre, das Resultat dieser Sitzung Ihnen hiemit vorzutragen. Zuerst wurde an Herrn Professor Schaaffhausen die Bitte gestellt, noch einmal genau zu erklären, was an dem Präparate ursprünglich und was davon ergänzt worden sei. Diese Auskunft wurde gegeben und jeder der anwesenden Herren hat Gelegenheit gehabt, das Präparat genau zu besichtigen. Die Commission erkannte an, dass die Alveole des rechten Eckzahnes von grosser Kleinheit ist und dass die Zahnhöhle des benachbarten Schneidezahnes sie an Grösse übertrifft, dass aber die Zähne in ihren Dimensionen diejenigen von Kindern in dem angenommenen Alter um ein Beträchtliches überragen und dass sich erst bei den Erwachsenen ähnliche Grössenverhältnisse vorfinden.

Ferner konnte die Commission das Bestehen pithekoider, affenähnlicher Merkmale nicht anerkennen. Dieselben bestanden bekanntlich in einem Zurückweichen des Kinnes. Wenn man die Kauflächen der Zähne in eine horizontale Stellung bringt, so liegt das Kinn nach der Meinung aller Commissionsmitglieder in einer verticalen Richtung, während nach der Meinung des Herrn Schaaffhausen dasselbe um 4 mm. von der Verticalen zurückweicht.

Herr Geheimrath Virchow entfernte etwas von dem Gypse, mit welchem der linke äussere Schneidezahn befestigt war, und legte dessen Wurzel bloss. Dabei zeigte sich, dass diese Wurzel von einer ausserordentlichen Dicke und unten abgerundet ist, wie es normalen Verhältnissen nicht entspricht.

Endlich schloss sich die Commission dem Antrage des Herrn Prof. Schaaffhausen an, dass das fragliche Stück Herrn Virchow zu fernerer genauer Prüfung übergeben werde.

Vorsitzender Graf **Wurmbrand**:

Ich habe Ihnen, meine Herren, eine Einladung vorzulegen zu dem Besuche des Congresses der Amerikaforscher in Madrid.

Ich habe Ihnen ferner die Mittheilung zu machen, dass Dr. Schliemann durch den Herrn Geheimrath Virchow sein Werk über Orchomenos der Anthropologischen Gesellschaft hat übergeben lassen. Ich spreche Namens der Gesellschaft dem berühmten Forscher den Dank für dieses Geschenk aus.

Nach völliger Erledigung unserer Tagesordnung drücke ich der geehrten Versammlung, namentlich

auch den Damen den Dank aus für die Ausdauer, mit der sie an unseren Verhandlungen Theil genommen haben und erkläre die Versammlung für geschlossen.

Schluss der Sitzung halb 6 Uhr.

Protokoll der Sitzung der anatomischen Commission.

Salzburg, 13. August 1881. Nachmittags fand in den Räumen der anatomischen Sammlung eine Sitzung der ärztlichen Commission zur Prüfung des von Herrn Professor Carl J. Maška (Neutitschein) in der Šipkahöhle bei Stramberg in Mähren in Gemeinschaft mit Knochen des Höhlenbären gefundenen Bruchstückes eines menschlichen Unterkiefers statt. Anwesend bis zum Schluss der Sitzung waren die Herren Aberle (Salzburg), Max Bartels (Berlin), Lewin (Berlin), Luschan (Wien), Mühlreiter (Salzburg), Johannes Ranke (München), Schaaffhausen (Bonn), Schmidt (Essen), Tappeiner (Meran), Vater (Spandau), Rudolph Virchow (Berlin), Hans Virchow (Würzburg). Herr Aberle hatte mehrere menschliche und einen Affenunterkiefer (vom *Inuus*) zum Vergleiche vorgelegt. Jedem Mitgliede der Commission war die Gelegenheit gegeben, das fragliche Präparat in die Hand zu nehmen und genau zu untersuchen. Die Commission erbittet von Herrn Schaaffhausen Auskunft darüber, was an dem Fragmente sich an seiner ursprünglichen Stelle befindet und was daran künstlich befestigt, respective ergänzt sei. Dies geschieht. Herr M. Bartels beantragt, der grösseren Deutlichkeit wegen dieses zu Protokoll zu geben. Darauf macht Herr R. Virchow unter der Zustimmung und Controle des Herrn Schaaffhausen von dem Präparate folgende Beschreibung:

„Das vorliegende Präparat ist ein Unterkiefer-Fragment, welches den unteren Theil der Mitte des Unterkiefers und ein 20 mm. langes Stück des rechten Unterkieferrandes daneben begreift. Daneben geht nach gerade aufwärts eine Zunge, welche sich gegen den Zwischenraum der beiden rechten Incisivi bis zum Alveolarrande erstreckt. An der hinteren Seite ist diese Zunge etwas breiter und bildet den Alveolarrand hinter dem lateralen Schneidezahn und weiterhin, wo der obere Rand etwas ausgebrochen ist, eine Decke, die sich bis zum zweiten Prämolaris erstreckt. Künstlich ist der mittlere, linke Schneidezahn. Dann ist nach der Angabe von Herrn Schaaffhausen ein Gypsstück vorhanden, welches die noch vorhanden gewesenen Alveolen des linken lateralen und rechten medianen Schneidezahnes umschliessen soll. Ferner sind der rechte Eckzahn und der erste Prämolaris in ihrer ursprünglichen Stellung, dagegen ist der zweite Prämolaris dahin eingeleimt, wo er hinzugehören schien"; (Herr Schaaffhausen wünscht hierzu die Aenderung: „wo er zweifellos hingehörte").

Herr R. Virchow nimmt darauf an dem Präparate einige Maasse und vermisst dieselben Stellen an einigen Unterkiefern der Salzburger Sammlung. Hieraus resultirt die folgende Tabelle:

Nummer der Maasse	Stelle der Maasse	I. Kieferfragment aus der Šipkahöhle	II. Kiefer von Salzburg Nr. 536 A Knabe 10 Jahre alt	III. Kiefer von Salzburg Nr. 537 A Knabe 12 Jahre alt, ohne Weisheitszähne	IV. Kiefer von Salzburg Nr. 509 A Jugendlicher Unterkiefer, Alter unbekannt (18—20 Jahre), rechts mit, links ohne Weisheitszahn, Schneidezähne ein wenig abgeschliffen	V. Kiefer von Salzburg Nr. 617 A Erwachsener Unterkiefer
		m/m	m/m	m/m	m/m	m/m
1	Obere Curve der vier Incisivi an der Schneide	25	22	22	21	19
2	Untere Schmelzgrenze	23	19	18	18	17
3	Gesammthöhe des Präparates	39 (nahezu)	30	32	35	39
4	Höhe bis zum Alveolarrande	29	23	23	27	29
5	Dicke unten am Kinn genau in der Mitte	11	9	7	10	5
6	Dicke 0·5 Cm. von der Mitte	12	6	6	8	4
7	Grösste Breite des lateralen Incisivus an der Wurzel	7	—	—	—	6

Die normalen Salzburger Unterkiefer ergeben also in ihren Maassen gegen das Kieferfragment der Šipkahöhle die in nachstehender Tabelle ersichtlichen Differenzen:

Nummer der Maasse	Stelle der Maasse	II. Nr. 536 A. 10 Jahre. Differenz:	III. Nr. 537 A. 12 Jahre. Differenz:	IV. Nr. 509 A. 18—20 Jahre. Differenz:	V. Nr. 617 A. Erwachsen. Differenz:
		‰	‰	‰	‰
1	Obere Curve der vier Incisivi an der Schneide . . .	— 3	— 3	— 4	— 6
2	Untere Schmelzgrenze	— 4	— 5	— 5	— 6
3	Gesammthöhe des Präparates	— 9	— 7	— 4	0
4	Höhe bis zum Alveolarrande	— 6	— 6	— 5	0
5	Dicke unten am Kinn genau in der Mitte	— 2	— 4	— 1	— 6
6	Dicke 0·5 Cm. von der Mitte	- 6	— 6	— 4	— 8

Herr R. Virchow erklärt, dass wenn man die Incisivi allein betrachtet, Niemand zweifeln würde, dass sie einem Erwachsenen angehören. Auch die Abschleifung, welche nicht die Pulpa, wie er irrthümlich in der Vormittagssitzung gesagt habe, sondern das Dentin freigelegt hat, entspreche demjenigen, was man beim Erwachsenen sieht.

Herr Schaaffhausen gibt dies zu. Aber die Grösse der Prämolares und die untere Breite des Kinnes seien etwas, was man sonst nicht findet, höchstens bei dem Kiefer von la Naulette.

Herr R. Virchow macht auf die absonderliche Zusammenschiebung der Prämolares aufmerksam.

Herr J. Ranke hält dieses für das Wichtigste, dass man sieht, dass kein Raum da ist.

Herr Schaaffhausen sagt, dass oben noch die Alveole des eben ausgefallenen Milchzahnes vorhanden ist und dass der Zahn sich natürlich noch Platz schaffen würde. Er behauptet ferner ein Fehlen des Kinnes, das sonst beim Menschen nicht vorkäme. Die Senkrechte fiele 4 Mm. vor das Kinn.

Herr R. Virchow erkennt das Fehlen des Kinnes nicht an.

Herr J. Ranke betont, dass die Zähne eingegypst sind und dass eine Kleinigkeit des Ausgebrochenseins hinreiche, um eine Verstellung des Zahnes zu bewirken.

Herr Schaaffhausen sagt, dass die Zähne an ihrem normalen Platze eingegypst wären.

Herr Schmidt bemerkt, dass die linken Alveolen an das Hauptstück angesetzt sind. Eine leichte Winkelstellung dieser beiden Stücke beim Zusammenfügen vermag schon andere Verhältnisse zu erzeugen.

Herr Schaaffhausen sagt, dass die Zähne Bögen bilden, die sich sonst nicht finden.

Herr R. Virchow findet, dass das Aussehen der Zähne ihre Zusammengehörigkeit wahrscheinlich macht und gibt zu, dass sich über dem Eckzahn eine Milchzahn-Alveole befindet. (Die Commission erkennt dieses ebenfalls an.) Herr Schaaffhausen habe selbst anerkannt, dass die Dimensionen der Zähne diejenigen beim Erwachsenen noch übertreffen und dass (wie ja die oben mitgetheilten Tabellen ergeben) in Bezug auf den Kiefer keins der Kinder, sondern erst ein Erwachsener die Verhältnisse überragt.

Die Commission erklärt sich auf Herrn R. Virchow's Anfrage für die Existenz eines Kinnes.

Es war dann noch die Frage zu entscheiden, ob das Kinn zurückweicht

Herr Vater constatirt, dass wenn man die Abnutzungsfläche der Zähne als die massgebende Horizontale betrachtet, das Kinn gerade in der Senkrechten liegt. Die Commission überzeugt sich hiervon und erklärt dementsprechend, dass zwar kein Hervorragen des Kinnes, aber auch kein Zurückweichen desselben bestehe.

Herr J. Ranke erklärt, dass wir keine Garantie dafür besitzen, dass ein richtiges Einsetzen der Schneidezähne stattgefunden hat.

Herr Schaaffhausen stellt den Antrag, dass Herrn Virchow, vorbehaltlich der Genehmigung des Eigenthümers*), das Präparat zu ruhiger und genauer Untersuchung mit nach Hause gegeben werden soll. Die Commission acceptirt diesen Antrag, schliesst sich jedoch der Ansicht des Herrn R. Virchow an,

*) Diese Genehmigung wurde ertheilt.

dass pithekoide Merkmale nicht vorliegen, in specie kein pithekoides Kinn.

Herr R. Virchow sprengte die Gypsmasse, welche den linken lateralen Schneidezahn an dem Präparate befestigte und seine Wurzel umhüllte, vorsichtig ab, so dass die Wurzel frei zu Tage kam. Die Commission constatirte bei dieser Gelegenheit, dass die Form dieser Wurzel durchaus nicht den normalen Verhältnissen entsprach, sondern dick und plump ist und unten eine breite Abrundung besitzt.

Prof. **Schaaffhausen** ersucht die Redaction um Veröffentlichung folgender Note:

Herr von Luschan nahm seine Missbilligung der Restauration des Kieferstückes mit den Worten zurück, dass, wenn er gewusst hätte, dass sie von mir herrühre, er sie nicht in der geschehenen Weise ausgesprochen haben würde. Ich glaube, dass, wenn sie sachlich begründet war, die Rücksicht auf meine Person daran nichts ändern durfte. Virchow nahm mir gegenüber in der Sitzung seine Aeusserung, die Zähne seien bis zur Pulpa abgenutzt, zurück, und erkannte an, dass nur das Dentin blossgelegt sei. Die Commissions-Sitzung sollte um 3 Uhr stattfinden, die Nachmittags-Sitzung, zu der ich einen Vortrag angemeldet hatte, um 4 Uhr. Die Commissionsmitglieder fanden sich rechtzeitig ein. Virchow, der das Local verfehlt hatte, kam erst 10 Minuten vor 5 Uhr. In der Zwischenzeit war man darüber schlüssig geworden, dass vor dem Eintreffen Virchow's eine Verhandlung nicht stattfinden soll. Zuerst wurden wieder Zweifel laut, ob es sich mit der Restauration auch so verhalte, wie ich angegeben, einer der Herren kratzte an dem Knochen und, da er wie jeder mürbe Knochen im Innern weiss ist, behauptete er, ich hätte auch den unteren Theil des Kiefers in Gyps nachgebildet! Virchow zweifelte anfänglich, ob denn die Zähne, die zum Theil lose gewesen seien, auch alle zu diesem Kieferstück gehörten, ob die von mir befestigten Zähne, zumal die nicht durchbrochenen Prämolaren, denn nicht willkürlich angeklebt seien. Ich konnte versichern, dass sich immer eine Alveolenwand gefunden, an die die Zähne genau gepasst hätten, und dass die verschiedene Länge der Röhren, aus der die Wurzeln sich bilden, genau der Stelle im Kiefer entspräche, wo die Zähne sitzen. Virchow glaubte zu erkennen, dass der Alveolarbogen des Fundstückes weniger lang sei, als der eines normalen Kiefers, wogegen ich erinnerte, dass derselbe, wie die noch vorhandene Alveole des Milchzahns beweise, seine Grössenentwicklung noch nicht beendet habe und erst mit dem Durchbruch der Zähne seine definitive Grösse erreicht haben würde. Virchow suchte den äusseren Schneidezahn freizulegen und brach ihn in zwei Stücke. Ein leises Abschaben des Gypses würde hingereicht haben, ihn für die Zwecke der Messung zugänglich zu machen. Ich bedauerte den Unfall, weil ich selbst mit der grössten Sorgfalt auf die Erhaltung der damals sehr mürben Bruchstücke bedacht gewesen war, die erst durch Leimlösung fester gemacht waren. Das Vergleichsmaterial für die Untersuchung war so dürftig als möglich. Es lagen nur einige Unterkiefer von Erwachsenen vor und der eines 6jährigen Kindes. Ein Anthropoidenschädel war in Salzburg nicht vorhanden, auch nicht der Abguss eines fossilen menschlichen Unterkiefers. Ein niederer Affenschädel, wenn ich nicht irre, der eines Inuus, war nicht geeignet, die pithekoiden Eigenschaften jenes Höhlenkiefers hervortreten zu lassen. Als es 5 Uhr geworden war und Virchow seine vergleichende Messung noch nicht beendet hatte, bat ich die Commission, mein Weggehen zu entschuldigen, weil ich noch einen angekündigten Vortrag in der Versammlung zu halten hatte. Ich stellte, als den Zwecken der Commission wohl am besten entsprechend, den Antrag, das Kieferstück Virchow zu übergeben, damit er es mit Muse untersuchen und begutachten könne. Nachdem ich mich entfernt, scheint eine Verhandlung darüber stattgefunden zu haben, ob der Kiefer für pithekoid zu erklären sei, was nach dem Berichte des Herrn Bartels die Commission verneinte.

Anmerkungen

zu dem Vortrage des Herrn Dr. Tischler.

[1]) (Zu Seite 50.) Obiger Vortrag ist nachträglich leicht umgearbeitet worden; einige Punkte sind mehr präcisirt worden. Ferner sind anmerkungsweise eine Reihe von Citaten beigefügt, hauptsächlich um die erwähnten Thatsachen anschaulicher zu machen. Es ist auf bekannte Abbildungen, wie Woorsaae: Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn 1859, Montelius: Antiquitées Suédoises, hingewiesen, besonders aber auf 3 Suiten vorzüglicher Photographien; a) Photogr. Album der Prähist. Ausstellung zu Berlin 1880; b) Photographien aus dem Nationalmuseum zu Budapest von Kloesz; c) Gross: Deux stations lacustres, Morrigen et Auvernier. 12 planches photographiques. Neuveville 1878.

Photographien in so vorzüglicher Ausführung wie diese 3 Werke bieten anderweitigen Abbildungen gegenüber — die sie allerdings immer nicht ersetzen können — den Vortheil, dass man mit der Loupe an ihnen viele von den Beobachtungen machen kann, zu denen sonst das Studium der Originale vonnöthen ist.

[2]) (Zu Seite 50.) Archiv für Anthropologie X, p. 39.

[3]) („ „ 50.) Archiv für Anthropologie X, p. 44.

[4]) („ „ 50.) Wie Montelius: Ant. Suéd. 111.

[5]) („ „ 51.) Cf. Montelius: Ant. Suéd. 111—116, 121, 123, 185—192, 231, 232, 246—258; Worsaae: Nordiske Oldsager 168—175 u. a. m.

[6]) (Zu Seite 51.) Sehr deutlich tritt dies und die folgenden Ausführungen hervor, wenn man die Photographien der Hängegefässe, Berliner Album, II. Tfl., 18 und III., 14, mit der Loupe betrachtet, ganz besonders aber bei den Messern 16—19 bei Gross, Tafel II. Hier kann man in den langen Linien, besonders aber in den kleinen Halbkreisen jeden einzelnen Hieb noch auf der Photographie erkennen.

[7]) (Zu Seite 51.) Wie Worsaae: Nord. Olds., Fig. 171, 173, 174. Montelius: Ant. Suéd. 192.

[8]) (Zu Seite 51.) Cf. Tischler: Ostpreussische Gräberfelder in Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, 19, p. 186, 187; Tfl. III, Fig. 8, 10, 24; IV, 5; Tfl. V, 5. Montelius: Ant. Suéd. 344—348, 350 u. a. m. Berliner Album, I, auf den Tafeln 7—12 vielfach zu erkennen.

[9]) (Zu Seite 52.) Tischler: Gräberfelder, p. 200, Fibel 19, Tfl. III, 10.

[10]) (Zu Seite 52.) Für solche Punzen halte ich die Bronzemeissel auf den Photographien von Gross, Tafel IV, 30—31 (Auvernier).

[11]) (Zu Seite 52.) Verhandlungen des Congresses der Deutschen anthr. Ges. zu Regensburg 1881 im Correspond.-Bl. d. D. A. G. 1881, p. 129.

[12]) (Zu Seite 52.) Berliner Album, II, 15, 16. Bei dem Gefäss II, 16 sieht man deutlich, wie die Kreise in dem weichen Thone tief, aber nicht immer exact gezogen waren, so dass die Enden sich nicht immer treffen. Die Ringe sind viel steiler als bei den getriebenen Kreisen.

[13]) (Zu Seite 52.) In der Form entfernt ähnlich, Worsaae: Nord. Olds. 197 ibid. 196 ein Celt mit gegossenen Kreisen.

[14]) (Zu Seite 52.) Diese Streifung ist bei dem Schwerte, Berliner Alb., VI, 22, links, gut zu erkennen.

[15]) (Zu Seite 53.) Bei dem gehämmerten Bronzegefäss von Rossin (Pommern), Berliner Album, III, 17, tritt dies sehr scharf hervor.

[16]) (Zu Seite 53.) Von diesen höchst charakteristischen Ringen bringt das Berliner Album, VI. Tfl., 6, leider nur solche, bei denen die Kreise sehr undeutlich sind. Ein Paar ist abgebildet Aarböger f. nord. Oldk. (Kopenhagen) 1876, p. 278 (in Sophus Müller: Bronsaldernes Perioder).

[17]) (Zu Seite 53.) Berliner Album, II. Tfl., 13.

[18]) („ „ 53.) Montelius: Ant. Suéd., Fig. 320.

[19]) („ „ 53.) Auf der halbmondförmigen Fibel von Mahlstetten, Berliner Alb., VII, 18.

[20]) (Zu Seite 53.) Aarb. f. nord. Oldk., Kopenhagen 1866, p. 219, aus einem Grabhügel bei Pederstrup auf Seeland.

[21]) (Zu Seite 53.) Ein sehr ähnliches, nur durchbrochenes Messer mit Tremolirstich verziert, aus der Côte d'or: Bulletin de la Soc. des sciences etc. de Semur 1871, Tfl. I, 6.

[22]) (Zu Seite 53.) Tischler: Gräberfelder, p. 186, Tfl. IV, 7; Montelius: Ant. Suéd., Fig. 234.

[23]) (Zu Seite 53.) Dahin gehören die prachtvollen Gürtelbleche der süddeutschen und westfranzösischen Grabhügel, wie Berl. Alb., VII. Tfl., 9.

[24]) (Zu Seite 53.) Montelius: Ant. Suéd., Fig. 249, 253.

[25]) (Zu Seite 54.) Berliner Alb., IV, 1. Die Gräber von Kazmierz (Pr. Posen) enthalten Bronzeschwerter neben Eisengeräthen von Hallstätter Typus.

[26]) (Zu Seite 54.) Abgebildet in Müllner: Emona (Laibach 1879), Tfl. VII, Fig. 8. Ebenso hat das sehr einfache Schwert in Photogr. des Pester Nationalmus., Tfl. XII, Nr. 2, geschlagene Furchen. Ebenso scheinen bei dem Schwert von Rathenow (Pr. Brandenburg), Berliner Album, III, 10, an einigen Stellen die Schläge unverkennbar.

[27]) (Zu Seite 54.) Undset: Études sur l'age de Bronze de la Hongrie, p. 119 Anm. Abbildungen ibid. Tfl. XIV, 1, 3. Auf Tfl. XII der Pester Photogr. kann man bei den Schwertern 21—23 mit der Loupe sehen, dass die Linien gezogen sind.

[28]) (Zu Seite 54.) Archaeologiai Értesitö (Budapest) XIV (1880), Tfl. 29—31. Das mit Eisennieten, Tfl. 30, Fig. 6.

Excursionen.

Der Berichterstatter hält sich verpflichtet, kurz auch dessen noch zu gedenken, was ausser den wissenschaftlichen Verhandlungen noch die Aufmerksamkeit der Theilnehmer in Anspruch nahm.

Es ist selbstverständlich, dass sich die fremden Gäste in den freien Stunden auf Salzburgs schönen Plätzen und in seinen Gärten zerstreuten, insgesammt aber den Mönchsberg und Kapuzinerberg bestiegen, um seine prachtvollen Ausblicke zu geniessen.

Eines sehr zahlreichen Besuches erfreute sich das städtische Museum, über dessen für die kleine Stadt bedeutenden Reichthum an Alterthümern, dessen nunmehr stetig wachsende prähistorische Sammlung, dessen zweckentsprechende Anordnung insbesondere der allseitige, unbeschränkte Beifall ausgesprochen wurde. Salzburg mag stolz sein auf diesen Schatz, um den es grössere Städte beneiden könnten; mit dem Besitze desselben hat aber Salzburg auch die Pflicht für seine Pflege und Vermehrung übernommen, möge es insbesondere an den Principien, mit welchen er bisher verwaltet wurde, nichts ändern!

Programmgemäss hatte sich an die Verhandlungen eine zweitägige Excursion anzuschliessen, deren Ziel die schon in der jüngeren Steinzeit eröffneten Kupfergruben auf dem Mitterberg bei Mühlbach und die wahrscheinlich nicht jüngeren, jedenfalls aber schon lange vor Ankunft der Römer ausgebeuteten Salzlagerstätten auf dem Dürnberg bei Hallein sein sollte. Allein am zweiten Tage der Versammlung trübte sich der Himmel unter allen bösen Anzeichen für die nächsten Tage, und noch am Abend desselben fiel der dichteste Gebirgsregen in Strömen nieder und machte das vorbereitete Gartenfest, welches uns in den reizenden Gartenanlagen in der Umgebung des Cursalons einen genussvollen Abend in sichere Aussicht gestellt hatte, unmöglich.

Ebenso trostlos war der folgende Morgen, dennoch schreckte die Ungunst des Wetters nur Wenige, und eine stattliche Schaar von Theilnehmern fand sich im Bahnhofe zusammen, um die Fahrt zu den bezeichneten Stätten anzutreten. Und als wollte Jupiter wirklich den Anthropologen sein Wohlwollen bezeugen, lichteten sich über der weiten baierischen Ebene die Wolken, allmälig trat auch die Sonne hervor, und da die Gesellschaft in langer Reihe die gewundene Fahrstrasse auf den Dürnberg hinanschritt, goss sie auf's Neue ihren Glanz in der gewohnten Pracht über die grünen Matten und Wälder des Salzachthales und erfüllte die Herzen mit neuen Hoffnungen.

Nach einer Stunde Weges war das Amtshaus erreicht, wo zunächst der wenige Monate vorher gemachte Grabfund dem Augenschein unterzogen und sodann jene Aenderung am äusseren Menschen vorgenommen wurde, welche ihn erst befähigt, die uralten Stätten menschlicher Thätigkeit zu betreten. Die Enge der Stollen und Schächte macht es nämlich nothwendig, zum Schutze der Kleider das eigens hiezu vorbereitete Grubengewand anzulegen. Jeder Theilnehmer, aber auch jede Theilnehmerin wurde mit einem vollständigen Leinengewand, einem tüchtigen Handschuh, mit der Bergmannskappe und dem unaussprechlichen und doch gerade bei dieser Fahrt so unentbehrlichen Leder versehen, so dass nach der vorgenommenen Metamorphose die auf den Ruf des Führers der Einfahrt Harrenden den Kelten, die an dieser Stelle vor mehr als zweitausend Jahren in den Berg einfuhren, vielleicht ähnlicher sahen, als

modernen Menschen, denn die keltischen Bergleute trugen, wie das die Gravirungen auf der Scheide des merkwürdigsten der Hallstätter Schwerter zeigen, nicht nur verbrämte Kappen und Hosen, wie unsere Theilnehmer und Theilnehmerinnen, sondern hatten auch schon jenes unaussprechliche, so überaus nützliche Leder um die Lenden gegürtet.

Es liegt ausser dem Bereiche dieses Berichtes, eine Beschreibung des Halleiner Salzwerkes und der Bergfahrt der Anthropologen zu liefern; es genügt, wenn bemerkt wird, dass diese glücklich von statten ging, dass die endlosen Stollen, die Rutschbahnen, der feenhaft beleuchtete unterirdische See, die Seefahrt, der Ritt auf den Berghunden u. s. w. ihre volle Wirkung machten, dass wir aber auch Dank der liebenswürdigen Zuvorkommenheit unseres Führers, des Herrn Bergverwalters, jene Theile der Salzlagerstätten zu sehen bekamen, welche in der That schon von den Kelten ausgebeutet wurden, wofür die Unzahl der Holzstücke, Leuchtspäne, eines Beilschaftes u. s. w., die, im Salzgestein fest eingeschlossen, von uns mit Händen gegriffen werden konnten, unwiderlegliches Zeugniss abgaben. Ein eigener Raum bewahrt übrigens, einem unterirdischen Museum vergleichbar, noch eine weitere Anzahl von Fundstücken allerlei Art aus jener frühen Zeit.

So durchaus befriedigend die Fahrt in die Tiefe des Berges und damit in die Tiefe der Zeiten zurück zu unseren Urvätern, Kelten genannt, gewesen, so betrübend war bei unserem Austritte der Anblick der Landschaft, denn der Himmel hatte sich auf's Neue umwölkt und feiner Regen begann herabzurieseln, der auch alsbald dichter und dichter wurde. Trotzdem wurde die Fahrt nach Bischofshofen fortgesetzt und unter strömendem Regen der Weg zu dem eine halbe Stunde entfernten Götschenberge, wo eine versuchsweise Grabung geplant war, angetreten.

Der Götschenberg ist ein tumulusähnlicher Felskopf, der an der Bergseite, wo er in ein sanftes Rasengehänge übergeht, durch einen dreifachen Wall umschlossen ist, während er an der Thalseite in schroffen Wänden und Zacken zum brausenden Mühlbach in der schwindelnden Tiefe abstürzt. Die Gestalt, die exponirte Lage und die auffallend rothe Färbung der Felswände im Gegensatze zum matten Grau des umgebenden Thonschiefers musste frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich lenken und es ist begreiflich, dass ein in mehrfacher Beziehung so ausgezeichneter Punkt als Ort betrachtet worden sein mochte, „wo die Gottheit zu erscheinen pflegt, wo ihr feierliche Gaben dargereicht werden konnten", und deshalb umschloss man denselben mit dem dreifachen unnahbaren Ringwalle*).

In welcher Zeit die Wälle errichtet worden sind, lässt sich heute noch nicht mit voller Sicherheit sagen, da die von dem Orte gewährten Fundgegenstände aus sehr verschiedenen Culturperioden stammen. Zweifellos ist indess, dass sie der prähistorischen Zeit angehören und dass sie nicht als Befestigungswerk zu kriegerischen Zwecken, etwa zum Zwecke der Thalsperre dienten, da sich das Thal von selbst sperrt, indem die brüchigen Felswände durch den häufigen Anschwellungen ausgesetzten wilden Gebirgsbach fortwährend zum Absturze gebracht werden und das Thal mit Trümmern erfüllen.

Die Wälle hatten auch zu dem Glauben verleitet, dass hier einst die alte Götschen-Burg gestanden sei; doch wurden von dem Berichterstatter in Gemeinsamkeit mit Herrn Pirchl die Mauerreste der Burg eine Viertelstunde weiter nördlich auf einem Punkte aufgefunden, der heute noch „Hoch-Götschen" heisst, ähnlich wie andere alte Burgen, z. B. Hoch-Werfen, Hohen-Salzburg, Hohen-Asperg, Hohen-Staufen, Hohen-Twiel, Hohen-Rechberg u. s. w. Gibt einerseits der Name genügende Sicherheit dafür, dass die in Urkunden und Sagen erwähnte Götschen-Burg auf einem anderen Orte gestanden, so zeigten auch die umfassendsten Nachgrabungen unwiderleglich, dass auf unserem umwallten Felshaupte niemals ein Gemäuer gewesen ist, ja es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass seit dem Abzuge der „Heiden" weder die Wälle noch der umschlossene Hügel je mehr von einer menschlichen Hand gestört worden sind, und dass nur Maulwürfe und Regenwürmer in ihnen ihre Arbeit weiterführten, die Formen dabei bestehen liessen, aber die, namentlich auf dem Hügel zurückgebliebenen Gegenstände aller Zeiten in die unterste Schichte der Humusdecke brachten und untereinander mengten.

Die im Angesichte der Theilnehmer ausgeführten Versuchsgrabungen, welchen nur sehr kurze Zeit gewidmet werden konnte und die unter strömendem

*) Besser als durch Worte wird dieses merkwürdige Bauwerk durch das diesem Berichte beigeschlossene Bild versinnlicht und den Besuchern in Erinnerung gebracht. Wir verdanken dasselbe dem Herrn Prof. Richter, welcher uns mit einer, mit künstlerischer Begabung ausgeführten Skizze erfreute, die von Herrn J. Spöttl zur Reproduction benützt wurde.

Regen vorgenommen werden mussten, lieferten nur sehr dürftige Ergebnisse: einzelne Scherben von ungedrehten Gefässen und bodenfremde, aber ungeformte Steine, das war Alles, was die Schaufel an den Tag brachte *)!

Mit dem gemeinsamen Besuche des Götschenberges schloss die zweite Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher.

Das Wetter war womöglich noch schlechter geworden und der Morgen hatte die ersehnte Besserung nicht gebracht; in Folge dessen wandte sich der grössere Theil nach St. Johann zum Besuche der Grossarl- oder Lichtensteinklamm. Der Eindruck, den die geradezu überwältigenden Erscheinungen dieser von Wasserstürzen durchbrausten, dröhnenden Bergschlucht auf die Gemüther übten, vermochte zum Theile wenigstens das auszugleichen, was die Ungunst des Wetters verdorben hatte. Und so schieden unsere Gäste, wie wir Alle hoffen, mit freundlichen Erinnerungen an das schöne Salzburg.

Eine kleine Schaar von Theilnehmern hatte sich entschlossen, dem Wetter Trotz zu bieten, und folgte muthig der Führung unseres Freundes, des Bergverwalters Pirchl, nach Mühlbach und auf den Mitterberg. Sie berichteten voller Befriedigung über den überaus herzlichen Empfang, welcher ihnen zu Theil geworden, aber uns Allen gegolten hat. Triumphbogen, Pöllerschüsse, Ansprachen, ein würziges Mahl auf der Höhe von 5000 Fuss über dem Meere, und ich weiss nicht was noch, war vorbereitet und uns zugedacht; die Funde, welche im Verlauf der Jahre gesammelt worden, waren in einem eigenen Locale vereinigt und aufgestellt und alle Vorbereitungen zur Besichtigung der prähistorischen Kupfergruben über Tag, sowie zur Einfahrt in die Stollen und Schächte des alten Mannes unter Tag getroffen. Pirchl, wenn gleich auf das Schmerzlichste durch den Umstand berührt, dass nicht Alle an dem Theil haben konnten, was er uns Allen freundlichen Herzens vermeint hatte, war unermüdlich in der Führung auf seinem Terrain, welches zur Kenntniss der Culturgeschichte unserer Länder so wichtige Beiträge geliefert hat. Ihm drücke ich im Namen Aller, denen er sein freundliches Willkommen, seine eifervolle Führung zugedacht hatte, unseren besten Dank aus.

So scheiden auch wir nun von dem lieblichen Salzburg und seiner Umgebung, viele freundliche Erinnerungen im Herzen. Es gibt Orte, es gibt Menschen, die uns, wenn wir ihnen nahe gebracht werden, mit aller Macht der Sympathie an sich ziehen — wenn wir von ihnen scheiden, so sagen wir ihnen kein schmerzbewegtes Lebewohl, wir sagen nur: Auf Wiedersehen!

*) Die Ausgrabungen wurden in den nächsten Tagen fortgesetzt, wobei fast die ganze Oberfläche des Hügels abgehoben wurde; sie ergaben ein ebenso reiches als interessantes Resultat, indem durch sie eine vollständige Werkstätte von polirten Steingeräthen blossgelegt wurde. Es fanden sich nicht nur vollständig fertiggestellte Beile aus Serpentin, sondern auch ganz rohe Serpentinstücke, die, hier bodenfremd, ohne Zweifel auf den Schuttbänken der nahen Salzach aufgelesen waren. Zwischen diesen rohen unveränderten Stücken und den auf das Feinste polirten Beilen fanden sich zahlreiche Stücke in allen Stadien der Bearbeitung, grob zerbrochene Stücke, Stücke mit Sägeschnitten, roh zugehauene Beile. die kaum die Form erkennen lassen, bis zu jenen, die nur noch des Schliffes warteten, ja zum Theile bereits angeschliffen waren. Dazwischen lagen Klopf- oder Arbeitssteine, Schleifsteine, vollständige Getreidemühlen und Topfscherben aller Art, darunter die überwiegende Zahl von demselben Typus wie die Gefässe der oberösterreichischen Pfahlbauten, Thierknochen, aber auch Eisen und Scherben von glasirtem modernen Geschirre. Ueber den ganzen Fund wird nachträglich berichtet werden.

VERZEICHNISS

der

Theilnehmer an der zweiten Versammlung österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher

am 12., 13. und 14. August 1881 zu Salzburg.

Aberle, Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor, Leibarzt weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta. *Wien.*
Aberle, Amalie, k. k. Regierungsraths-Gattin. *Wien.*
Ainmüller, Heinrich, Realitätenbesitzer. *Salzburg.*
Aman, Clement, städt. Concepts-Adjunct. *Salzburg.*
Andessner, Marie, Fräulein. *Salzburg.*
Angermayr, Josef Ritter v., Magister der Pharmacie. *Salzburg.*
Angermayr, Vincenz Ritter v., k. k. Landesgerichtsrath. *Salzburg.*
Anthaller, Franz, geistl. Rath, Professer an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt. *Salzburg.*
Arneth, Dr. Hektor von. *Wien.*
Arnold, Hugo, k. b. Hauptmann. *Winkel* (Baiern).
Auer, k. b. Hauptmann. *Prienn.*
Bäckers, Graf, k. k. Rittmeister. *Wien.*
Bäckers, Gräfin, k. k. Rittmeisters-Gattin. *Wien.*
Bartels, Dr. Max, Arzt. *Berlin.*
Bayer, Julius, Maler. *Wien.*
Behla, Dr. Robert, Arzt. *Luckau.*
Beinkofer, Josef, Kaufmann und Gemeinderath. *Salzburg.*
Beranek, Gabriele, Lehrerin. *Salzburg.*
Berger, Vitus, Professor an der k. k. Staats-Gewerbeschule. *Salzburg.*
Biebl, Rudolf v., Bürgermeister der Landes-Hauptstadt Salzburg, Landtags-Abgeordneter. *Salzburg.*
Böhm, Georg. *München.*
Brockhaus, Dr. *Leipzig.*
Brandner, Dr. Franz, k. k. Professor an der theologischen Facultät. *Salzburg.*
Bruhn, Oscar, Kaufmann. *Insterburg.*
Bruhn, Mathilde, Kaufmanns-Gattin. *Insterburg.*
Burton, Richard, englischer Generalconsul. *Triest.*
Burton, Frau. *Triest.*
Ceschka, Dr. Friedrich. *Mährenthal.*
Chiari, Dr. Max, k. k. Ministerialrath. *Wien.*
Chorinsky, Carl Graf, Landeshauptmann. *Salzburg.*
Collegium Borromaeum. *Salzburg.*
Cordel, Oscar, Schriftsteller. *Berlin.*
Czech, Wenzel, Bürgermeister und Landtags-Abgeordneter. *Hendorf.*
Dauscher, Josef, städt. Ober-Ingenieur. *Salzburg.*
Dlauhowesky, Friederike Baronin, Generals-Gattin. *Salzburg.*
Dieter, Heinrich, k. k. Hof-Buchhändler. *Salzburg.*
Dillinger, Andreas, Grosshandlungs-Disponent. *Wien.*
Dungl, P. Adalbert, Professor. *Göttweig.*
Dücker, Freiherr v., Bergrath a. D. *Bückeburg.*
Dücker, Albertine Freifrau von. *Bückeburg.*
Echinger, Maximilian, Präfect des gräfl. Lodron'schen Collegiums. *Salzburg.*
Endl, Franz X., Buchdruckereibesitzer. *Salzburg.*
Engl, Joh. Ev., Erziehungs-Instituts-Director. *Salzburg.*
Enk von der Burg, Dr. Carl Maria, k. k. Hofrath i. P. *Salzburg.*
Enk von der Burg, Wilhelmine, k. k. Hofrathsgattin. *Salzburg.*
Esinger, Hermine, Fräulein. *Salzburg.*
Faistauer, Dr. Caspar, Stadtarzt. *Salzburg.*
Feichtner, Jacob. *Salzburg.*
Fiala, Franz, k. k. Rechnungsrath i. P. *Salzburg.*
Flatscher, Georg, Domcapitular. *Salzburg.*
Frank, Josef, k. k. Corvetten-Capitän und Commandant Sr. Majestät Kanonenbot „Narenta". *Megline.*
Frei, Dr. Max v., Assistent. *Leipzig.*
Frez, Carl v., Privatier. *Salzburg.*
Funke, Dr. Robert, k. k. Salinenarzt. *Hallein.*
Gaugler, Hanns, Verwalter. *Kaltenhausen.*
Gartenauer, Heinrich, Professor. *Laibach*
Gassner, Dr. Andreas, k. k. Profesor an der theol. Facultät. *Salzburg.*
Gessele, Franz, Fabriksbesitzer. *Salzburg.*
Gierth, Heinrich, Bezirks-Thierarzt. *Salzburg.*
Glanz, Carl Ritter v., k. k. Bezirkshauptmann. *Salzburg.*
Gold, Josef, Historienma'er. *Salzburg*

Göttinger, Dr. August, Primararzt im St. Johannes-Spitale. *Salzburg.*
Griessenauer, Dr. August, k. k. Notar. *Hallein.*
Grimburg, Julius v., k. k. Staatsanwalts-Substitut. *Salzburg.*
Grinzenberger, Franz, k. k. Rechnungsrath. *Salzburg.*
Gross, Dr. V. *Neuville.*
Gschnitzer, Mathias, Fabriksbesitzer. *Salzburg.*
Günther, Dr. Wenzel, k. k. Regierungsrath. *Salzburg.*
Gugenbichler, Franz, Privat. *Salzburg.*
Gutrath zu Alten-Gutrath und Puchstein, Sigmund v., Ingenieur der Südbahn i. P. *Salzburg.*
Haager, Julius, Kaufmann. *Salzburg.*
Haas, Alexander, Magister der Pharmacie im St. Johannes-Spitale. *Salzburg.*
Hammerle, Alois, k. k. Bibliothekar. *Salzburg.*
Hampel, Dr. Josef, Conservator am Nationalmuseum, Secretär der ung. arch. Gesellschaft. *Budapest.*
Hantsch, Marie, Landschaftsmalers-Witwe. *Salzburg.*
Harrer, Dr. Ignaz, k. k. Notar, Landtags-Abgeordneter. *Salzburg.*
Hartmann, August, kön. Staats-Bibliotheks-Secretär. *München.*
Hartmann, Franz Serafim, kgl. bair. Gerichtsschreiber, Mandatar des historischen Vereines für Oberbaiern. *Fürstenfeldbruck.*
Hauk, Josef, k. k. Staatsanwalt. *Salzburg.*
Hauthaler, P. Willibald, Director des Gymnasiums am Collegium Borromaeum. *Salzburg.*
Heger, Franz, Custos im naturhistorischen Hof-Museum. *Wien.*
Heilmaier, Anton, Müller. *Salzburg.*
Helldorff, Ferdinand Freiherr v., k. k. Major a. D. *Salzburg.*
Hepperger, Ludwig v., k. k. Major i. P. *Salzburg.*
Herbert, Eduard, k. k. Hofrath i. P. *Salzburg.*
Herbert, Eduard, k. k. Oberlieutenant. *Salzburg.*
Herget, Dr. Alfred, k. k. Oberfinanzrath. *Salzburg.*
Hilber, August, Consistorial-Secretär. *Salzburg.*
Hinterstoisser, Therese, Lehrerin. *Wien.*
Hitschfeld, Dr. Josef, praktischer Arzt. *Salzburg.*
Hitzinger, Dr. Hanns Ritter v., k. k. Oberlandesgerichtsrath in Pens. *Salzburg.*
Hollaus, Blasius, Stadtdechant. *Salzburg.*
Holub, Dr. Emil. *Wien.*
Holzschuh, Dr. Ferdinand, k. k. Stabsarzt. *Linz.*
Hörzinger, Georg, Privatier. *Salzburg.*
Horner, Hanns, Agent. *Salzburg.*
Hueber, Dr. Eduard, Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Hueber, Fritz, Studirender. *Salzburg.*
Jäger, Dr. Anton, Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Jentsch, Friedrich, Gemeinderath. *Salzburg.*
Imhof, Ruppert Baron v., Gutsbesitzer. *Salzburg.*
Jung, P. Amand, Prior, Archivar und Bibliothekar des Stiftes St. Peter. *Salzburg.*
Kaiser, Franz, k. k. Major. *Salzburg.*
Kalhofer, Alois, Katechet im Ursulinen-Kloster. *Salzburg.*
Kaserer, Dr. Mathias, Professor an der theol. Facultät. *Salzburg.*
Kaunitz, Heinrich Graf. *Salzburg.*
Kaunitz, Gräfin. *Salzburg.*
Khuenburg, Max Gandolf Graf, Staatsanwalts-Substitut. *Linz.*
Klein, Johann, Privatier. *Salzburg.*
Kleinmichel, Julius. *Leipzig.*
Kleinmichel, Frau. *Leipzig.*
Klopfleisch, Dr. Franz, Professor. *Jena.*
Koch-Sternfeld, Josef Ritter v., kgl. bair. Landrichter i. P. *Salzburg.*
Kofler, Emil, k. k. Notar. *Salzburg.*
Korber, Eugen, k. k. Regierungsrath i. P. *Salzburg.*
Krauss, Jaques, Banquier. *Budapest.*
Krichbaum, Betti, Fräulein. *Wien.*
Krichbaum, Ludwig, Privatier. *Wien.*
Krichbaum, Marie, Frau. *Wien.*
Krupp, Bertha, Fabriksbesitzers-Gattin. *Essen.*
Kuhn, Dr. Dismos, k. k. Professor. *Salzburg.*
Kunz, Dr. Eduard, Professor. *Salzburg.*
Landes-Ausschuss des Herzogthums Salzburg. *Salzburg.*
Laschensky, Otto, Privatier. *Salzburg.*
Lewin, Dr. Leopold, k. Physikus und Sanitätsrath. *Berlin.*
Lienbacher, Georg, k. k. Hofrath, Reichsraths-Abgeordneter. *Wien.*
Lienbacher, Dr. Math., Priesterhaus-Director. *Salzburg.*
Ljubič, Simon, Abbé, Museums-Director. *Agram.*
Luschan, Dr. F. von. *Wien.*
Maier, Franz, kgl. bair. Bezirksamtmann. *Landsberg.*
Maier, Katharina, Bezirksamtmanns-Gattin. *Landsberg.*
Mathes, Carl, Vicepräsident des k. k. Landesgerichtes. *Linz.*
Maška, Carl, Professor. *Neutitschein.*
Mayburger, Zita, Professors-Gattin. *Salzburg.*
Mayburger, Zita, Fräulein. *Salzburg.*
Mayer, Christian, prakt. Arzt. *Salzburg.*
Mehlis, Dr. Carl, Professor. *Dürkheim a. d. Hardt.*
Minnich, Dr. Franz, Primararzt im St. Johann-Spitale. *Salzburg.*
Mödlhammer, Dr. Gregor, Prior zu Mülln, Gemeinderath. *Salzburg.*
Much, Dr. M., Secretär der anthropologischen Gesellschaft. *Wien.*
Much, Marie, Doctorsgattin. *Wien.*
Much, Marie, Fräulein. *Wien.*
Much, Rudolf, Studirender. *Wien.*
Mühlreiter, Eduard, Zahnarzt. *Salzburg.*
Müller, Hugo. *Wien.*
Müllner, Alfons, Professor. *Linz.*
Nachtigall, Dr., Präsident der geograph. Gesellschaft. *Berlin.*
Nádherny, Hilda, Fräulein. *Mödling.*
Nádherny, Pauline, Frau. *Mödling.*
Nádherny, Robert, Generalsecretärs-Stellvertreter der öst.-ung. Bank in Pens. *Mödling.*
Neumüller, Anna, Kaufmanns-Gattin. *Salzburg.*
Neumüller, Anton, städtischer Rechtsrath. *Salzburg.*
Neumüller, Johann Bapt. sen., Kaufmann. *Salzburg.*
Niedermayr, Dr. Wilhelm, prakt. Arzt. *Hallein.*
Oerg, Miss. *Salzburg.*
Ohlenschlager, Friedr., Professor. *München.*
Ozlberger, Carl, k. k. Regierungsrath i. P. *Salzburg.*
Patera, Johann, k. k. Bergrath i. P. *Salzburg.*
Pauer, Apotheker. *Traunstein.*
Pausinger, Franz v., Historienmaler. *Salzburg.*
Petermandl, Anton, Staatsbuchhaltungs-Beamter i. P. *Salzburg.*
Petter, Dr. Alexander, Privat. *Salzburg.*
Petter, Carl, Magister der Pharmacie. *Salzburg.*

Pezolt, Ludwig, städt. Kanzleidirector. *Salzburg.*
Pfitzer, Peter, k. k. Regierungs-Official. *Salzburg.*
Pfleiderer, Dr. Otto, Professor. *Berlin.*
Pirchl, Johann, Bergverwalter. *Mühlbach.*
Pirkmayer, Friedrich, k. k. Archivar. *Salzburg.*
Pöll, Dr. Franz, k. k. Bezirksarzt. *Salzburg.*
Pollak, Albert, k. k. Hof-Antiquar. *Salzburg.*
Popowsky, Bohuslaw v., Grundbesitzer. *Brest (Russland).*
Poschacher, Dr. Peter, k. k. Notar und Bürgermeister-Stellvertreter. *Salzburg.*
Prankh, Sigmund Freiherr v., kgl. bair. General der Infanterie. *München.*
Prinzinger, Dr. August, sen., Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Prinzinger, Dr. August, jun., Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Prinzinger, Emil, Privatier. *Salzburg.*
Prinzinger, Josefine, Rechtsanwalts-Gattin. *Salzburg.*
Prohaska, Victor, k. k. Landesgerichts-Adjunct. *Salzburg.*
Prorock, Josef, Pfarrer. *Neutitschein.*
Raab, Dr., k. k. Professor. *Wien.*
Raab, Richard. *Wien.*
Radnitzky, August, Stiftsverwalter. *Mattsee.*
Ranke, Dr. Johannes, Professor und General-Secretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft. *München.*
Richter, Eduard, k. k. Gymnasial-Professor und Conservator. *Salzburg.*
Rischner, Dr. Max, Secundararzt im St. Johannes-Spitale. *Salzburg.*
Roll, Carl, Auscultant beim k. k. Landesgericht. *Salzburg.*
Rosenberg, Alexander, Landesgerichtsrath. *Berlin.*
Rosian, Dr. Hermann, Advocaturs-Concipient. *Salzburg.*
Rücker, Kohlen-Industrie-Vereins-Central-Director. *Wien.*
Rücker, Therese, Directors-Gattin. *Wien.*
Ruthner, Dr. Anton, Edler v., k. k. Notar. *Salzburg.*
Russ, Dr., Reichsraths-Abgeordneter. *Wien.*
Sacher, Wenzel, k. k. Professor i. P. *Salzburg.*
Sacken, Dr. Eduard Freiherr v., Präsident der Anthropologischen Gesellschaft. *Wien.*
Saullich, Angelo, Kaufmann. *Salzburg.*
Schaaffhausen, Dr., Professor und Geheimrath. *Bonn.*
Schattenfroh, Carl, Kaufmann. *Salzburg.*
Schetzko, von, Oberstlieutenants-Gattin. *Salzburg.*
Schetzko, Laura von, Fräulein. *Salzburg.*
Schiedenhofen zu Stum, Joachim v., Staatsbuchhaltungs-Beamter i. P. *Linz.*
Schindler, Alexander Julius, k. k. Notar. *Wien.*
Schlein, Anton, Lehrer an der Bürgerschule. *Salzburg.*
Schleindl, Franz, Dom-Scholasticus. *Salzburg.*
Schmidt, Dr. E., prakt. Arzt. *Essen.*
Schneeberger, Cajetan, Realitätenbesitzer. *Salzburg.*
Schneller, Dr. Josef, Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Schörghofer, Peter, Gemeinderath. *Salzburg.*
Schreiner, Johann, Brauer. *Salzburg.*
Schuhmacher, Dr. Albert. *Salzburg.*
Schweinbach, Franz, Landschaftsrath. *Salzburg.*
Schwer, Josef, Dom-Chorvicar und Landtags-Abgeordneter. *Salzburg.*
Schwicker, Dr. C., Professor. *Budapest.*
Schwicker, Frau, Professors-Gattin. *Budapest.*
Sedlitzky, Emilie, Apothekers-Gattin. *Salzburg.*
Sedlitzky, Ludwig, Studirender. *Wien.*
Sedlitzky, Dr. Wenzel, k. k. Hof-Apotheker. *Salzburg.*
Siegel, Franz, Landschafts-Buchhalter. *Salzburg.*
Silberstein, Dr. August, Schriftsteller. *Wien.*
Sitte, Camillo, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. *Salzburg.*
Six, Henriette, Bezirkshauptmanns-Witwe. *Salzburg.*
Skuppa, Josef, k. k. Major i. P. *Salzburg.*
Spängler, August, Kaufmann. *Salzburg.*
Spängler, Carl, kais. Rath, Grosshändler. *Salzburg.*
Spängler, Eduard, Rechnungs-Official im k. k. Finanzministerium. *Wien.*
Spängler, Leopold, k. k. Staatsanwalt. *Wels.*
Spängler, Dr. Otto, Sparcassa-Director. *Salzburg.*
Spängler, Dr. Rudolf, Apotheker, Landtags-Abgeordneter. *Salzburg.*
Späth, Josef, Procuraführer. *Salzburg.*
Spaur, Philipp Graf, Gutsbesitzer. *Salzburg.*
Stadlinger, Therese, Fräulein. *Salzburg.*
Stein, Franz X., Domcapitular. *Salzburg.*
Steinhauser, Adolf Ritter v., k. k. Hofrath. *Salzburg.*
Sternickel, Dr. Carl. *Wien.*
Steub, Dr. Ludwig, Notar. *München.*
Stickel, Rendant. *Kiel.*
Stigler, Dr. Josef, Rechtsanwalt. *Salzburg.*
Strassern, Hugo v., Gutsbesitzer. *Rusin bei Prag.*
Strassern, M. Frau von. *Rusin bei Prag.*
Strele, Richard v., Scriptor an der k. k. Studien-Bibliothek. *Salzburg.*
Suhanka, Dr. Franz, k. k. Landes-Thierarzt. *Salzburg.*
Tappeiner, Dr. Franz, Arzt. *Meran.*
Thäter, Wilhelmine, Postofficials-Gattin. *München.*
Thalmayer, Alois, Bürgermeister. *Saalfelden.*
Thalmayer, Josef, Handelsmann und Landtags-Abgeordneter. *Saalfelden.*
Tischler, Dr. Otto, Museums-Director. *Königsberg.*
Thun-Hohenstein, Sigmund Graf, k. k. wirkl. Geh. Rath, Statthalter. *Salzburg.*
Tomovitz, Dr. Johann, k. k. Stabsarzt i. P. *Wien.*
Trauer, Gustav, Privatier. *Salzburg.*
Tschusi von Schmidthoffen, Victor Ritter, Privatier. *Hallein.*
Tuschina, k. k. Realschul-Director. *Neutitschein.*
Ueberacker, Wolf Hieronymus Graf, k. k. Rittmeister a. D. *Salzburg.*
Undset, Dr. Ingvald, Custos am k. Museum. *Christiania.*
Undset, Frau, Dr. *Christiania.*
Urban, Julius, Zahnarzt. *Salzburg.*
Vater, Dr., Oberstabs- und Garnisonsarzt. *Spandau.*
Virchow, Dr. Rudolf, Professor, Geheimrath. *Berlin.*
Virchow, Dr. Hanns. *Würzburg.*
Voss, Dr. Albert, Custos an den k. Museen. *Berlin.*
Wähner, Adolf, k. k. Forstmeister. *Salzburg.*
Wähner, Dr. Franz. *Wien.*
Wagner, Hermann, k. k. Professor an der Lehrerbildungs-Anstalt. *Salzburg.*
Waldheim, Heinrich v., k. k. Ober-Ingenieur i. P. *Salzburg.*
Wallmann, Dr. Heinrich, k. k. Stabsarzt. *Wien.*
Wankel, Dr. H., praktischer Arzt. *Blansko.*
Wahrmann, Dr. Sigmund, II. Secretär der Anthropologischen Gesellschaft. *Wien.*

Wahrmann, Emma, Doctors-Gattin.	*Wien.*
Wappmannsberger, Josef, Buchhändler.	*Salzburg.*
Wattenbach, Dr. Wilhelm, Professor.	*Berlin.*
Wegschaider, Rupert, Kaufmann.	*Salzburg.*
Weikl, Elisabeth, Grosshändlers-Wittwe.	*Salzburg.*
Weismann, Johann, Professor.	*München.*
Werner, Carl, k. k. Landes-Schulinspector.	*Salzburg.*
Wessicken, Josef, Architekt.	*Salzburg.*
Widmann, Dr. Otto, Rechtsanwalt.	*Salzburg.*
Wiest, Victor, k. k. Finanzrath.	*Salzburg.*
Wilser, Dr. Ludwig, prakt. Arzt.	*Karlsruhe.*
Windischgrätz, Fürst Ernst.	*Wien.*
Winzingerode, Hedwig v., Fräulein.	*Bonn.*
Wöhrl, Josef, Mag. der Pharm. im St. Johanns-Spit.	*Salzburg.*
Woldřich, Dr. Joh., Professor.	*Wien.*
Woldt, A., Schriftsteller.	*Berlin.*
Wrede, Alfred Fürst, Herrschaftsbesitzer.	*Salzburg.*
Wurmbrand, Gundaker Graf.	*Wien.*
Wurmbrand, Heinrich Graf.	*Graz.*
Zeller, Anna, Kaufmanns-Gattin.	*Salzburg.*
Zeller, Franz, Kaufmann.	*Salzburg.*
Zeller, Gustav, Kaufmann.	*Salzburg.*
Zeller, Ludwig, Kaufmann.	*Salzburg.*
Zeller, Rosa, Kaufmanns-Gattin.	*Salzburg.*
Zillner, Anna, Fräulein.	*Salzburg.*
Zillner, Dr. Franz, Primararzt der Irrenanstalt.	*Salzburg.*

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41

Ein Macrocephalus aus Erenkiöi in Kleinasien.

Von

Dr. A. Weisbach

k. k. Regimentsarzt.

Im V. Bande der Gesellschafts - Mittheilungen, p. 153 ff. hatte ich einen makrocephalen Türkenschädel meiner Sammlung beschrieben, dem ich nun im Nachfolgenden durch die bereitwilligste Zuvorkommenheit des Herrn Karl Herter ein ungemein ausgesprochenes Gegenstück an die Seite stellen kann.

Der genannte Herr, welcher sich mit Herrn Eckerling seit Jahren durch Anlegung von Musterweingärten und durch Erzeugung ausgezeichneter Weine nicht geringe Verdienste erworben hat, fand im vorigen Sommer auf seiner Besitzung in Erenkiöi in Kleinasien, einer Station der Eisenbahn zwischen Haidar-Paschá und Ismid, nicht weit von der Stadt Kadikiöi, dem alten Chalzedonia, beim Graben eines Kellers, beiläufig zwei Meter tief, ein altes Grab.

Dieses bestand nach byzantinischem Gebrauche aus drei, beiläufig 5 Cm. dicken, schön rothgebrannten, vollkommen gut erhaltenen Ziegelplatten, von der Länge des Grabes, je eine an den Seitenwänden und eine als Deckel, und enthielt ein Skelet mit dem zu beschreibenden Schädel, leider ohne jedwelche weitere Beigabe; selbst auf den Ziegelplatten liess sich weder eine Inschrift, noch ein Werkstättezeichen auffinden.

Uebrigens lässt die Einrichtung des Grabes wenigstens das feststellen, dass die Leiche keine mohamedanische und jüdische, deren Gräber anders beschaffen, sondern eine christliche gewesen ist und wahrscheinlichst den ärmeren Ständen angehört hat, da die gewöhnlichen mittelalterlichen Gräber in der Umgebung Constantinopels immer mit Ziegelplatten, nur wenige, also ohne Zweifel jene reicherer Personen, mit Marmorplatten ausgelegt sind.

Möglicherweise ist der Schädel ein armenischer, wofür der Umstand spräche, dass wir unter den hiesigen armenischen Lastträgern (Hamals) aus Siwas in Kleinasien zahlreiche Individuen (8 unter 20) beobachteten, welche nach dem Augenscheine ähnlich gestaltete Köpfe besitzen.

Leider wurden die übrigen Knochen wieder verscharrt und nur der Schädel aufbewahrt, dessen Besitz ich nun der Güte des Herrn Karl Herter verdanke.

Der Schädel, dem leider nur Bruchstücke der Gesichtsknochen beiliegen, — als ich ihn im Herbste in Erenkiöi sah, war er noch wohl erhalten und das niedrige, breite Gesicht vollkommen orthognath, — ist von ansehnlicher Grösse, indem sein Umfang trotz der so geringen Entwicklung nach der Länge (151 Mm.) und Breite (136 Mm.) 496 Mm. erreicht, also viel grösser als der von mir beschriebene makrocephale Türkenschädel (464 Mm.) und besitzt sehr dünne, jedoch nirgends durchscheinende Knochen mit ganz glatter Oberfläche ohne jede Muskelleiste und mit vollständig sich berührenden Nähten, von welchen die Kranznaht in ihren seitlichen, die Pfeilnaht im hintersten und die Lambdanaht in ihren oberen Theilen sich durch Reichthum und Feinheit der Zacken auszeichnen.

Diese letztere hat beiderseits mehrere kleine Zwickelbeine und bildet mit einer, 4 Cm. von der Spitze der Hinterhauptsschuppe entfernten, gleichfalls sehr zackenreichen Quernaht ein förmliches Interparietalbein.

An der Schädelbasis zeigen sich die Synchondrosis sphenobasilaris noch vollständig offen, und die Proc. mastoidei nur als sehr kleine, niedrige Vorragungen.

Nehmen wir behufs möglichst genauer Altersbestimmung noch die beiden Reste der Oberkiefer in Betracht, die von bleibenden Zähnen je die 2 Schneide-

zähne den ersten Prämolaris, ferner den ersten und zweiten Molaris enthalten, wogegen ganz unregelmässiger Weise die Eckzähne dem Durchbruche erst nahe sind und der zweite Prämolaris noch als Milchzahn existirt: so kann man trotz dieser Unregelmässigkeit das Alter des Trägers dieses Schädels doch annähernd auf 15—16 Jahre bestimmen.

Eine sichere Feststellung des Geschlechtes aber scheint wegen der Jugend und ganz abnormen Gestalt zu gewagt, obgleich die Grösse für männliches, dafür aber der Mangel aller Muskelleisten sammt der Zartheit des Knochenbaues wieder für weibliches Geschlecht sprechen würden.

In der Seitenansicht (Fig. 1), worin unser Anatolier so ziemlich dem in der Revue d'Anthropologie P. IV. 1881. Pl. II. von Chantre abgebildeten Makrocephalus aus dem Tumulus von Corveissiat ähnelt, bildet er ein unten abgestutztes, nach oben hinten aber zugespitztes Oval, dessen längster Durchmesser die Höhe (171 Mm.) ist, gegen welchen die Länge des Schädels (151 Mm.) — alle Masse sind nach unserem Schema, wie in der Abhandlung über die Schädelform der Griechen, Band XI, Heft II dieser Mittheilungen, genommen — ansehnlich zurücktritt.

Fig. 1.

Fig. 2.

Das Stirnbein steigt ganz steil, nach rückwärts geneigt und fast ohne Krümmung (sagittale Wölbung = 1·056) empor, im Gegentheile weist es ungefähr in seiner Mitte eine leichte Depression auf, während dagegen wieder der Umriss der Scheitelbeine, die knapp hinter dem Kreuzungspunkte zwischen Kranz- und Pfeilnaht etwas eingedrückt, in dieser Ansicht einen förmlichen Halbkreis bildet (sagittale Scheitelwölbung = 1·428), dessen hinterer Theil nahezu senkrecht abfällt zu dem ebenfalls steil emporgerichteten, sehr hohen und ganz flachen Hinterhaupte (sagittale Hinterhauptswölbung = 1·098).

Die Hinterhauptansicht (Fig. 2) zeigt gleichfalls ein unten breiteres, oben spitz abgerundetes, äusserst hohes Oval, viel höher (171 Mm.) als breit (136 Mm.), welches jedoch durch seitliche, ungefähr in der Mitte befindliche, wenn auch nur flache Einschnürung sich der Bisquitform annähert. Diese Einschnürung setzt sich in fast horizontaler Richtung fort sowohl auf die Scheitelbeine, als auch auf die Seitentheile der Hinterhauptsschuppe und entspricht der erwähnten Depression des Stirnbeines. — Die Lambda- und Pfeilnaht sind zunächst des Lambdawinkels etwas vertieft; das Hinterhauptsbein ist auch in querer Richtung sehr flach (quere Hinterhauptswölbung = 1·132), mit kaum merkbarer Andeutung von Muskelleisten.

Ihr genau entsprechend ist die Vorderansicht von ganz ähnlicher Gestalt, mit der Eigenthümlichkeit, dass oberhalb der Kranznaht noch ein guter Theil des Scheitels in dieselbe fällt. Das Stirnbein besitzt in querer Richtung eine ziemlich starke Wölbung (1·423), seine Glabella ist förmlich vorspringend, ohne Arcus supraciliares und bildet die ganze Kranznaht einen sehr schmalparabolischen, dem Dreiecke sich annähernden Bogen, der dem Stirnbeine eine auffallende Aehnlichkeit mit der Hinterhauptsschuppe verleiht. Auch in dieser Ansicht prägt sich die quer verlaufende Einschnürung deutlich aus.

In der oberen Ansicht stellt sich der Umriss nahezu kreisförmig dar, indem sich die Länge (151 Mm.) zur Breite (136) = 1000 : 900 verhält.

Die Unteransicht gibt ein äusserst kurzes flachbogiges Hinterhaupt mit ziemlich grossem, etwas assymmetrischen Hinterhauptsloche, dessen Länge und Breite (31 Mm.) gleich, und wenig erhabenen, durch eine Querfurche auf der Gelenksfläche getheilten Gelenkshöckern.

Die beschriebene Einschnürung, die sich ringsum am Schädel oberhalb der Gegend des sogenannten Horizontalumfanges vorfindet und besonders das Stirnbein oberhalb der Glabella und der ganz undeutlichen Tubera und die Seitenwandbeine in deren unterem Drittel betrifft, weshalb sich auch die

Schläfengegend vorbaucht und die grösste Breite des Schädels (136 Mm.) gerade in die Mitte der Sutura squammosa fällt, kann nur durch Kunst entstanden sein.

Ausser Stande, anzugeben, bei welchen Völkern, in welchen Gegenden und zu welcher Zeit dieselbe ausgeübt wurde, — Sziepura's Arbeit über die Gräberschädel aus Samthawro (Tiflis 1875) ist mir nicht zugänglich, und die befragten Armenier aus Siwas konnten bezüglich eines solchen Gebrauches in der Jetztzeit nicht die geringsten Aufschlüsse ertheilen, — bleibt nur das sehr auffällig und beachtenswerth, dass bis jetzt in den Küstenländern des schwarzen Meeres die meisten Makrocephali gefunden wurden.

Unter den mir zugänglichen bisher beschriebenen Makrocephalis ist der aus Erenkiöi der meist brachycephale (Breitenindex 900) und zugleich auch der höchste (Höhenindex 1132).

	Makrocephalus von Erenkiöi	Schädel ♂			Schädel ♀		
		Griechen-	Armenier-	Türken-	Griechen-	Armenier-	Türken-
		Höchster			Brachycephale		
Länge	151	159	163	167	171	169	172
Breite	136	147	155	139	147	148	148
Höhe	171	144	141	149	139	138	137
Breitenindex	900	924	950	832	859	875	860
Höhenindex	1132	905	883	892	812	816	796
Sagittalumfang	406	350	345	361	361	356	359
Sagittale Schädelwölbung	2·364	1·930	1·781	1·828	1·879	1·860	1·857
Breite der Schädelbasis	119	132	133	126	127	126	128
Ihr Index (zur Länge des Schädels)	788	830	815	754	742	745	744
Querumfang	380	327	333	314	322	320	323
Quere Schädelwölbung	3·193	2·477	2·503	2·492	2·535	2·539	2·523
Vorderhauptslänge	125	108	103	118	112	111	112
Sagittale Vorderhauptswölbung	1·056	1·074	1·077	1·067	1·107	1·108	1·116
Vorderhauptsbreite	104	113	122	114	112	112	111
Horizontale Vorderhauptswölbung	1·423	1·318	1·344	1·368	1·419	1·410	1·459
Mittelhauptslänge	98	108	115	110	111	108	111
Sagittale Mittelhauptswölbung	1·428	1·157	1·130	1·181	1·144	1·148	1·126
Scheitelbeinbreite	134	107	106	106	105	104	105
Quere Scheitelbeinwölbung	1·119	1·149	1·103	1·150	1·152	1·153	1·142
Scheitelhöckerabstand	108	131	135	125	132	132	129
Wölbung dazwischen	1·407	1·229	1·207	1·232	1·219	1·219	1·178
Scheitelhöckerhöhe	130	114	107	112	110	109	113
Hinterhauptslänge	122	94	88	97	92	93	93
Sagittale Hinterhauptswölbung	1·098	1·159	1·181	1·082	1·195	1·172	1·172
Hinterhauptsbreite	98	113	113	111	111	110	110
Quere Hinterhauptswölbung	1·132	1·150	1·141	1·216	1·207	1·209	1·190

Um die augenfälligsten Veränderungen, welche dieser künstlichen ringförmigen Einschnürung des Schädels zugeschrieben werden müssen, besser hervortreten zu machen, wurden in der vorstehenden Tabelle mit dem Makrocephalus aus Erenkiöi je der höchste Schädel, den ich in meiner Sammlung unter den Griechen, Armeniern und Türken besitze, zugleich mit den Mittelzahlen der Brachycephali (Index von 820 aufwärts) dieser drei Völker zusammengestellt.

Vor Allem wird die ungemein grosse Höhe deutlich, was auch ganz natürlich erscheint, da die circuläre Einschnürung eine Behinderung des Wachsthums in die Länge und Breite nach sich zieht, — beide Masse sind viel kleiner als bei den andern Schädeln, — also blos die Höhenentwicklung gestattet; demgemäss auch der enorme Höhenindex (1132), worin sich die Vergleichsschädel (796—905) weit vom Makrocephalus entfernen; sein Breitenindex (900), obgleich auch sehr gross, wird aber doch noch vom höchsten Griechen- (924) und Armenierschädel (950) nicht unbedeutend übertroffen, fällt also noch in die normale Schwankungsweite.

Der gesammte Sagittalumfang (Stirn- 132 Mm., Mittelhaupts- 140 Mm. und Hinterhauptsbogen 134 Mm. = 406 Mm.), gleichwie auch der quere

(380 Mm.) ist sehr ansehnlich grösser als bei allen in Vergleich gezogenen Schädeln und daher auch die Wölbung des ganzen Schädels in sagittaler (2·364), noch ausgesprochener aber in querer Richtung (3·193) viel stärker, als bei jedem der verglichenen.

Die Schädelbasis (119 Mm.) erscheint, wohl wegen seines jugendlichen Alters, viel schmäler als bei Griechen, Armeniern und Türken, jedoch im Verhältnisse zur Schädellänge (788 : 1000) trotzdem breiter als bei den Brachycephalen dieser drei Völker (742—45); sie verhält sich diesen gegenüber wie die grösste Schädelbreite.

Sein Vorderhaupt zeichnet sich durch seine sehr grosse Länge (125 Mm.) in geringer Breite (104 Mm.) bei äusserst flacher Wölbung in sagittaler Richtung (1·056) aus, während seine horizontale Wölbung (1·423) von jener der Normalschädel theilweise noch übertroffen wird (türkische Brachycephali 1·459), trotzdem aber doch stärker als bei den meisten ist.

Das Mittelhaupt dagegen zeigt sich viel kürzer (98 Mm.) und längs der Pfeilnaht viel stärker gekrümmt (1·428), als bei allen verglichenen Schädeln; dafür sind die Seitenwandbeine entschädigt durch eine sehr starke Entwicklung in der Breite (134 Mm.), welche bei den normalen Schädeln der Mittelhauptslänge durchaus nachsteht, am Makrocephalus aber dieselbe sehr weit übertrifft. — Obgleich die Scheitelbeine in querer Richtung nur eine äusserst flache Wölbung (1·119) besitzen, fällt dieselbe doch nicht ausserhalb der normalen Grenzen, wie der verglichene Armenierschädel mit einer noch flacheren Krümmung (1·103) darthut.

Die freilich nur wenig deutlichen Tubera parietalia liegen viel höher (130 Mm.), zugleich auch ansehnlich näher beisammen (108 Mm.), — an den Normalschädeln ist das erstere Mass immer kleiner als das letztere, — und ist der Scheitel zwischen ihnen bedeutend stärker gewölbt (1·407), als bei allen andern Schädeln (1·178 bis 1·232); entgegen diesen, wo die Wölbung zwischen den Scheitelhöckern immer stärker als die längs der Pfeilnaht, finden wir am Makrocephalus das umgekehrte.

In Uebereinstimmung mit dem Stirnbeine ist auch die Hinterhauptsschuppe ungemein lang (122 Millimeter) und schmal (98 Mm.), wie bei keinem der Vergleichsschädel, an welchen stets deren Länge (88—97 Mm.) von der Breite (110—113 Mm.) übertroffen wird; ihre Krümmungen jedoch, obwohl in sagittaler (1·098) und besonders in querer Richtung (1·132) äusserst flach, bleiben doch noch in nächster Nähe der normalen Grenzen.

Vorwiegende Höhenentwicklung also mit gleichzeitiger Streckung, Verschmälerung und sagittaler Abflachung des Stirnbeines und der Hinterhauptsschuppe, unter Verstärkung der Gesammtwölbung des Schädels sowohl in coronaler als sagittaler Richtung, — ferner, im Gegensatze dazu, Verkürzung und Verbreiterung der Seitenwandbeine mit Abflachung der Breite nach und ganz besonderer Verstärkung der Krümmung längs der Pfeilnaht, unter Hinauf- und Zusammenrücken der Tubera parietalia, zwischen welchen der Scheitel eine viel stärkere Krümmung annimmt. — Das sind am beschriebenen Makrocephalus die Folgen der künstlichen, ringförmigen Einschnürung.

Grosser Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen.

Von

Franz Heger.

(Mit 1 Tafel.)

Von Herrn Philipp Löwy, Gold-, Silber- und Granatwaaren-Arbeiter in Dux, wurden der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums im Monat März d. J. eine Anzahl prähistorischer Bronzen zum Kaufe angetragen. Es waren dies nicht weniger als 103 Fibeln, 39 Armringe, 2 grössere Ohrringe (?) und 9 Fingerringe, also zusammen 153 Stück. Dieselben sollen bei der Abteufung der in der Nähe von Dux befindlichen, versiegten Riesenquelle in der Tiefe von 8 Metern nebst zwei Bronzekesseln aufgefunden worden sein. Wie ich von anderer Seite erfahren

habe, soll sich die Zahl der Fibeln, Armringe etc. auf über 500 Stück belaufen haben, die zum Theil in das gräflich Waldstein'sche Museum in Dux gekommen sein sollen. Wahrscheinlich waren alle diese kleinen Stücke in den erwähnten zwei Bronzekesseln enthalten.

Das Interessante dieses Fundes besteht nun nicht allein in der grossen Menge der hier an einem Orte vergraben gewesenen Bronzegeräthe, sondern hauptsächlich in der grossen Anzahl der durchwegs eine einzige Form repräsentirenden Fibeln, wie solche bisher in Böhmen nur selten aufgefunden wurden. Es ist das jene Form, welche Dr. O. Tischler die eingliedrige Fibel mit zurückgebogenem Fuss nennt und die man nach dem Pfahlbau von La Tène bei Marin im Neuenburger See, wo dieselbe zuerst in grösserer Menge gefunden wurde (hier freilich aus Eisen), La Tène-Fibel benannt hat. Die Verbreitung dieser Fibelform ist nun eine eigenthümliche, denn während sie z. B. im ganzen westlichen Norddeutschland für eine gewisse Periode bezeichnend ist, ist dieselbe südlich von den Alpen (Italien) sehr selten; selbst auf dem so reichen Grabfelde von Hallstatt wurde diese Form äusserst selten angetroffen. Dagegen kamen im Vorjahre bei der Aufdeckung zweier Skeletgräber am Dürenberge bei Hallein, welche von demselben Alter sein mögen, wie die jüngeren Hallstädter Gräber, fünf den in Folgendem beschriebenen ganz ähnliche Bronzefibeln zum Vorschein*).

Von den dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum zum Kaufe angebotenen Stücken wurden nur 30 Stück ausgewählt und erworben. Unter denselben befinden sich 20 Fibeln. Alle anderen mir von diesem Funde zu Gesicht gekommenen Fibeln (noch 83 Stück) sind nur Variationen einer und derselben Grundform und weichen meist nur in ganz unwesentlichen Details in Form und Verzierung von einander ab. Von diesen 20 Stück sind wieder die acht vorzüglichsten auf der beifolgenden Tafel, jede derselben in zwei Stellungen, abgebildet.

Was zuerst den Bügel anbelangt, so ist derselbe mehr oder weniger oval, meist walzenförmig (Fig. 1 und 2), auch in der Mitte dicker als an beiden Enden (Fig. 7). In wenigen Fällen ist derselbe ganz glatt, zumeist in verschiedener Weise entweder mit eingravirten oder häufiger mit erhabenen Verzierungen versehen. Unter allen mir zur Ansicht vorgelegenen Fibeln befand sich eine einzige, deren Bügel flach, blattartiger geformt war (Fig. 4). Dieselbe ist auf einer Seite schön verziert (Fig 4 a).

Das Charakteristische an sämmtlichen Fibeln ist der zurückgebogene Fuss, der meist wieder bis zum Bügel hinanreicht, ohne aber mit demselben in weitere Verbindung zu treten; nur in seltenen Fällen ist derselbe klein, gleichsam rudimentär (Fig. 8). Er ist in verschiedener Weise sculptirt; in einem Falle (Fig. 2) bildet er in der Mitte eine Scheibe, deren Feld auf einer Seite vertieft ist. Dieselbe diente zur Aufnahme einer Emailmasse, die durch eine centrale Bronzeniete befestigt wurde. Von der Masse hat sich keine Spur mehr erhalten.

Eine grössere Variabilität zeigt der ein spiraliges Querstück darstellende Kopf der Fibeln. In der Regel sind auf beiden Seiten drei Windungen (Fig. 3, 5 und 8), mitunter auch vier (Fig. 2); häufig ist die Zahl der Windungen auf beiden Seiten ungleich, differirt aber immer nur um eine. Zwei und drei (Fig. 4), drei und vier (Fig. 1 und Fig. 6), in einem Falle sogar vier und fünf. Die Sehne verläuft entweder oben, oder geht unter dem Bügel durch, in einigen Fällen ist dieselbe sogar einmal um den oberen Theil des Bügels umgewickelt (Fig. 6). Die Häufigkeit dieses Verhältnisses stellt sich unter den vorliegenden 20 Fibeln wie 8 : 9 : 3.

Die Scheide ist in allen Fällen durch das Breitschlagen und Umbiegen des vorderen Fusstheiles gebildet und in einem Falle aussen verziert (Fig. 2). Ueber die Nadeln ist nichts Besonderes zu bemerken.

Von besonderer Form ist ein Armband (Fig. 9). Dasselbe besteht aus viereckigem, ziemlich flachem Bronzedraht, der auf der vorderen breiten Fläche eine vertiefte Mittelrinne zeigt. Dieser Draht ist nun wellenförmig zusammengebogen, das Armband jedoch nicht geschlossen, aber zum Schliessen eingerichtet.

Die anderen Armringe haben meist die Form wie Fig. 10, oder auch mehr rundlich; meist aber weniger massiv. Die häufig ziemlich weit voneinander abstehenden Enden sind meist verdickt und verschieden sculptirt; manche sind mit eingegossenen oder eingeschlagenen Verzierungen bedeckt.

Von den Fingerringen sind die meisten ganz glatt; andere haben die Form wie Fig. 11; ein einziger ist ausserordentlich fein gearbeitet (Fig. 12) und durch zahlreiche quere Einschnürungen verziert.

*) Siehe den V. Bericht der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften über die Ausgrabungen im Jahre 1882. Nr. 4. Skeletgräber am Dürenberge bei Hallein.

Die Frage, wie dieser für die damalige Zeit gewiss sehr werthvolle Schatz hieher gekommen sein mag, lässt sich nur vermuthungsweise beantworten, da Fibeln aus prähistorischer Zeit in Böhmen (namentlich jene von der beschriehenen Form) nicht eben häufig sind. Es lässt sich daher nicht annehmen, dass, selbst unter Voraussetzung einer einheimischen Bronze-Industrie, die hier in so grosser Anzahl gefundenen Stücke im Lande selbst fabricirt wurden, sonst hätte man in den so zahlreichen Gruben aus prähistorischer Zeit in Böhmen gewiss schon mehr derselben gefunden. Am nächsten liegt noch die Vermuthung, dass wir es hier mit dem Vorrathe eines Händlers zu thun haben, der aus irgend einer Veranlassung hier vergraben worden sein mag. Es sind die Stücke alle nur Variationen einer und derselben Grundform, so dass man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, dass sie entweder alle aus einer Hand oder aus einem Fabrikationscentrum hervorgegangen sind. Manche dieser Stücke gleichen anderen, die in Gräbern an weit entfernten Orten gefunden wurden (man vergleiche nur die Abbildungen der Fibeln vom Dürenberge bei Hallein in dem obenerwähnten Berichte), so vollkommen, dass man unwillkührlich an einen einheitlichen Ursprungsort denken muss. Jedenfalls ist der ganze Fund ein sehr interessanter Beleg zur Geschichte der Verbreitung mancher Metallgeräthe in vorhistorischer Zeit.

Ueber die Anfertigung der Steingeräthe.

Von

Rudolf Much.

Das VIII. Heft des V. Jahrganges der Zeitschrift „Kosmos“ brachte aus der Hand eines ausgezeichneten Mineralogen, des Professors Fischer in Freiburg, eine Abhandlung unter dem Titel „Vergleichende Beiträge über die Form der Steingeräthe auf der ganzen Erde“. Im Zusammenhange mit diesem Gegenstande fand der Verfasser Gelegenheit — wie schon früher an anderem Orte — sich dahin auszusprechen, dass die Annahme einer besonderen Periode der behauenen Steinwerkzeuge für die vorgeschichtliche Zeit keine Berechtigung habe, und dass, wenn man bisher annahm, „dass die polirten Steinbeile gegenüber den durch Zurechtschlagen gewonnenen eine höhere Culturstufe verrathen und demnach für die jeweiligen vorgeschichtlichen (oder auch geschichtlichen) Menschenstämme einer späteren Zeitperiode angehören müssten“, dies nur deshalb geschah, „weil das Material der verschiedenen Steinbeile hiebei ganz ausser Acht gelassen wurde und weil Leute hierüber eine Entscheidung gaben, welche weder von der möglichen Bearbeitung der Mineralien und Felsarten zu Steinbeilen und -Hämmern u. s. w., noch von dem natürlichen Vorkommen und der geographischen Verbreitung dieser verschiedenen Materialien über die Erde auch nur die geringste Ahnung hatten“.

Diese Worte sind eine entschiedene Herausforderung an die Archäologen, welche nicht unbeantwortet bleiben sollte.

So sehr nun bei dem Versuche einer Begründung dieser Behauptung richtige Einzelnheiten zu Tage gefördert werden, so sehr manche der letzteren wiederum von der tiefen Sachkenntniss des Verfassers in seinem Fache Zeugniss geben, so müssen wir doch obige Ansicht selbst als einen grossen und unbegreiflichen Irrthum bezeichnen, der nur darum möglich wurde, weil Fischer selbst nicht frei von der Einseitigkeit ist, welche er den Archäologen vorwirft, indem er immer nur die einzelnen Artefacte ohne allen Zusammenhang untersucht und auf die Fundverhältnisse und ihre Bedeutung aber auch nicht die geringste Rücksicht nimmt. Um so gefährlicher aber für die Wissenschaft muss ein solcher Irrthum sein gerade wegen der Autorität dessen, von dem er ausgeht. Es ist darum gewiss nicht unnütz, die verschiedenen Arten der Anfertigung von Steingeräthen und ihre Beziehungen zu der Chronologie der Urgeschichte eingehender in's Auge zu fassen.

Es stände fürwahr schlecht um die Urgeschichtsforschung, wenn wir immer nur auf das blosse Theoretisiren angewiesen wären, um einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Fundgegenständen zu

suchen, deren Alter zu bestimmen und sie endlich in ein System einzureihen. Wir sind vielmehr in der glücklichen Lage, an vielen Orten aus ungestörten Schichtenablagerungen die geschichtliche Aufeinanderfolge der Entwicklungsstufen unmittelbar abzulesen. Und auch wo dies nicht der Fall ist, wo uns allein Funde aus ein und derselben Culturperiode vorliegen, sind diese in der Regel nicht auf ein einziges oder einige wenige Geräthe beschränkt. Wir haben es vielmehr bei Gräbern und Opferstätten, bei alten Ansiedlungen und Abfallsplätzen in der Regel mit einer grossen Zahl von Culturresten zu thun, und auch mitgefundene Reste der Fauna und Flora, der wilden sowohl wie der gezüchteten, geben uns Anhaltspunkte für eine relative Zeitstellung der betreffenden Funde.

Da man nun in den tiefsten Schichten und zusammen mit Knochen von Mammuth und Rhinoceros, von Höhlenbär und Renthier, überhaupt von Repräsentanten einer ausgestorbenen oder ausgewanderten Thierwelt immer nur geschlagene Steingeräthe gefunden hat und die Zahl solcher Beobachtungen auch ausreichend ist, um eine Induction zuzulassen, so kann es als eine erwiesene Thatsache gelten, dass der ausschliessliche Gebrauch geschlagener Steinwerkzeuge einer früheren Zeit angehört. Niemals noch wurden in Gesellschaft der Reste ausgestorbener Thiere polirte Steingeräthe gefunden.

Was im Besonderen Europa betrifft, so geht hier zugleich mit der Einführung der geschliffenen Steingeräthe eine so durchgreifende Veränderung in Haushalt und Lebensweise des Menschen vor sich, dass wir mit Recht die ganze Urgeschichte danach in zwei Hauptperioden theilen könnten. Denn nicht nur die Existenz einer wesentlich der heutigen entsprechenden wild lebenden Fauna fällt damit zusammen, sondern auch das Bekanntwerden des Menschen mit einer Zahl von Hausthieren (die es früher überhaupt ausser dem Hunde kaum gegeben hat), ferner, wie sich aus dem Gebrauche des Drillbohrers zur Hammerbohrung schliessen lässt, die Anwendung einer ziemlich mühelosen Feuererzeugung und endlich, als das wichtigste, der Beginn des Ackerbaues. Und sollten auch manche dieser Fortschritte nur zeitlich, nicht ursächlich mit der Anwendung der geschliffenen Steingeräthe zusammenhängen, so wählte man doch passend die Bezeichnung einer ganzen Periode gerade von ihnen, da sie, zumal die Steinäxte, ein sehr allgemeines Vorkommniss sind. Wie die Leitmuschel eine geologische Formation, so kennzeichnen sie eine urgeschichtliche Epoche.

Diesen Thatsachen gegenüber hätte es keine Bedeutung, wenn Professor Fischer wirklich den Beweis erbracht hätte, dass das Schleifen von Steinwerkzeugen leichter und einfacher sei, als das Zurechtschlagen. Wir könnten, dies angenommen, nur constatiren, dass auch hier wiederum, wie so oft anderwärts, das leichte und einfache Verfahren darum nicht das ursprüngliche gewesen ist.

Sehen wir indess näher zu. Dem Urmenschen, der sich mit Werkzeugen auszurüsten begann, war wohl nicht derselbe Gedankengang geläufig wie uns, die wir beide Methoden kennen und uns nach den Vortheilen, welche sie bieten, für die eine oder die andere entscheiden würden; er musste vielmehr beide erst erfinden oder besser gesagt entdecken. Wir müssen uns darum hier das Werkzeug nicht in seiner vollendeten Gestalt vor Augen halten, sondern auf seine allmälige Entwicklung zurückgehen.

Ursprünglich mag wohl der aufgelesene Stein ohne jegliche frühere Bearbeitung benützt worden sein. Nach und nach wird man vor Allem scharfkantige Steine ausgesucht haben; vielleicht bemerkte man auch, dass gewisse Steine bei dem Hiebe, den man mit ihnen führte, in scharfe Splitter zersprangen, die dann zum Schneiden vorzüglich geeignet waren. Dies leitete einerseits zur Bearbeitung durch Zurechtschlagen, andrerseits wurden so dem Menschen von der Natur der Feuerstein und ähnliche einfache Mineralien gleichsam in die Hand gespielt; denn nur diese sind spröde und zerspringen daher leicht, nur diese weisen muscheligen, scharfkantigen Bruch auf, der eben ihre besondere Brauchbarkeit zu Schneideinstrumenten ausmachte. War man aber einmal gewohnt, den Feuerstein zu Werkzeugen zu verwenden, so war die Erfindung des Schleifens damit an und für sich schon vorderhand unmöglich, denn die vorgenannten Mineralien lassen sich in Folge ihrer Härte nur durch Anwendung von scharfem Sand und Wasser abschleifen, und selbst diese Operation ist noch eine überaus langwierige. Professor Fischer selbst erklärt, dass die Silexinstrumente, so wie sie uns vorliegen, durch Schlagen gewonnen wurden und nur durch Schlagen gewonnen werden konnten, was freilich wieder eine zu weitgehende Behauptung ist und auch mit anderen Stellen seiner Abhandlung in Widerspruch steht. Jedenfalls sahen wir, dass die Bearbeitung durch Zurechtschlagen die näherliegende ist.

Geradezu unverständlich ist es, wenn Professor Fischer als Beweis für das Gegentheil Folgendes an-

führt: „Ist nun ein solches (Silex-) Beil durch Zurechtschlagen in die gewünschte Form gebracht, so gehört weiter gar keine Kunstfertigkeit mehr dazu, dasselbe auch nachträglich noch zu schleifen“ (was kurz vorher für unmöglich erklärt wurde), „sondern man braucht hiezu nur noch Zeit, Geduld, Schleifsteine, Sand und Wasser.“ Angenommen selbst, dass letztere Thätigkeit wirklich einfacher ist, als die erstere; so sollte man doch glauben, dass es einfacher ist, einen Stein nur zu behauen, als ihn zu behauen und dann noch zu schleifen.

Die geschliffene Axt ist indess nicht nur der Zeit ihres Gebrauches nach *später*, sondern auch ihrem praktischen Werthe nach *höher* anzusetzen als die zugeschlagene. Letzterer Umstand darf nicht so wegwerfend behandelt werden, wie es Professor Fischer thut, wenn er sagt: „Das Schleifen ..... wo es wirklich geschah, mag viel eher einen besonderen technischen Zweck (z. B. um mit einem nach der Schneide hin geschliffenen Beil leichter als Keil in den Riss eines Baumes behufs der Spaltung einzudringen) gehabt haben, als dass eine ästhetische Absicht zu Grunde gelegen wäre.“ Danach sollte man annehmen, dass beim Zurechtschlagen im Gegensatze zum Schleifen eine ästhetische Absicht wirklich zu Grunde lag. Warum stellt auch sonst Professor Fischer das behauene Geräth höher? Oder sollte sich gar der schreckliche Verdacht bewahrheiten, dass wir es hier mit der Verwechslung der Begriffe „ästhetische Absicht“ und Kunstfertigkeit zu thun haben?

Das muss allerdings zugestanden werden, dass sich unter den geschlagenen Steinwerkzeugen solche finden, die mehr Kunstfertigkeit erforderten als irgend ein geschliffenes Geräth. Aber gerade diese gehören der „Zeit der geschliffenen Geräthe“ an; es sind vor allem Dolche, Lanzenspitzen und Pfeilspitzen, die, wie Professor Fischer selbst anführt, niemals geschliffen wurden. Freilich ist es nicht klar, wie dieser Umstand ein Argument für *seine* Ansicht sein soll. „Die allerschwierigst herzustellenden Silexinstrumente vollends“ — so seine Worte — „nämlich Lanzen- und Pfeilspitzen, bei denen man also von Seite derjenigen, welche die polirten Instrumente glauben höher stellen zu sollen, am allerehesten Politur erwarten müsste, wurden unseres Wissens gerade gar niemals polirt, hätten auch durch diesen nachträglichen Vorgang an der Fähigkeit, den Feind durch möglichst viele scharfe, schneidige Stellen zu verletzen, wesentlich eingebüsst.“

Damit ist selbst eine sehr zutreffende Erklärung dafür gegeben, warum die besprochenen Gegenstände nicht geschliffen sind. Wenn man aber denjenigen, „welche die polirten Instrumente glauben höher stellen zu sollen“, zumuthet, bei diesen Gegenständen trotz der offenbaren Unzweckmässigkeit eine Politur zu erwarten (warum eigentlich ist nicht gesagt), so heisst dies doch die geistige Fähigkeit dieser Leute ein wenig zu sehr unterschätzen.

Ist es aber nicht ein Zeichen höherer Cultur, wenn man die Werkzeuge je nach ihren verschiedenen Zwecken verschieden arbeitet; wenn man die Holzaxt schleift, um glatte Hiebflächen zu erzielen und um leichter und schneller zu arbeiten; die Pfeil- und Lanzenspitze hingegen zuschlägt, um damit tödtlicher zu versehren?

Bekanntlich steht uns derjenige Organismus höher, der für verschiedene Verrichtungen verschiedene Organe besitzt; ebenso diejenige menschliche Gesellschaft, in welcher die Verwendung verschiedener Individuen zu verschiedenen Zwecken der Gesellschaft, das ist die Arbeitstheilung, ausgebildeter ist. Aber auch beim einzelnen Menschen finden wir eine Analogie zu der Arbeitstheilung. Zu den natürlichen Organen treten bei ihm die künstlichen Werkzeuge hinzu; und in dem Masse, als er für die verschiedenen Lebenszwecke verschiedene Geräthe benützt, in demselben müssen wir ihm einen Fortschritt zugestehen. Darum bedeutet uns auch die Zeit der polirten Steingeräthe eine höhere Stufe menschlicher Culturentwicklung als die vorhergehende.

Wenn wir bisher sahen, dass die alleinige Bearbeitung der Steingeräthe durch Zurechtschlagen die primitivere ist, ja dass der Gebrauch des Feuersteines und ähnlicher Mineralien die Erfindung des Schleifens sehr erschwerte, so entsteht nun die Frage, wie dieselbe überhaupt gemacht werden konnte.

Merkwürdiger Weise finden wir zu Ende der Zeit der behauenen Steingeräthe bereits geschliffene Knochenwerkzeuge. Beim Knochen war die Erfindung des Schleifens möglich, weil seine geringe Härte eine derartige Bearbeitung nicht verhinderte, und man sicherlich frühzeitig schon scharfe Knochensplitter in die Zahl der Werkzeuge aufnahm. Offenbar hat auch in diesem Falle die Natur selbst wieder den Weg zum Fortschritt gezeigt, indem der Mensch bald wahrnehmen musste, wie der Knochensplitter, der ihm als Werkzeug diente, schon durch längeren gleichartigen Gebrauch abgeschliffen wurde, was bei den Feuersteingeräthen niemals eintrat, wie ja das

die Tausende der Fundstücke thatsächlich zeigen. Da aber, wie schon bemerkt wurde, neben dem Knochen der Silex allein in Verwendung war, der ein Schleifen mit einfachen Mitteln nicht zuliess, so war die weitere Ausnützung der Erfindung vorderhand ausgeschlossen. Wir könnten nur annehmen, dass man irgendwo aus Mangel an dem gewohnten Materiale oder aus Irrthum zu einem nicht spröden Gesteine griff und daran die Erfindung auch des Steinschleifens machte. An und für sich enthielte diese Annahme nichts Unwahrscheinliches.

Dem gegenüber ist es jedoch bedeutsam, dass das Auftreten der geschliffenen Steingeräthe zusammenfällt mit der Einführung des Ackerbaues. Wenn es nicht bereits bekannt war, musste das Zermalmen und Zerreiben von Körnern nothwendig zur Entdeckung des Steinschleifens führen. Dass sie wirklich erst dadurch geschah, kann indess nur als Vermuthung hingestellt werden, so bestechend es auch wäre, dadurch zwischen zwei anscheinend zugleich auftretenden Culturerrungenschaften einen tieferen Zusammenhang herzustellen. Dieser Vermuthung kann es übrigens nicht widersprechen, wenn heute der Steinschliff auch nicht ackerbautreibenden oder fruchtsammelnden Völkern eigen ist; ist doch in vielen Gegenden der Ackerbau von der Natur selbst schon ausgeschlossen, und fällt es doch überhaupt einem Volke sehr schwer, seine ganze Lebensweise zu ändern, während es einzelne Culturerrungenschaften leicht von aussen in sich aufnimmt.

Was den Rohstoff betrifft, welcher zu den geschliffenen Steingeräthen verwendet wurde, so besteht dieser naturgemäss zumeist aus zähen und minder harten Gesteinsarten. Anfangs mögen ausschliesslich solche Geschiebe benützt worden sein, welche in Folge ihrer Form nur mehr ein geringes Mass von Bearbeitung erforderten; so allgemein aber, wie Professor Fischer annimmt, war dies schon darum nicht, weil bei dem grossen Bedarfe das unmittelbar geeignete Material schliesslich ausgehen musste. Dann sah man sich genöthigt, zu grösseren Stücken zu greifen und sie zuerst theils durch Sägeschnitt, theils durch Zurechtschlagen in eine solche Rohform zu bringen, die zum Schlusse ohne besonderen Zeitaufwand durch Schleifen zum vollendeten Werkzeuge ausgearbeitet werden konnte. Unrichtig ist es, dass diese Gesteine „bei dem Mangel an Metallhämmern gar nicht (oder nur mit ganz unverhältnissmässiger Anstrengung) durch Schlagen in die Form von Beilen oder Meisseln gebracht werden" konnten; sondern das vorherige Behauen geschah geradezu in der Regel. Solche unvollendete Beile liegen uns thatsächlich in nicht geringer Anzahl vor, wogegen Exemplare, die lediglich durch Zuschleifen von Geschieben hergestellt wurden, in den Museen zu den grossen Seltenheiten gehören. Wenn man die Steingeräthe doch zuletzt noch dem Schleifen unterzog, so geschah dies nicht, weil man sie durch Behauen nicht in die gewünschte Form bringen konnte, — das ist vielmehr thatsächlich in den allermeisten Fällen geschehen — sondern weil bei dem körnigen Gefüge der verwendeten Gesteine durch Zurechtschlagen keine scharfe Schneide herzustellen war.

Den gewünschten vollständigen Aufschluss über die Herstellung polirter Steingeräthe geben die Funde vom Götschenberge bei Bischofshofen im Pongau, wo zuerst Bergverwalter Pirchl erfolgreiche Nachforschungen veranstaltete, die fortzusetzen mir selbst im Sommer vorigen Jahres vergönnt war*). Neben vollständigen, zum Theil durch den Gebrauch schon schadhaften Steingeräthen zumeist aus Serpentin kam dort eine noch grössere Zahl von unvollendeten Werkstücken der gleichen Gesteinsart zu Tage.

Von diesen nun weisen zwar manche hie und da noch Geschiebflächen auf; alle aber sind mehr oder weniger durch Behauen in ihre Axtform gebracht; eines zeigt nebenbei den Sägeschnitt.

Ausserdem war zugeschlepptes noch ganz unverarbeitetes Rohmaterial vorhanden; darunter ein Block von schönem Serpentin, der gewiss für mehrere Aexte und Hämmer ausgereicht hätte. Ja, um das Bild vollständig zu machen, fanden sich auch die Werkzeuge zur Bearbeitung in Gestalt der bekannten sogenannten „Kornquetscher", jenes fast in allen vorgeschichtlichen Ansiedlungen vertretenen Universalinstrumentes, das aber hier sicherlich nicht zum Zermahlen des Getreides verwendet wurde, da zu diesem Zwecke sich hier schon vollkommenere Handmühlen, bestehend aus einer mehr oder weniger convexen Unterplatte und einer entsprechend concaven Oberplatte, in mehrfacher Zahl thatsächlich vorfanden. Auch kann für letztere Gegenstände eine andere Verwendung nicht angenommen werden. Endlich entspricht die Oberfläche der vorerwähnten Behau-

*) Man sehe hierüber den Bericht über die II. Versammlung österr. Anthrop. und Urgeschichtsforscher in Salzburg in den Mittheil. der Anthrop. Ges. in Wien. XI. B. S. 71.

steine genau derjenigen der unvollendeten Steinbeile. Diese wurden nämlich nur anfänglich durch Absprengen grösserer Stücke bearbeitet; später musste man, da die zähen Mineralien nicht so regelmässig muschelig abspringen, wie der Feuerstein, durch senkrecht auf die abzutragenden Gesteinspartien geführte Hiebe diese allmälig zu entfernen suchen, wobei sie nicht abgesplittert, sondern zermalmt wurden. Dadurch entstand jenes eigenthümliche gekörnte Aussehen, welches, wie schon erwähnt, ganz gleich ist auf den Behausteinen und den unvollendeten Aexten; ja auch auf den vollendeten Exemplaren noch häufig sich findet, an jenen Stellen nämlich, wo eine nachträgliche Politur unterblieb behufs festeren Sitzens im Schafte und besseren Anhaftens des bei der Befestigung gebrauchten Birkentheeres oder was sonst noch zu diesem Zwecke verwendet wurde.

Ein ganz besonderes Interesse gewinnt aber die Ansiedlung auf dem Götschenberge durch ihre Beziehungen zu den oberösterreichischen Pfahlbauten einerseits und zu dem vorgeschichtlichen Kupferbergwerke auf dem Mitterberge andererseits*). Mit letzterem hängt sie ja schon örtlich durch ihre Lage am Eingange des Mühlbach- und Gainfeldthales zusammen, welche beide den Zugang zum Bergwerke bilden. Uebrigens sind auch die gefundenen Culturreste ganz analog denen vom Mitterberg selbst. Mit den Pfahlbauten hingegen ist der Zusammenhang vor Allem durch den Charakter der Thonscherben und ihrer Ornamente hergestellt, deren Identität um so beachtenswerther ist, als dieselben nur einem beschränkten geographischen Gebiete angehören. Ausserdem hat die chemische Analyse bereits ergeben, dass das Kupfer der Metallgeräthe aus dem Mondsee sehr wahrscheinlich dem Mitterberge entnommen ist.

Es ist nun eine auffallende Erscheinung, dass die Pfahlbauten Oberösterreichs fast gar keine unvollendeten Exemplare von geschliffenem Steingeräth aufzuweisen haben. Gundaker Graf Wurmbrand, der Erforscher des Attersees und Traunsees, erwähnt keine solchen unter den Funden aus diesen Seen, und auch im Mondsee fanden sich neben mehreren hundert vollendeten Aexten nur einige wenige, die man als unvollendete Werkstücke bezeichnen könnte; ausserdem zwar zwei kleinere Geschiebstücke mit unfertiger voller (nicht ringförmiger) Bohrung; aber neben wirklichen Hämmern wiederum nicht ein unvollendetes Exemplar und nicht ein Bohrzapfen. Und doch war gerade bei den unvollendeten Geräthen die Gefahr grösser, verloren zu werden; denn das einmal geschäftete Geräth ward durch die Holzkeule über Wasser gehalten, wenn es hineinfiel; nur wenn es aus dieser aussprang, ging es wirklich unter. Abgesehen aber davon, dass das unvollendete Werkzeug leichter diesem Schicksale verfiel, mussten ja auch manche Stücke bei der Arbeit misslingen; es sollten wenigstens solche sich finden, und zum mindesten auch die vorerwähnten Bohrzapfen, die doch höchstens als Kinderspielzeug gebraucht wurden (wenn man sie nicht gleich wegwarf), und als solches doch auch über kurz oder lang verloren gingen, heute also auf dem Seegrunde liegen müssten.

Dem gegenüber bleibt uns nichts übrig, als eine anderwärtige Erzeugung dieser Gegenstände anzunehmen. Damit ist freilich zugleich die Frage, ob gewisse in den Pfahlbauten gefundene Hirschhornenden mit herumlaufenden Einkerbungen zur Hammerbohrung verwendet wurden, endgiltig dahin erledigt, dass diese gewiss einen anderen Zweck hatten.

Wie viele andere Folgerungen lassen sich indess noch aus der Beobachtung eines entfernten Ursprungs der Steingeräthe unserer Pfahlbauten machen? An der Salzach*) (in ihrem Bette finden sich alle verwendeten Gesteinsarten) musste eine Art von Handwerkerbevölkerung sesshaft gewesen sein, welche Tausende von Waffen und Werkzeugen verfertigte und durch Handel der Umgebung zuführte. Wir finden also trotz der noch ganz primitiven Hilfsmittel der damaligen Menschen bereits eine aus-

*) Dr. M. Much. Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg. Wien. Gerold & Comp. 1879.

*) Dass die Schuttbänke der Salzach und einzelner ihrer Nebenflüsse die grossen Vorrathskammern des Rohmaterials für die Steingeräthe sämmtlicher oberösterreichischer Pfahlbauten und der gleichzeitigen Landansiedlungen weit gegen Osten hin gewesen sind, kann nicht mehr zweifelhaft sein; sie allein lieferten alle Gesteinsarten — auch den Feuerstein — aus denen die Steingeräthe der Pfahlbauten angefertigt sind, während die unmittelbare Umgebung dieser Ansiedlungen (Kalkstein- und Sandstein-Zone) jedes geeigneten Materials ermangelten. Eine ähnliche versorgende Wirksamkeit übte weiter im Osten die Ens; die weiteren östlichen Alpengewässer führen nur Kalk- und Sandsteine, die zahlreichen Steinzeitansiedlungen Niederösterreichs waren daher mit dem Bezuge ihres Rohmateriales auf die Donau angewiesen, welche selbstverständlich, wenn auch sparsamer, die gleichen Gesteinsarten wie Salzach und Ens lieferte. Eine gleiche Function hat ohne Zweifel für einen grossen Theil des südlichen Baiern der Inn, für das südliche Schwaben der Rhein geübt. Dieser Hinweis dürfte am ehesten die Differenzen ausgleichen, welche in den Ansichten über die Bezugsquellen des Materials der Steingeräthe dieser Länder hervortraten.

gebildete Theilung der Arbeit, ein Verhältniss, das auch schon eine gewisse staatliche Organisation der Bevölkerung zur Voraussetzung hat.

Die nächste Veranlassung, welche hier zur Arbeitstheilung in so grossem Massstabe führte, war jedenfalls der Umstand, dass das fertige Geräth bedeutend leichter fortzuschaffen war, als das dazu erforderliche Rohmaterial, das man für eine heimische Production doch auch, und zwar aus derselben Gegend hätte herbeischaffen müssen. Dieser Grund erklärt es uns auch, warum andererseits die Kupfergeräthe in den Pfahlbauten selbst erzeugt wurden, wie das Vorkommen von Gussschalen daselbst beweist, deren bisher schon weit mehr als fertige Geräthe daselbst sich fanden. Bei der Verarbeitung von Kupfer gibt es eben keinen unbenützbaren Abfall; das Kunstproduct ist nicht leichter als das dazu erforderliche Rohproduct.

Jedenfalls war aber durch das hier nachgewiesene Bestehen eines Handwerkerstandes der Grund zu vielen technischen und künstlerischen Vervollkommnungen gelegt. Die geschickte Arbeit und Formschönheit vieler Thongefässe aus einer späteren Zeit spricht dafür, dass auch sie Erzeugnisse eines Kunstfleisses sind, der bereits nicht mehr Gemeingut Aller war. Und sollten wir nicht auch annehmen, dass sich wie der Erzeugung der Stein-, so später der Bronzegeräthe eine besondere Classe von Individuen bemächtigt habe? Dann allerdings wird uns die ausgezeichnete Arbeit der mittel- und nordeuropäischen Metallsachen aus der eigentlichen Bronzezeit, deren heimische Erzeugung man doch vernünftigerweise nicht mehr läugnen kann, nicht länger so unbegreiflich ercheinen.

Noch eine bedeutsame Beziehung verdient betont zu werden. Wenn nämlich die Steingerätharbeiter an den Salzachufern schliesslich das geeignetste Material in der Nähe aufgebraucht hatten, mussten sie dem Flussbette selbst und den Achen nach stromaufwärts vorzudringen suchen, um sich so die noch reichlicheren und noch nicht ausgebeuteten Ablagerungen der gewünschten Gesteine, vor Allem des Serpentins zu erschliessen. So wurden sie aber direct zu den Gold- und Erzlagern des oberen Salzachgebietes geführt. Gerade die Rauris, an der ein Goldbergwerk bereits in vorrömischer Zeit bestand, wie wir aus Plinius wissen, ist zugleich gold- und serpentinführend. Auch der glänzende Kupferkies musste jenen Leuten auffällig sein, welche die Gesteine noch mit mehr Aufmerksamkeit beachteten, als dies allgemein heutzutage geschieht, da kein Bedürfniss mehr die Benützung der Steine zu Geräthschaften und das Aufsuchen hiezu besonders geeigneter Stücke erfordert. Haben sich doch verschiedene durch Farbe, Glanz und Gewicht auffallende, zum Theil kupferhältige Mineralien im Pfahlbau im Mondsee in nicht geringer Anzahl gefunden.

Wenn man aber dem Laufe der Achen entlang dem Vorkommen der schimmernden Erzstücke nachging, musste man auf die vom Bache blossgelegten Erzadern selbst gelangen. Gewiss wurde man durch das Absuchen der Fluss- und Bachbette schliesslich auf die Metalllager geleitet.

Es ist in dieser Beziehung gewiss höchst beachtenswerth, dass selbst das Gezäh des ersten Bergmannes im Wesentlichen kein anderes, als das des Axtklopfers und Axtschleifers gewesen ist. Den Eichenkeil, den man früher in den Sägeschnitt einfügte und mit Wasser begoss (H. Fischer, Vergleichende Betrachtungen über die Form der Steinbeile auf der ganzen Erde. Kosmos, V. Jahrg., VIII. Heft, Seite 127), um den Serpentinblock zu zersprengen, legte man nun in die Risse und Spalten des erzführenden Felsens. Auch die Klopfsteine treffen wir wieder in ganz gleicher Gestalt bei und in den Kupfergruben und Schmelzstätten, nur mit verändertem Zwecke; hier dienten sie nämlich zusammen mit entsprechenden Schalensteinen, welche als Unterlage verwendet wurden, zur weiteren Zerkleinerung und Scheidung des Erzes. Die Schleifplatten endlich, mit denen dasselbe vor dem Schmelzen die letzte Zertheilung erfuhr, sind zwar nicht dem früheren Handwerkzeuge selbst nachgebildet, wohl aber einem anderen Geräthe der Steinarbeiter, nämlich ihrer Kornmühle.

Wir sehen also, dass mit dem schon vorhandenen Geräth des Steinarbeiters der Bergbau bereits betrieben werden konnte und, wie sich auf dem Mitterberg zeigte, auch wirklich betrieben worden ist. Für die bei der Teufung angewendete Feuersetzung fänden wir allerdings in der früheren Beschäftigung noch keine bestimmte Analogie, immerhin konnte die Einwirkung des Feuers auf die Herdsteine wohlbeachtete Fingerzeige gegeben haben.

So sind unsere grossen, aus einem reichen Quellgebiete herabkommenden Ströme, Jahrtausende bevor sie von Dampf bewegte Paläste tragen und unsere Städte mit blendendem Lichte zu übergiessen beginnen, Erreger und Träger menschlicher Cultur; hoffentlich werden weitere Funde im Salzburgischen über all die besprochenen Verhältnisse noch ein helleres

Licht verbreiten. Im Salzburgischen müssen ja nach allem Anzeichen grosse Werkplätze bestanden haben, welche die umliegenden Gegenden mit ihren Erzeugnissen versahen. Aehnliche Fabriksplätze mit Tausenden von Werkstücken hat man im Norden und auch bei uns in Deutschland (auf Rügen) schon mehrfach aufgedeckt; über kurz oder lang müssen sie auch an der Salzach gefunden werden, und in dieser Richtung die Aufmerksamkeit auf ein neues Feld der Untersuchung zu lenken, sollte neben der Widerlegung einer irrthümlichen Meinung Zweck dieser kurzen Abhandlung sein.

Holzgeräthe und Holzbau in Bosnien.

Von

Dr. Moriz Hoernes.

Wir begleiten mit kurzen Worten einige Abbildungen von hölzernen Geräthen und Bauten in Bosnien zur Veranschaulichung der primitiven Zustände, welche sich im Südosten unseres Welttheils, hart an den Grenzen abendländischer Cultur seit uralter Zeit erhalten haben.

Pflüge. Die Abbildungen verdanken wir freundlicher Mittheilung Sr. Excellenz des Herrn Bar. Helfert, welcher dieselben aus Bosnien geschickt erhalten. Die folgenden Bemerkungen entnehmen wir einem uns zur Verfügung gestellten Briefe des Herrn Dr. L. v. Lau, Director des k. land- und forstwirthschaftlichen Institutes Hohenheim, welcher diese Geräthe „in cultureller und historischer Beziehung höchst merkwürdig und erschreckend roh" findet.

„Bei der Form Fig. 1 bemerkt man, wie der Pflug aus einem gekrümmten Baume hervorgegangen ist, denn die Sohle *a* (Dentale) ist nur die Fortsetzung des senkrechten Holzstieles *b*. Beide zusammen stellen einen Haken dar, wobei die Anspannung meist an einem aufsteigenden Baume (Deichsel, Grindel, temo) angebracht wurde. Hieraus entstand die Form oder , welche man an einem turkomanischen, an altegyptischen und altindischen Pflügen findet, desgleichen an einem altrömischen (Stadt-) Pflug und zwei ceylonischen. Ueberall ist hier der Baum gerade. Bei anderen Geräthen ist der Baum geschweift (buris, Krümmel), wodurch diese Gestalt entsteht oder oder

Von letzterer Gestalt, aber durch Siehle und eiserne Doppelschaar bereichert, kenne ich das Geräth aus Istrien, nämlich den Ralo von Bure .

Bei allen drei Pflügen aus Bosnien ist kein Eisen angewendet. Es fehlen: das Messer zum senkrechten, die Schaar zum wagrechten Abschneiden des Bodens und das Erd- oder Strichbrett, um den Boden behufs Lockerung zu verschieben; also Alles, was heutzutage den Pflug ausmacht. Wir haben es daher in allen drei Fällen mit äusserst primitiven Geräthschaften zu thun."

„Die Form Fig. 1 ist insofern die älteste, als die Handhabe zur Führung vollkommen fehlt. Der Hebel mit seiner Wirkung ist dem Ackernden annoch unbebannt. Bei der Form Fig. 2 beginnt ein Rudiment der Handhabe, weil der Pflug bei aufgebogenem Grindel um ein Drittel niedriger ist als die Deichselspitze. Bei der Form Fig. 2 verläuft der Grindel wagrecht vom Joch nach hinten oder nur wenig geneigt. Der Pflug ist daher sehr hoch, und der Führer muss das plumpe Geräth mit aller Anstrengung vor dem Schwanken und Umfallen bewahren. Die Form Fig. 3 zeigt einen bedeutenden Fortschritt: der Hebel ist erfunden, der niedrige Grindel ruht auf dem Vordergestell fast genau so, wie heute an dem Pflug von Bergamo zu finden ist."

„Wegen der Nationalität dieses Trifoliums kann man in Verlegenheit kommen, zumal der Pflug zum grösseren Theile als prähistorisch anzusehen ist. Der griechische und altrömische waren vorgeschrittener und zeigen eine gewisse Verwandtschaft mit den Geräthen von Istrien und einem türkischen Pflug auf der Wiener Ausstellung von 1873. Diese drei bosnischen hingegen haben nur einen Verwandten, nämlich den kleinrussischen „Ralo", der aber schon eine Verbesserung in der Führung erfahren hat:

Die Zuspitzung in der Sohle ist bei beiden die gleiche. Beide Pflüge haben

doppelte Siehle. Demnach könnte man bei 1—3 auf altslavische Geräthe schliessen."

Das Wagenrad. (Fig. 4.) Ein charakteristischer Theil von dem landesüblichen vierräderigen Karren, der sogenannten „Araka", welche in den flacheren Gegenden Bosniens und der Herzegowina als locales Transportmittel, d. h. lediglich zum Einführen des Heues und der Feldfrucht von den Poljen benützt wird. Das Gestell des Wagens ist höchst einfach: ein kleiner viereckiger Kasten, von dessen Ecken vier hohe Stangen senkrecht emporragen. Kein Atom

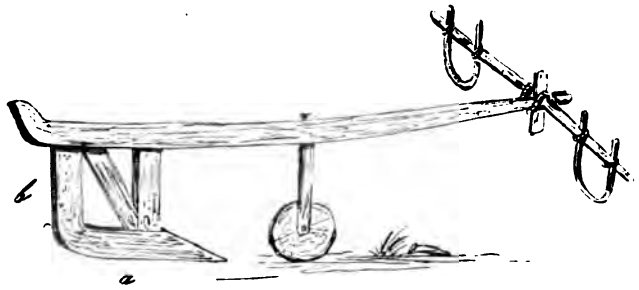


Fig. 1.

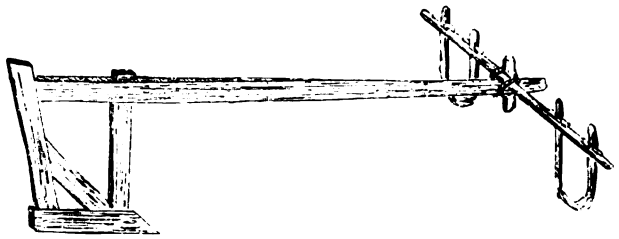


Fig. 2.

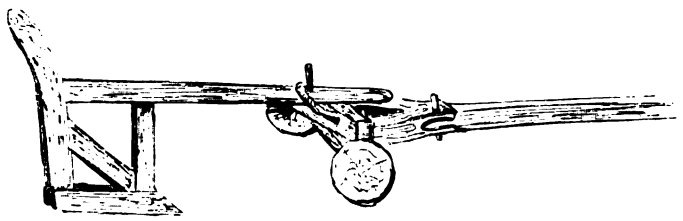


Fig. 3.

Eisen befindet sich an dem ganzen Gefährt, welches durch die stete Reibung der mangelhaft passenden Theile beim Fortrollen ein unaufhörliches misstönendes Knarren und Kreischen erzeugt. Zwei bis drei, auch mehr Paare kleine Ochsen ziehen diese Karren auf den mühseligen Pfaden des Gebirgslandes über Steilen und Schluchten. Oft müssen sich die unermüdlichen Zugthiere fast knieend zu Boden legen, um die plumpe Last vorwärts zu bringen, deren Nettogewicht stets sehr gering ist und nur aus wenigen Steinen, Säcken oder Bündeln besteht. In der Posovina, dem Kreise Dolnji-Tuzla fand die statistische Aufnahme 8472 dieser Wagen, also doppelt so viel als durchschnittlich in den übrigen Kreisen Bosniens existiren. Im Kreise Mostar (Herzegowina) gibt es deren nur 252, wovon 109 auf den wegsameren Bezirk der Hauptstadt entfallen. In den Bezirken Bilek, Gacko, Ljubinje, Počitelj, Stolac und Trebinje fehlen selbst diese primitiven Gefährte *).

Ein Lehnstuhl mit menschlichen Händen und Füssen verziert. (Fig. 5.) Dieses originelle Möbel ist ein interessantes Specium nationaler Kunstindustrie-Anfänge und zugleich ein Beitrag zur anthropomorphischen

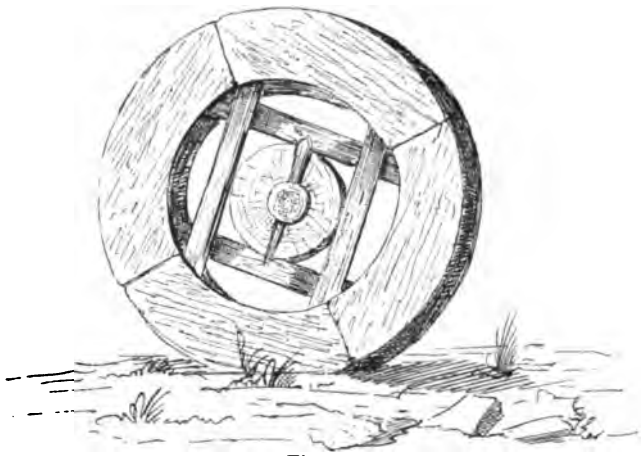


Fig. 4.

Fig. 5.

Somatologie der Geräthschaften, die ja in barbarischen und prähistorischen Erzeugnissen nicht minder vertreten ist, als in den classischen Geräthformen der griechischen Tektonik. Ich fand dasselbe bei dem Bauer Ilia Iliskovic in Mokro, Gemeinde Blato, Bezirk Mostar, Herzegowina.

Das Innere eines bosnischen Wohnzimmers. Ein fünf Schritte langer, drei Schritte breiter Raum

*) Man vergleiche die Abbildung des dalmatinischen Wagens in den „Urgeschichtlichen Notizen aus Dalmatien" von Prof. Dr. Woldřich in den Mittheil. d. Anthrop. Ges. B. VI. S. 53. Die Red.

bildete während dreier Monate (October 1878 bis Januar 1879) meine Behausung in Doboj. Das einzige Möbel desselben bestand in einem circa 80 Cm. hohen Kasten, dessen Deckel zum Aufschlagen war. Der Boden desselben war von drei Seiten nach der Mitte zu geneigt und communicirte durch eine Ausflussöffnung und eine Rinne mit der Aussenseite des Hauses. Anfangs zu minder erbaulichen Vermuthungen über den Zweck des Geräthes geneigt, erkannte ich dasselbe bald als Badewanne der Dame des Hauses, welche früher in diesem Raum logirte. Seither hatte ich in vielen, auch prunkvollen Wohnungen bosnischer Muhammedaner ähnliche, jedoch grössere, verzierte, eine ganze Zimmerwand einnehmende und

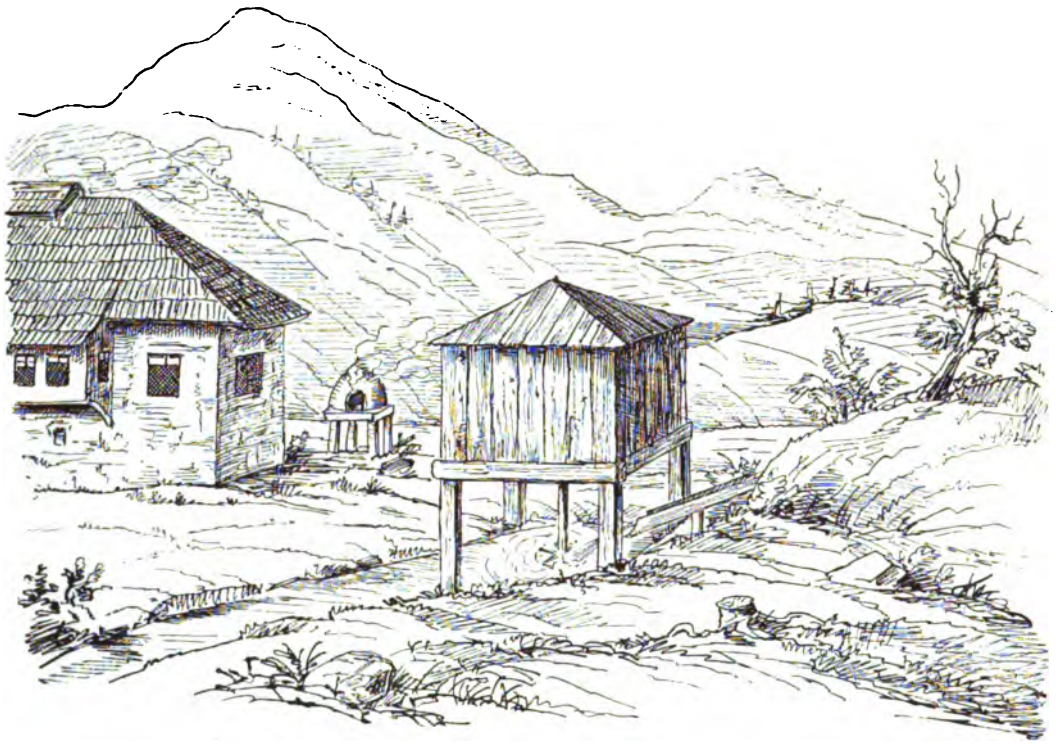


Fig. 6.

bis zur Decke reichende Badeverschläge gefunden. Von dem dreifach vergitterten Fenster ist der innere Rahmen, dessen unregelmässiges Gitterwerk mit kleinen Glasscheiben ausgefüllt ist, abzunehmen; das äussere enge Gitter springt etwas über die Hauswand vor. Wenn Glasscheiben brechen, werden sie vorerst (auch in grösseren Orten wie Doboj) durch Papier ersetzt, bis der in Sarajewo wohnhafte Glaser auf seiner Bereisung des Landes im betreffenden Orte einkehrt, was selten öfter als einmal im Jahre geschieht.

Bachmühle (Turbine) und Backofen. Diese Abbildung, welche wir ebenfalls der Freundlichkeit des Herrn Baron Helfert verdanken, zeigt das Anwesen eines in stundenweiter Entfernung von anderen Niederlassungen wohnenden Bosniaken, welcher genöthigt ist, sein Brot selbst zu mahlen und zu backen, wie dies zumeist im Lande geschieht. Daher die bescheidenen Dimensionen der Mühle und des Backofens. Maurer (Reise S. 336), der solche Backöfen zuerst bei Herrn Bjelalovac vor den einzelnen Häusern fand, hielt dieselben Anfangs für Spielereien. „Sie gleichen umgestülpten Waschkesseln, haben $1^1/_2$ bis 4 Fuss Durchmesser und 1—2 Fuss Höhe und stehen auf einer dick mit Lehm überzogenen Holzplatte, die auf vier etwa 1 Fuss hohen Pfählen ruht.“ Der kleine Erker an der Rückseite des Wohnhauses enthält den Lieblingssitz des Hausherrn, ist deshalb immer mit Teppichen und Polstern versehen und liegt stets nach der Seite, welche die schönste landschaftliche Aussicht gewährt. Die überhöhte Dachstelle dient dazu, den Rauch der Küche aus dem Innern des Hauses entweichen zu lassen.

Flussmühlen. Eine Gruppe solcher unterschlächtiger Mühlen, wie eine in Fig. 6 in der Mitte des Bildes zu sehen ist, ist an der Mündung der Plira in den Urbas bei Jaice, dicht über dem berühmten 80 Fuss hohen Katarakt der ersteren auf Felsblöcken angelegt. Einige hundert Schritte oberhalb des Falles an der Holzbrücke über die Plira steht eine zweite Gruppe grösserer Mühlen mitten im Fluss.

Merkwürdige Lanzen der Schilluk-Neger.

Von

Franz Heger.

Von Herrn E. Marno Bey, dem die anthropologisch-ethnographische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums schon manche werthvolle Bereicherung ihrer afrikanischen Sammlungen verdankt, sind vor einiger Zeit wieder eine Anzahl interessanter ethnographischer Gegenstände aus den Negerländern am oberen weissen Nil eingelangt. Unter denselben befinden sich auch zwei Speere von dem Negerstamme der Schilluk, deren Spitzen nicht, wie dort sonst allgemein verbreitet, aus Eisen (mitunter auch aus Kupfer) bestehen, sondern die durch ein ziemlich langes, gerades Antilopenhorn gebildet werden. Die Speere, deren Schäfte aus einem harten, manche Unregelmässigkeiten aufweisenden Holzstabe bestehen, haben eine Länge von etwa 2·26 M. Die Spitze der einen bildet ein 55 Cm. langes, am unteren Ende gerade abgeschnittenes Horn: der Schaft ist ganz einfach in die Höhlung des Hornes hineingesteckt. Das Horn des zweiten Stückes ist nur 36 Cm. lang, der Schaft ebenfalls in die Hornhöhlung hineingesteckt und überdies noch auf eine eigenthümliche Art befestigt. Es ist nämlich über ein Stück des oberen Schafttheiles sowie über das untere Ende der Hornspitze ein enthaartes Fellstück wie eine Scheide darüber gezogen. Dieses lederartige Fellstück ist nicht etwa zusammengenäht, sondern es bildet ein continuirliches, cylindrisches Stück, das wahrscheinlich von den unteren Extremitätstheilen eines kleineren Thieres herrührt. Der Freundlichkeit des Herrn Custos A. v. Pelzeln verdanke ich die zoologische Bestimmung der die Spitzen bildenden Hörner: beide stammen von der Elenantilope (Oreas canna Pall., Antilope oreas Gray), und zwar von jüngeren Individuen dieser Art, da die schraubenförmig umlaufenden Wulste fehlen (möglicherweise auch künstlich entfernt sind).

In einem an Herrn Hofrath Dr. F. v. Hochstetter gerichteten Schreiben ddo. Famaka in Fazzogl, 12. Februar 1882, macht nun Herr Marno Bey auf diese Stücke besonders aufmerksam. Es heisst darin: „Es befinden sich dabei auch zwei Lanzen der Schilluk, die ein Unicum sein dürften, indem ihre Spitzen nicht von Eisen, sondern von Antilopenhorn sind, wie sich solcher die Schilluk früher, als Eisen für sie noch schwieriger und kostbarer war, als jetzt (in ihrem Lande kommt keines vor und erhalten sie dasselbe von benachbarten Stämmen, hauptsächlich von den Dör etc.), allgemein bedienten."

„Noch interessanter werden diese Lanzen mit Antilopenhorn dadurch, dass Kambyses nach Herodot unter anderen Völkern Afrikas auch die Nyza bezwungen haben soll, welche Lanzen mit Antilopengehörnen besassen, und auch Xerxes soll unter seinen äthiopischen Hilfstruppen solche mit dergleichen Lanzen bewaffnete Neger gehabt haben."

„Heutigen Tages besitzen die Schilluk wie die anderen eiserne Lanzen und der König der Schilluk erwähnte mir eigens, dass diese Lanzen ihre ursprünglichen, alten sind, ehe sie Eisen gekannt haben."

Diese Bemerkungen veranlassten mich nun, die Sache weiter zu verfolgen: ich durchsuchte den Herodot (in der ausgezeichneten Uebersetzung von J. Chr. F. Bähr); namentlich wandte ich mein Augenmerk auf jene Stellen, welche auf die alten Aethiopier Bezug haben, und kam dabei zu folgenden, gewiss nicht uninteressanten Resultaten.

Vorerst schien es mir wichtig, festzustellen, welche Völker Herodot unter dieser Bezeichnung zusammenfasst und welche Wohnsitze er denselben zuweist. Es ergibt sich nun, dass er unter der Bezeichnung Aethioper sowohl asiatische, als afrikanische, schwarze Völkerstämme bezeichnet. Buch VII, Cap. 70 heisst es:

„Die Aethioper aber von Sonnenaufgang her (denn es befanden sich im Heere*) zweierlei Aethioper) waren den Indern zugetheilt, in Gestalt waren sie von den anderen **) gar nicht verschieden, sondern nur in der Sprache und im Haarwuchs. Denn die Aethioper von Sonnenaufgang haben gerade***) Haare, die aus Libyen aber haben unter allen Menschen ein am meisten gekräuseltes Haar."

Dazu bemerkt nun der Uebersetzer Bähr in einer Note: „Der Name Aethioper scheint im hohen Alter-

*) Des Xerxes gegen Griechenland.
**) Den afrikanischen Aethiopern.
***) i. e. Schlichte.

thum einen weiteren Sinn gehabt, und auf die den südlichen, vom Meer umflossenen Erdrand bewohnenden, daher auch der Hitze insbesondere ausgesetzten Völker überhaupt bezogen worden zu sein: daher schon Homer unter ihnen zwiefach unterscheidet. Odyss. I, 22 ff.

Aber der Gott war fern zu den Aethiopern gegangen,
Völkern, getheilt zwiefältig am äussersten Saume der Erde,
Dort, wo Helios Licht aufsteigt, hier, wo es hinabsinkt."

In gleicher Weise unterscheidet Herodotus, der schon Buch III, Cap. 94 die asiatischen Aethiopier unter den Völkern der persischen Monarchie aufgeführt hatte, hier sorgfältig zwischen den Aethiopiern, welche bei Sonnenaufgang, also im Osten, in Asien wohnen, und denen, welche bei Sonnenuntergang, im Westen, in Libyen (Afrika) wohnen, oberhalb Aegypten, und durch ihren Haarwuchs als ein Negerstamm sich darstellen, während die asiatischen Aethiopen sich den Indern nähern und auch in deren Nähe, in den Landschaften Gedrosien und Karamanien wohnen, mithin eher als ein Volk indischer Abstammung erscheinen.

Unter diesen asiatischen Aethiopen versteht Herodot also allem Anscheine nach die schwarze Bevölkerung Indiens. Er nennt sie auch die kalatischen Inder, unterscheidet dieselben aber streng von den anderen Indern, „welche bei weitem das zahlreichste Volk sind unter allen, die wir kennen" (III. Buch, Cap. 94). Unter letzteren ist also die zahlreiche hellere Bevölkerung Indiens zu verstehen. Es entsprechen also die asiatischen Aethiopen Herodot's der Dravida-Rasse Indiens, dagegen seine Inder schlechtweg den heller gefärbten, arischen Einwanderern.

Bei der Aufzählung der Völker, welche dem Darius statt des Tributes nur Geschenke darbrachten, heisst es Buch III, Cap. 97: „die an Aegypten angrenzenden Aethiopier, welche Kambyses auf seinem Zuge gegen die Makrobier unterworfen hatte, die um die heilige Mysa wohnen und dem Dionysus Feste feiern. Diese Aethiopier, sowie die ihnen Anwohnenden haben denselben Samen wie die kalatischen Inder und leben in Wohnungen unter der Erde." Nach diesem kann ich mir unter diesen Aethiopiern, auf welche diese Stelle speciell Bezug nimmt, keinen Negerstamm vorstellen, da die eigentlichen negerähnlichen Aethiopier nach anderweitigen Bemerkungen Herodot's weit südlicher wohnen, und hier auf dieselbe Abstammung mit den asiatischen Aethiopiern hingewiesen wird, die ja schlichtes Haar (Friedrich Müller zählt die Dravida's zu den Lockenhaarigen) haben, während die libyschen Aethiopier „unter allen Menschen ein am meisten gekräuseltes Haar besitzen". Ich glaube, dass unter diesen Bewohnern der heiligen Nysa ein Nubastamm zu verstehen ist: die Vertreter desselben haben zwar eine dunkle Körperfarbe, ihre Gesichtsbildung und ihr Haar weicht aber vollkommen von jenem der eigentlichen Neger ab, zeigt hingegen viel Aehnlichkeit mit dem der heutigen dravidischen Bevölkerung Indiens. Diese Aethiopier sassen also schon damals wie heute südlich von den Aegyptern, und südlich von ihnen wohnten, ebenfalls wie heute, erst die negerartigen Aethiopier.

Dass dieses „heilige Nysa" Herodot's die Bezeichnung für einen Ort oder Landstrich und nicht, wie Marno bemerkt, der Name eines Volkes ist, beweist ausser dem Vorstehenden noch folgende Stelle im Buche II, Cap. 146: „Nun behaupten die Hellenen, Zeus habe den Dionysos gleich nach seiner Geburt in seine Hüfte genäht und nach Nysa, das oberhalb Aegypten in Aethiopien liegt, gebracht."

Ueber den bekannten Feldzug des Kambyses gegen die Aethioper heisst es Buch III, Cap. 17: „Nach diesem ging Kambyses mit sich zu Rathe über einen dreifachen Kriegszug, wider die Carthager, wider die Ammonier und wider die langlebenden Aethiopier, welche an dem südlichen Meere Libyens wohnen."

Der Uebersetzer Bähr bemerkt dazu Folgendes: „Einige wollen hier an die südwärts vom Meere, im heutigen Senaar um den weissen Fluss (den einen stärkeren Arm des Nil) wohnenden Völker denken: da aber Herodot diese Aethiopier als Anwohner des Meeres bezeichnet, so wird man richtiger an die ausserhalb der Enge von Bab el Mandeb, an der Südküste des Golfes von Aden, bei dem Cap Guardafui sich hinziehenden Striche zu denken haben, wo jetzt die Somalis wohnen."

Diese Erklärung erscheint mir sehr unwahrscheinlich, da erstens die Entfernung bis zum indischen Ocean eine sehr grosse ist und, was noch wichtiger scheint, diese Gebiete von Aegypten auf dem Landwege durch die mächtigen Gebirgsländer Abessyniens getrennt sind; und doch zog Kambyses auf dem Landwege gegen diese Aethiopier aus, um die von ihnen bewohnten Länder zu erobern. Viel einfacher scheint es mir, bei diesem südlichen Meere Herodot's an einen der grossen innerafrikanischen Seen (Victoria- oder Albert-Nyanza) zu denken, die ja die eigentlichen Quellseen des weissen Nil sind, und

dadurch in unmittelbarer Verbindung mit den unteren Nilländern stehen.

Nach dieser langen Abschweifung endlich zu der unsere Speere betreffenden Stelle Herodots: Bei der Aufzählung der Bestandtheile des grossen Heeres des Xerxes, welches derselbe gegen Griechenland führte, heisst es Buch VII, Cap. 69: „Die Aethiopier waren in Panther- und Löwenfelle gekleidet und hatten Bogen, welche aus dem Stiel des Palmbaumes verfertigt waren in der Länge von nicht weniger als vier Ellen, und darauf kleine Pfeile von Rohr; statt des Eisens war ein scharfer Stein daran angebracht, mit welchem man auch die Siegelringe schneidet; dazu hatten sie Speere, auf welchen ein spitz auslaufendes Horn einer Gazelle, nach Art einer Lanzenspitze angebracht war: auch hatten sie noch (mit Eisen) beschlagene Keulen."

Daraus geht nun ein Zweifaches hervor, nämlich erstens, wie ungemein lange sich mitunter die Verwendung gewisser Materialien zur Verfertigung wichtiger Gebrauchsgegenstände erhalten kann, wenn dieselbe einmal in der Art durch Alter und Tradition geheiligt ist, und zweitens, dass die damaligen Aethioper schon das Eisen kannten, wenngleich es bei ihnen noch selten war. Diese Speere haben heute bei den Negern wohl nur die Bedeutung von Reliquien, die von Zeit zu Zeit eben nur zur Erhaltung der alten Tradition angefertigt werden und wahrscheinlich in manchen bevorzugten (Häuptlings-) Familien als Erbstücke aufbewahrt werden; denn es wird wohl heute keinem Neger beifallen, dieselben für ebenso gut oder für noch besser zu halten, als ihre mit vortrefflichen Eisenspitzen versehenen Lanzen, die sie sich unschwer verschaffen können.

Noch etwas Wichtiges geht aus dieser kurzen Studie hervor, nämlich dass schon zur Zeit Herodot's (ja eigentlich schon vor derselben) gerade wie heute am oberen Nil echte Negerstämme sassen und nördlich von denselben, gegen Aegypten zu wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen Nubier; dass also schon damals in dem östlichen Theile Nordafrikas, namentlich im Nilthale, eine der heutigen ähnliche Völkerschichtung existirt haben muss. Wanderungen und Völkerverschiebungen in grossem Massstabe haben also wahrscheinlich seit jener Zeit in diesem Theile Afrikas nicht mehr stattgefunden. Es zeigt uns das, wie stabil mitunter Völkerverhältnisse in gewissen Gegenden durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende trotz ihrer ziemlich exponirten Lage bleiben, und dass es jedenfalls schon grosser, allgemein wirkender Ereignisse bedarf, um grössere Völkerverschiebungen zu veranlassen.

Die „Todtengrotte im dürren Thal" bei Blansko in Mähren.

Von

Florian Koudelka.

Unter die beliebtesten Partien der nördlichen Umgebung Brünns gehören Adamsthal und Blansko, und sie werden deshalb auch von den Touristen während des Sommers sehr häufig besucht. Von Adamsthal zieht sich in östlicher Richtung das romantische Josefs- und Kiriteinerthal mit den oftbesuchten, wissenschaftlich hochwichtigen Höhlen Evagrotte, Býči skála und Výpustek, während man von Blansko durch das reizende Punkwathal zu dem weitbekannten Erdfall Macocha gelangt.

Auch das Punkwathal ist mit zahlreichen Höhlen ausgestattet; kaum tritt bei der Altgrafenhütte der Devonkalk in abschüssigen, fast senkrechten Thalwänden auf, als man auch schon grössere und kleinere Spalten und Oeffnungen in demselben bemerkt, die auf unterirdische Räume hinweisen.

In einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Stunden von der Station Blansko spaltet sich das Punkwathal, unweit der sogenannten Steinmühle, in zwei Aeste, von denen uns das zur rechten Hand gehende nach der Ortschaft Ostroco führt. Dies ist das „dürre Thal", eines der höhlenreichsten im mährischen Devon*). Fast sämmtliche dieser Höhlen liegen in

*) Herr Dr. M. Kříž, der eifrige Kryptologe, beschrieb 14 der bedeutenderen in diesem Thale befindlichen Höhlen in seinem Werke: Der verlässliche Führer in die romantischen Gegenden der devonischen Kalkformation in Mähren, Brünn 1867.

einer gewissen Höhe über der Thalsohle, sind von geringer Ausdehnung und trocken.

Gleich beim Eintritt in dieses dürre Thal erblickt man rechts auf dem Abhange in einer senkrechten gebleichten Kalkwand eine dunkle portalartige Oeffnung, den Eingang in die Todtengrotte. Er liegt circa 10 M. über der Thalsohle, ist 5 M. hoch, aber nur 1·7 M. breit und gothisch gewölbt. Durch denselben tritt man in einen aufwärtssteigenden Gang von 3—4 M. Höhe, der bei einer Richtung von 230° in ein geräumiges, ziemlich lichtes Gemach führt. Dasselbe ist im Durchschnitte 4 M. breit und endet in einer Richtung von 250° 17 M. weit vom Eingange entfernt. Von hier aus geht noch eine niedrigere Strecke von 1·4 M. Breite und 4·5 M. Länge in einer Richtung von 240°, worauf sich die Decke mit dem Boden vereinigt. Hier ist nun scheinbar das Ende der Todtengrotte. Aber ein bedeutender hier herrschender Luftzug, der dem flackernden Lichte mit dem Auslöschen droht, beweist, dass dieser Gang entweder mit anderen Räumen zusammenhängt, oder an das Tageslicht führt. Und thatsächlich bemerkt man am Boden eine niedere und enge Oeffnung zwischen losen, aufeinandergehäuften Steinen, es ist aber unmöglich, durch dieselbe weiter vorzudringen.

Gleich bei meinem ersten Besuche dieser Grotte erblickte ich links von der angedeuteten Oeffnung am Boden ein ganz kleines, unansehnliches Loch, das ich sogleich erweiterte, da es nur mit Lehm verstopft war. Durch dieses nun 0·6 M. breite und nicht viel höhere Loch schlüpfte ich in einen dunkeln Raum, der 1·7 M. tiefer lag als der Gang der Grotte. Er war mit wunderschönen Tropfsteinen aller möglichen Formen ausgeschmückt und ich fand daselbst, wie ich noch später näher auseinandersetzen werde, interessante Dinge.

Die Grotte ist im Allgemeinen ziemlich hell und nur in den hintern Theilen bedarf man zur genauen Besichtigung künstlichen Lichtes; ihre Gesammtlänge beträgt gegen 21·5 M. und ihre Hauptrichtung ist W.S.W. In dem oben erwähnten geräumigen Gemache ist die Temperatur variirend, von der äusseren Temperatur abhängig, und war am 1. Mai 1881, bei einer Aussentemperatur von 14·1° R., 6° R., während die Temperatur des hintern Theiles constant 5° R. ist.

Die Wände sind theilweise mit Kalksinter bedeckt und feucht, im hintern Theil ist die Decke zerklüftet. Der Boden besteht aus einer erdigen Anschwemmung, ist vom Eingange der Grotte an ziemlich aufsteigend und in dem letzten Gange mit grossen, von der Decke herabgestürzten Kalkblöcken bedeckt.

Ich besuchte diese Grotte in Gesellschaft des Herrn Rudolf Kupka im Mai d. J. und fand bei dieser Gelegenheit in dem hintersten tiefer gelegenen Raume Fussknochen des Pferdes (Equus caballus L.) und den Schädel eines jungen Hausschweines (eines Ferkels) (Sus scrofa domestica) frei an der Oberfläche der Anschwemmung. Dazwischen lagen Gliedmassenknochen eines anderen kleinen Hausthieres (des Hundes?).

Dies veranlasste mich, auch in den vorderen Theilen der Grotte nach ähnlichen Resten zu fahnden, und ich legte sogleich im Lehmboden einen kleinen Schurf an. Ein herausgeförderter menschlicher Humerus, sowie ein Topfscherben drängten mir die Ueberzeugung von vorhandenen prähistorischen Resten auf, und ich einigte mich mit Herrn Kupka, der in Blansko, also in der Nähe domicilirt, er solle unter persönlicher Aufsicht gründliche Nachgrabungen in der Todtengrotte veranstalten.

Herr Kupka vollführte seine Aufgabe auch noch im Laufe des Monates Mai, und seine Arbeiten wurden mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Obzwar die Nachgrabungen in dem ersten Gange resultatlos blieben, förderte man in dem erweiterten Raume der Grotte Knochen von etwa fünf menschlichen Skeleten, eine grosse Menge von Topfscherben und mehrere Artefacte aus der lehmigen Anschwemmung.

Diese Anschwemmung der Todtengrotte besteht durchgehends bis in eine Tiefe von 4 M. aus einer thonigen, lichtbraunen Erde, welche aber keineswegs überall Reste des Menschen und seine Erzeugnisse enthielt. Wie schon erwähnt, zeigte sich in dem vordern Theile der Grotte, bis zur Erweiterung derselben, nicht die mindeste Spur von prähistorischen Funden, während das geräumige Gemach folgende Schichtungsverhältnisse aufwies:

Zuoberst lag eine circa 15 Cm. mächtige, braune, thonige Erdschichte, welche frei von Geröllsteinen war, darunter zog sich ein $^1/_2$—2 Cm. starker Streifen eines lichtgrauen, mürben Travertins, der stellenweise gänzlich fehlte. Er stand mit der rechten Seitenwand in Verbindung. Darunter erschien abermals der lichtbraune Thon bis zu einer Tiefe von 1·5 M., wo derselbe von einer sandigen Schichte unterbrochen war; unter dieser sandigen, fast 1 M. mächtigen Schichte lag der eigentliche diluviale Lehm.

Die Funde lagen theilweise unmittelbar auf der Travertinschichte, reichten aber auch stellenweise

bis in eine Tiefe von 0·5 M. Tiefer fand sich gar Nichts. Unter den gemachten Funden fesseln uns die

Menschenreste

das meiste Interesse ein. Wie erwähnt, wurden in den Schichten Knochentheile von circa fünf Skeleten aufgefunden. Fast sämmtliche Knochen waren wirr durcheinander gemischt, zeigten keine regelmässige Lagerung. Zwischen ihnen lagen zerstreut Scherben von Thongefässen. Nur an der rechten Seite des Gemaches liess sich ein Gerippe in ausgestreckter Lage verfolgen. Höchst auffallend und merkwürdig ist es, dass trotz der grossen Menge der Knochen kein einziger Schädel, nicht einmal ein Schädelknochen gefunden worden ist. Die Knochen zeigen eine isabellgelbe Farbe und einen bedeutenden Grad von Verkalkung.

Es ist fraglich, ob diese Knochen, resp. die Menschen daselbst in einer prähistorischen Zeit beigesetzt wurden, viel wahrscheinlicher ist es, dass es Unglückliche sind, die vielleicht von Räuberhand gefallen, hier vergraben wurden. Denn in dieser Gegend gibt es einige Höhlen, in denen in früheren Zeiten Räuber gehaust haben sollen, und das Volk benennt sie Räuberhöhlen (Zbujnická etc.) und erzählt sich von den schauerlichen Thaten der Anführer der Horden.

Jedenfalls rühren aber die gefundenen

Topfscherben

aus einer viel früheren Zeit. Es wurden Scherben zweierlei Art gefunden, und zwar von dickwandigen bis 10 Mm. starken, rothgebrannten, ausgebauchten Gefässen aus einem mit Quarzsand und Kalkspathkörnern versetztem Thon: sie sind an der Oberfläche rauh und ziemlich roh aus der Hand gearbeitet.

Die Scherben der zweiten Art sind bis 6 Mm. dick, und unterscheiden sich ausserdem von den ersteren durch die Feinheit des Materiales, sowie auch durch den Umstand, dass sie nur schwach schwarz gebrannt sind. Ihre Aussenfläche ist wahrscheinlich mit Zuhilfenahme von Wasser schön geglättet, die Innenfläche ist dagegen wie mit Röthel angestrichen.

Unter den sämmtlichen zahlreichen Scherben wurde nur ein einziger verzierter vorgefunden, wenn man einen erhabenen dachartigen Wulst Verzierung nennen kann.

Sehr interessant ist der Fund von

Artefacten.

Hiezu sind eine schöngearbeitete Bronzeaxt und ein Eisenring zu zählen. Die Bronzeaxt lag circa 12 M. vom Eingange in einer Tiefe von $1^1/_2$ Schuh zwischen Scherben; sie zeigt die bekannte Palstabform, wie sie in den Pfahlbauten aufgefunden worden ist, und war nach der Entblössung von der sie einhüllenden Erde mit einem schönen Patinaüberzug bedeckt. Ihre Länge ist 71 Mm., sie ist bei den Schaftlappen abgebrochen und zeigt am frischen Schnitte eine Kupferfarbe. Die kreisbogenförmige Schneide misst 42 Mm. im Durchmesser und ist ziemlich zugeschärft.

Der Eisenring wurde in einer Entferung von 10 M. vom Eingange, in einer Tiefe von 1 Schuh zwischen Scherben aufgefunden, er ist stark verrostet und ziemlich regelmässig gearbeitet. Der Durchmesser beträgt 62 Mm., die Dicke 3—4 Mm. und die Höhe 6—8 Mm.

Am Ende des Gemaches wurden zwischen Steinen Spuren eines Kohlenherdes gefunden, der aber jedenfalls einer neuern Zeit entstammt. Desselben Ursprungs scheint ein Kieferstück von Cervus capreolus L. zu sein, das in der Nähe ausgegraben ward.

Ausser allen diesen beschriebenen Funden ist noch ein grosses prismatisch krystallisirtes Kalkspathstück von schöner weisser Farbe zu erwähnen, das sich in dem hintersten, tiefer gelegenen Raume befand. Es ist deshalb merkwürdig, weil ein derartiger Kalkspath in der nächsten Nähe nirgends vorkommt, und deshalb von Menschen hereingetragen werden musste.

So viel mir bekannt ist, wurden noch in keiner mährischen Höhle analoge Funde gemacht, obzwar auch in der Býči skála-Höhle Bronze und Eisen, sowohl als Blech und Barren, wie als Werkzeuge, vorgefunden worden sind. Es lässt sich auch wegen der Armseligkeit der Funde kein bestimmter Schluss ziehen: jedenfalls ist die Höhle in einer späteren Zeit vielfach durchwühlt und möglicherweise auch beraubt worden. Ob die Funde der Todtengrotte mit jenen Metallfunden der Býči skála correspondiren, welche Herr Dr. Wankel in seiner Broschüre: Prähistorische Eisenschmelz- und Schmiedestätten in Mähren, Wien 1879, beschreibt, lässt sich nicht so leicht bestimmen, es ist aber ihre Gleichalterigkeit jedenfalls zweifelhaft.

Kleinere Mittheilungen.

1.

Urnenfeld bei Hořeňoves.

Aus einem Schreiben des Herrn Adalbert Marterer, Ingenieur in Smiřic (Böhmen) an Hofrath von Hochstetter:

„Beim Baue des Flügels der Commercialbahn von Sádová nach Smiřic kam man bei Aushub der Einschnitte an fast allen Orten, aber blos zerstreut und einzeln, auf alte Gräber.

In manchen dieser Gräber fand man Urnen mit Bronzesachen, wie Armspangen, Ohrringe, Nadeln, Bleche, ja bei einer Urne fand man auch ein wohlerhaltenes, sehr schönes circa 40 Cm. langes Bronze-Schwert.

Später, als man zur Unterbettung der Bahnschwellen Schotter brauchte und behufs Erzeugung desselben das Feld des Jan Husek aus Hořeňoves abzugraben begann, entdeckte man eine ganze Begräbnissstätte. Dieses Urnenfeld liegt circa einen Kilometer seitwärts der Bahn auf einer Anhöhe, südöstlich vom Dorfe Hořeňoves. In der Nähe sind die sogenannten historischen Linden als Wahrzeichen eines Theiles des Schlachtfeldes vom Jahre 1866.

Die Urnen waren hier massenhaft anzutreffen. Gewöhnlich sind ein, drei oder fünf Stück beisammen, manche auch nach unten gekehrt und mit einem gemeinschaftlichen tellerartigen Deckel versehen.

Ich avisirte von diesem Funde den k. k. Conservator Herrn Hraše, welcher auch in der ersten Hälfte des Monats März die Fundorte besuchte. Ich begleitete den Herrn Conservator selbst dahin. Die Urnen sind fast auf jeden Schritt anzutreffen, aber nur in einer sehr geringen Tiefe, höchstens 30—40 Cm. unter der Erde. Nur in sehr wenigen Urnen sind Bronze-Gegenstände zu finden. Es ist wirklich staunenswerth, wie dieses Urnenfeld hat so lange verborgen bleiben können. Bei der seichten Lage der Gräber mussten Hunderte von Urnen beim Ackern zu Tage treten, freilich wurden dieselben dabei zertrümmert, denn es ist sehr mühsam, eine ganze Urne unversehrt auszugraben. Die Masse ist feucht und sehr bröckelig.

Bei der Schottererzeugung, welche im Winter geschah, wo namentlich die Ackerkrume ganz durchgefroren war, wurden wenige Urnen vom Zerschlagen gerettet. Die schönsten Urnen wie auch die Bronzesachen, so namentlich das Schwert nahm sich Herr Conservator Hraše und beschenkte damit unser vaterländisches Museum in Prag, theilweise auch die Stadtmuseen in Königgrätz und Náchod. Manche Gegenstände haben noch Private aus der Umgegend."

A. Marterer.

2.

Prähistorisches aus Ungarn.

Aus einem Briefe an Dr. Much:

Seit mehreren Jahren treibe ich mich gewöhnlich als Tourist in Ober-Ungarn herum, um meine geschwächte Gesundheit zu stärken, zu zeichnen und Steine zu sammeln. Durch meinen Freund Dr. Tomowitz wurde ich aufmerksam gemacht, auch Umschau nach prähistorischen Wohnplätzen zu halten, worüber ich im Nachstehenden flüchtig und so gut als möglich berichten will.

Die Höhle von Aggdelek bei Pelsöcz im Gömörer Comitate hatte ich schon anno 61 besucht, bei welcher Gelegenheit ich nicht weit vom Eingange rechts in einer Kammer Scherben gefunden habe, die mir sehr alt zu sein schienen.

Vor etlichen Jahren las ich in den Zeitungen, dass Baron Nyary in dieser Höhle grossartige Funde gemacht habe. Da ich Frühjahrs 1879 eine Tour in die Tatra machen wollte, so beschloss ich durch's Gömörer Höhlenrevier zu ziehen. Ich besuchte Ende Mai die Aggdeleker Grotte und traf die Kammern beim Kamin und die sogenannte Gebeinkammer sehr durchwühlt, den schwarzen Humus in einen wahrhaften Höllenbrei verwandelt. Ich fand rohe Topfscherben meist aus freier Hand geformt, die Gefässe auffallend gross, meist aus blass gelbrothem oder grauschwarzem Thon, schwach gebrannt, ohne alles Ornament, Massen von Knochen, die ich dem Pferd und Schaf angehörig halte, die Markknochen der Länge, aber auch der Quere gespalten. Von ganzen Gegenständen war nur ein Spinnwirtel zu finden, keine Waffe und kein Werkzeug. Doch ich durfte ja im eigentlichen Sinne nicht Umschau halten, Sie wissen, die Leute da unten sind von der Behörde derart instruirt, dass man sich die Dinge in der Höhle nicht einmal recht besehen kann. Ich glaube, da die sogenannte Gebeinkammer zu Tage geht, dass sie der alte, nun eingestürzte Eingang ist, weil auch vor der Höhle ein kleines Plateau ist. Ich muss auch bemerken, dass ich auf der Hinfahrt zur Höhle in der ganzen Thalmulde im Lehm Topfscherben zu sehen bekam.

In Kesmark befindet sich auf dem Jerusalemberg gleich hinter der Stadt eine grosse Aufschüttung in oblonger Form, die mitten eine Einsenkung, wohl 30 Fuss tief, besitzt.

Auf der Höhe fand ich bei 1—2 Schuh Tiefe Massen von Scherben, den mannigfaltigsten Gefässen angehörig, auch Schlacken von Metall, Kohle und Asche. Gegen Süd sieht man Reste eines künstlichen, wenn auch sehr primitiven muldenförmigen Steinbaues, in dessen Nähe eine Menge verkohlter Stämme liegen. Man könnte das Bauwerk für eine Schanze aus der Zeit der Belagerung des Ortes unter Heister halten, doch die prähistorischen Scherben liegen ungestört unter Humus und Asche und beweisen ein höheres Alter. Bei wohl 18 Fuss Tiefe fand ich in einem Aschenlager noch primitivere Scherben als in Aggdelek, die so schwach gebrannt sind, dass sie fast zerbröckeln. Im Uebrigen sind die Topfscherben gut geformt, dünnwandig, die schwarzen sogar schön. Ich fand auch Reste eines Gefässes mit einer Menge von Löchern, vielleicht von einem Siebe für Topfen. Da ich Nichts als mein Taschenmesser zur Förderung des Grabens hatte, so war dies nur an einigen Abrutschstellen möglich und da sehr mühselig. Von Knochen fand ich mehrere vom Rind, viele vom Schaf, keine Waffen und Steingeräthe, wohl aber ein $3\frac{1}{2}$ Zoll langes Stück Eisen, das als Lanze oder Messer dienen mochte.

Ich habe den Vice-Präsidenten des ungarischen Karpathen-Vereines ersucht, die Sache in die Hand zu nehmen, leider wurde bis heute kein Spatenstich gethan.

Am 6. Juli desselben Jahres machte ich von Poprád an der Kaschau-Oderberger Bahn einen Spaziergang in das nahe Bad Ganócz. Vor diesem Bade zur Rechten ist ein eigenthümlich geformter ovaler Sinterberg, gegen 140 Fuss hoch, überall steil abfallend, eine recht natürliche Burg. Darum heisst er auch im Volksmunde Hrádek.

Ich entdeckte in seinem Gesteine nette Pflanzenabdrücke, die nun, wie ich glaube, auch schon von Prof. R. v. Ettingshausen in Graz bestimmt sind.

Beim Herumstöbern fand ich hier eine prähistorische Wohnstelle. Welche Mengen der verschieden geformten Scherben! Darunter einige mit dürftigen Ornament, auch sogenannte Bukeln, Deckel von Urnen, Henkel, kurz fast Alles, was von dieser Art gewöhnlich vorkommt, auch Brocken von Lehm, die offenbar vom Bewurfe der aus Flechtwerk gebauten Hütten herrührten. Auch gab es gespaltene Knochen von Rind, Kalb, Schwein, Bären und Vogelknochen. An Metall fand ich einen Nagel aus Eisen, 10 Zoll lang, ein äusserst zierliches kleines Bronzeringlein aus gehämmertem Draht, offenbar ein Ohrring, wie deren in Ungarn auch welche aus Gold vorkommen; aus Bein einen sogenannten auf einer Seite eben geschliffenen Spielwürfel mit Einschnitten, die fast Runen gleichen und zwei durchbohrte Zähne, ob Eber, ob Bär, ich kann es nicht bestimmen, endlich einen 5 Zoll langen Hammer aus Knochen.

An Steinwerkzeugen fand ich einen Kornquetscher nebst Platte, eine Pfeilspitze aus Jaspis und ein durchbohrtes Instrument, fast wie ein Miniatur-Steinhammer aussehend, wahrscheinlich ein Schleifstein. Das Steinmaterial aller dieser Gegenstände stammt aus der Magura, sonderbarer Weise fand ich kein Instrument aus dem in der nahen Tokayer Gegend so gut und häufig vorfindbaren Obsidian. Es dürften daher die in Gömör und Zipsen Ansässigen keinen Verkehr in dieser Richtung hin gehabt haben. Die Gegenstände fanden wir alle in den Aschenhaufen der Feuerstellen, deren wohl 18—20 auf dem noch jetzt intacten Plateau sein mögen, das in Folge des Steinbrechens bald unerforscht verschwinden wird. Einen riesigen, wohl eine Klafter im Durchmesser haltenden Aschenhaufen habe ich heuer untersucht; er dürfte 5 Schuh tief sein. An einer Feuerstelle fand ich eine recht respectable Steinbank. Hier will ich erwähnen, dass man in dem Walde bei Neu-Schmeks im vorigen Jahre einen alten Schmelzofen fand und ihn leider zerstörte. Auch in der Nähe von Selkas und Wallendorf, sowie am Zipser Schlosse fand man heuer prähistorische Scherben.

Im Jahre 1881 besuchte ich am 20. Juni das wildromantische Sadelöer Thal, das auf der Strasse zwischen Rosenau und Kaschau, in der Nähe der Stadt Terna oder richtiger beim Dorfe Udvárnók beginnt, ein furchtbar wilder Einbruch, quer durch einen Kalkgebirgszug von S. zu N. streichend. Eine herrliche Scenerie, da die Wände 1500 bis 1800 Fuss fast senkrecht abfallen.

Das Thal ist wohl 1½ Stunden lang. Bei einer Vollmondsnacht diese Partie gemacht, wird sie Jedem stets unvergesslich bleiben. Eine wahrhaft grossartige Wolfsschlucht. An manchen Stellen ist das Thal nicht breiter als 10 Fuss und die Luft so kalt, dass hier an den Wänden eine alpine Flora erblüht, gewiss eine botanische Seltenheit! Ich besuchte dieses Thal und zeichnete Einiges, da sehe ich in der Nähe des sogenannten Kreuzsteines, etwa in der Mitte des Thales, 10 Fuss über Hochwasser, im schwarzen Humus prähistorische Topfscherben, sehr grob aus freier Hand gefertigt, manche von einer ganz erstaunlichen Dicke, bis 3 Zoll, darunter welche von Schüsseln, die gut 2 Fuss Durchmesser haben mussten. Ich erstaunte sehr, dass die armen Ureinwohner so weit in's wilde Thal herauf flohen. Sie mussten lange hier gehaust haben, denn bis zum Eingange des Thales ziehen sich diese Abfallshaufen in gleicher Höhe (10 Fuss); ja am Eingange ist eine, leider vom Wildbache stark angegriffene Stelle, die heute noch 200 Fuss lang und bei 5 Fuss Breite an manchen Stellen 3 Fuss mächtig ist. Diese ausgedehnte Schicht ist vollgepfropft mit Scherben.

Eigenthümlich ist das Fehlen von Ornamenten an den Gefässen, doch sind die Henkel ausnehmend hübsch, ja zierlicher denn sonst geformt.

Auch die Hügel vor dem Thale bergen derlei Material. Am Hügel, auf dem im nahen Terna die Kirche steht, fand ich 10 Zoll unter der Erde solche Scherben und ebenso auf dem nahen Berge, auf dem die Burg Terna liegt.

J. Spöttl.

3.

Zur Etruskerfrage.

Corssen hat in seinem im Jahre 1875 erschienenen zweibändigen grossen Werke zu beweisen gesucht, dass die Etrusker ein indogermanischer, der italischen Gruppe angehörender Stamm waren. Corssen hat sich auf dem Gebiete der italischen Sprachkunde einen wohlverdienten Namen gemacht, seine Forschungen wurden daher mit grosser Spannung erwartet. Gross war daher auch allgemein die Enttäuschung, als Deecke Corssen's Forschungen einer vernichtenden Kritik unterzog. Das Resultat der Kritik Deecke's war ein durchaus negatives und gipfelte in dem Satze: Die Etrusker sind und bleiben ein den übrigen italischen Stämmen fremdes Volk. In seinen positiven Resultaten war aber Deecke später ebenso unglücklich wie der kurz darauf verstorbene Corssen. So wollte er herausgefunden haben, dass die finnischen Sprachen, mit denen er sich seit mehr als zwanzig Jahren in seinen Mussestunden beschäftigt haben will, nicht nur die schlagendsten Analogien darbieten, sondern auch dass das *l* in ihrer Casus- und Wortbildung eine grosse Rolle spielt. In einer in Berlin gehaltenen Rede erklärte er, dass er die Verwandten der Etrusker bei den Ostjaken, Vogulen und anderen noch weniger distinguirten Stämmen Sibiriens gesucht, aber leider noch nicht gefunden habe, wozu ich ihm in meiner „prähistorischen Ethnologie Italiens" zu gratuliren nicht unterlassen habe. Im Jahre 1879 fand aber Deecke, dass sich im Etruskischen merkwürdige Anklänge an's Indogermanische finden, ohne dass doch die besondere Formung des Wortes, sowie seine einheimischen Ableitungen eine strenge Parallele fänden. In dem neuesten Hefte seiner „Forschungen und Studien" (Stuttgart 1882) ist Deecke endlich zur — Ansicht Corssen's (Hört! Hört!) zurückgekehrt. Ich muss gestehen, dass ich dieses neue Resultat Deecke's mit grosser Skepsis aufgenommen habe, nicht etwa deswegen, weil Deecke sich schon früher damit blossgestellt hat, dass er Verwandte der Etrusker in Sibirien gesucht hat, sondern weil ich auf Grund wohlerwogener, sowohl ethnologischer als auch archäologischer

Gründe die Etrusker für ein von den Italikern ganz und gar verschiedenes Volk halte. Natürlich hat mich auch der Aufsatz: „Die Lösung der Etruskerfrage" von Gustav Meyer in der Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 22. April 1882 in meinem Glauben nicht zu erschüttern vermocht. Wir erfahren dort, dass Herr Gustav Meyer Herrn Deecke beigestimmt hat, als er gesagt hat, dass die Etrusker keine Italiker waren, und dass er ihm jetzt wiederum beistimmt, da er die Etrusker für Italiker hält. Herr Gustav Meyer wird ihm wahrscheinlich auch beistimmen, wenn er, wie schon früher, die Verwandten der Etrusker bei den Ostjaken und Kopten, Semiten und Basken suchen wird. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, was Deecke an Gustav Meyer geschrieben hat — sonst werden ja Correspondenzen berühmter Männer erst nach ihrem Tode veröffentlicht — wir danken!

Herrn Deecke und seinem Adhärenten mangelt es offenbar an gründlichen Kenntnissen in der Ethnologie, wodurch so mancher unglücklicher „Saltus" dieser Herren in der Bestimmung der Nationalität der Etrusker leicht erklärt werden kann.

Leider scheinen auch beide Herren mit den Elementen der vergleichenden Sprachwissenschaft der indogermanischen Sprachen ebensowenig vertraut zu sein, als mit den Resultaten der prähistorischen Archäologie und Ethnologie.

Der Franzose Bréal, einer der besten Kenner der italischen Sprachdenkmäler, hat unlängst in der „Revue critique" sich sehr skeptisch über die Resultate des Herrn Deecke geäussert.

Geradezu vernichtend für die Resultate des Herrn Deecke und den Aufsatz seines Adhärenten ist das ebenso ehrliche wie wissenschaftlich gehaltene Referat des Herrn Pauli, des Mitarbeiters des Herrn Deecke, im Leipziger Centralblatt vom 27. Mai 1882.

Pauli sagt dort: „In diesem Versuch erneuert der Verfasser den Versuch, die Etrusker als italische Indogermanen zu erweisen und stellt sich jetzt auf den Standpunkt des früher von ihm perhorrescirten Corssen. Dieser Versuch ist nach der Meinung des Referenten durchaus missglückt. Der Verfasser hat hier die ihm sonst eigene, hier und da selbst wohl allzu grosse Vorsicht durchaus bei Seite gesetzt und operirt von unsicheren Fundamenten aus nach einer für den vorliegenden Fall unanwendbaren Methode. Dass das zu unhaltbaren Resultaten führen muss, liegt auf der Hand. Als ein unsicheres Fundament muss es zunächst bezeichnet werden, dass der Verfasser die Form *larθiale*, die in ihrer Lesung allerdings auch dem Referenten gesichert erscheint, als einen Dativ von *larθ* ansetzt und dann auf dieser Annahme weiter basirt. Bei Schlüssen von so eminenter Wichtigkeit, wie der Verfasser sie zieht, musste doch erst geprüft werden, ob die mit *larθiale* verbundenen Formen auf *—śi* (*—si*) Genetive sind, und zwar die ältere Form des Genetivs auf *—ś* (*—s*), von dem der Genetiv auf *—sa* (*—śa*) durchaus zu trennen ist. Somit ist auch *larθiale* Genetiv und ältere Form für *larθial*. Ebenso unsicher sind die übrigen von dem Verfasser angenommenen Dative *aritimi* etc. — Referent hält keine dieser Formen für einen Dativ. Und wie mit den Fundamenten, so steht es mit der Methode. Manche dieser Etymologien (p. 43. p. 51. Note 192 u. A.) erinnern auf das Bedenklichste an die von Deecke selbst gegeisselte Methode Corssen's. Und ist überhaupt die etymologische Methode dem Etruskischen gegenüber anwendbar? Bei Entzifferung der altpersischen Keilinschriften leistete sie bekanntlich gute Dienste, aber doch erst dann, als der arische Charakter dieser Sprache feststand. Für die Entzifferung von Denkmälern einer Sprache, deren Verwandtschaft erst gefunden werden soll, ist sie durchaus unanwendbar. Hier gibt es nur zwei Wege der Entzifferung, den durch rein logische Combination und den durch Bilinguen. So lange, bis eine längere Bilinguis (die Sehnsucht aller Etruskologen) gefunden sein wird, sind wir lediglich auf die erstere angewiesen und müssen uns mit ihren nicht umfangreichen und oft unsicheren Resultaten begnügen. Die etymologische Methode führt zu einem kaum verhüllten circulus in demonstrando. So muss Referent denn die Abhandlung Deecke's, obwohl auch sie natürlich im Einzelnen manches Beachtenswerthe bietet, ihrer eigentlichen Tendenz nach als verfehlt bezeichnen. Der Nachweis, dass die Etrusker italische Indogermanen seien, ist dem Verfasser so wenig gelungen wie Corssen. Das muss hier, um zu verhüten, dass Decke's Name die Etruskologie wieder in falsche Bahnen lenke, öffentlich und bestimmt ausgesprochen werden. Referent thut das mit aufrichtigstem Bedauern und schweren Herzens, aber auch ihm liegt die Pflicht ob, „der Wahrheit die volle Ehre zu geben".

So weit Pauli.

Weit wahrscheinlicher ist die Ansicht Bugge's in Christiania über die Stellung des Etruskischen. Er hält das Etruskische für eine indogermanische Sprache, welche eine besondere Stellung in der Reihe der indogermanischen Sprachen verdient, den italischen Sprachen (dem Lateinischen, Umbrischen, Oskischen) zwar nahesteht, aber dem Griechischen vielleicht noch näher als einer anderen indo-germanischen Sprache. Eine von ihm entzifferte etruskische Inschrift ist in der Zeitschrift „Academy" 1882, Mai, nachzulesen. Seine Resultate hat Bugge vor dem Erscheinen der neuesten Schrift Deecke's der Videnskabs selskab in Christiania (Akad. d. Wiss.) in den Monaten September und October 1881 mitgetheilt.

Ich vermuthe jetzt auch, dass die Etrusker und die mit ihnen stammverwandten Rhätier und Euganeer indogermanischer Abstammung gewesen sind und glaube, dass der sprachliche Beweis hierfür früher oder später wird beigebracht werden. Von den Italikern sind aber die Etrusker durch Sitte und Religion, Kunst und Gewerbe, durch geistige und körperliche Eigenschaften verschieden gewesen. Wer daher die Etrusker zu den Italikern stellt — kann ich wiederholen, — der ignorirt alle archäologischen und ethnologischen Zeugnisse, die hier in Betracht kommen müssen.

Auf eine craniologische Frage möchte ich vor Allem Herrn Geh.-Rath Virchow und die italienischen Anthropologen aufmerksam machen. Nach den Untersuchungen italienischer Anthropologen ist Venezien von einer entschieden brachycephalen Bevölkerung bewohnt (nach Calori). Die alten Veneter waren ein illyrischer Stamm, wie es noch heute nach Virchow die Geghen Albaniens sind. Nachkommen der alten Illyrier. Die Brachycephalie der Venetianer wäre somit erklärt. Die Bewohner der Lombardei sind gleichfalls brachycephal und Mantegazza*) hat gefunden, dass

*) Sulla Riforma della Craniologica Firenze 1880.

die Brachycephalie der Lombarden an die brachycephalen Kelten im Sinne Broca's (die Auvergnaten, Savoyarden, Bretonen) erinnert und ich habe an einer anderen Stelle*) zu beweisen gesucht, dass keltisches Blut noch heute in den Adern der Lombarden fliesst. Nach Nicolucci (la stirpe ligure) sind die alten Ligurer brachycephal gewesen, wie noch heute ihre Nachkommen, die Genuesen, brachycephal sind. Wir haben also in Norditalien drei brachycephale Stämme, einen illyrisch-venezianischen, einen keltisch-lombardischen und einen ligurisch-genuesischen. Wenn wir uns nun nach Toskana (Etrurien) wenden, so haben wir dort nach den Forschungen italienischer Gelehrter seit alter Zeit brachycephale, mesocephale und dolichocephale Elemente. Man weiss hinlänglich aus der Geschichte, dass die Etrusker nur Herren des Landes gewesen sind und dass ihnen in diesem Lande eine umbrische Bevölkerung vorangegangen war. Ausserdem habe ich gezeigt, dass die Orte Pisa, Pyrgi, Alsium, Cortona, Regisvilla, Falerii, Fesceninum, Agylla (Caere), Comars (Clusium) noch einer älteren, der illyrisch-pelasgischen Urbevölkerung angehören. Ich möchte das brachycephale Element den Etruskern zuzählen und wünsche nur, dass meine Ansicht durch craniologische Funde bestätigt werde. Warum ich die Etrusker für ein brachycephales Volk halte? Die heutigen Ladiner und ihre germanisirten und italianisirten Stammesgenossen in Tirol, die übrigens nach den neuesten Forschungen (Ranke, Kollmann, Rabl-Rückhardt, Tappeiner) sich bis tief nach der Schweiz und nach Bayern verfolgen lassen, sind ein exquisit brachycephales Volk. Dieselben sind bestimmt Nachkommen der alten Rhätier und die Rhätier waren nach dem Urtheile des gesammten Alterthums (Livius, Justinus, Stephan von Byzanz) Stammverwandte der Etrusker. Aus diesen Gründen halte ich die Etrusker — bis spätere Funde meine Ansicht nicht widerlegen — für einen brachycephalen Volksstamm.

Nach Nicolucci (Antropologia del Lazio) ist die Bevölkerung von Latium seit alter Zeit eine gemischte, zum Theil eine brachycephale, zum Theil eine dolichocephale. Offenbar haben wir es hier mit zwei allophylen Stämmen zu thun, einem aborigenen, illyrisch-pelasgischen, und einem später eingewanderten sabinischen Stamme. Helbig's Scharfsinn ist bekanntlich der Beweis gelungen, dass die italische (sabinische) Bevölkerung Latiums früher die Terremare in der Emilia errichtet und vordem noch die oberitalienischen Pfahlbauten bewohnt hat. Ich glaube aber in meinem Aufsatze „Die Nationalität der österreichischen Pfahlbautenbewohner", Kosmos, 1881, den Nachweis geführt zu haben, dass auch diese Pfahlbauten von den Italikern erbaut worden sind, bevor diese die Apenninenhalbinsel betreten haben. Diese Pfahlbautenbewohner waren aber, nach den Funden im Laibacher Moor zu urtheilen, ein dolichocephales Volk.

Aus diesen Gründen halte ich die Italiker für einen dolichocephalen, die Etrusker für einen brachycephalen Stamm. Selbstverständlich spreche ich hier nur Vermuthungen aus und deshalb habe ich auch die Aufmerksamkeit competenter Craniologen auf diese Frage zu lenken gesucht. Sollten die Etrusker dennoch keine Italiker sein, so vermuthet Gustav Meyer eine Verwandtschaft mit den Iberern (Basken), was schon aus dem einfachen Grunde unmöglich ist, als zwischen beiden Völkern der Stamm der Ligurer gesessen hat. Uebrigens muss man die topographische Nomenclatur und die Resultate der Epigraphik vollständig ignoriren, um eine solche Annahme für möglich zu halten. Herrn Gustav Meyer blieb es ausserdem vorbehalten, einen starken orientalischen Zug im Wesen der Etrusker zu entdecken!! Nach Herrn Gustav Meyer sind also die Etrusker Italiker, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, Basken oder gar — Orientalen!

Sollte Jemand dieses Raisonnement ernst nehmen, so sei hier bemerkt, dass der Einfluss des Orients in der Kunst der Etrusker (Funde von Chiusi, Corneto etc.) nach Helbig auf Rechnung einer phönizisch-karthagischen Culturströmung zu setzen sei. Ein viel älterer Einfluss der altorientalischen Cultur hat bekanntlich auch die Pfahlbauten-Cultur erreicht, wovon sich selbst Laien aus Schliemann's „Ilios" überzeugen können.

Nehmen wir die Italiker als Erbauer der österreichischen Pfahlbauten an, deren Cultur im Osten Pigorini bis zur Theiss verfolgen konnte, so haben die Rhäto-Etrusker, welche später den Italikern nach der Apenninenhalbinsel gefolgt sind, nur westlich von den Italikern wohnen können. Ihre Spuren führen somit zu den ältesten Pfahlbauten der Schweiz. In Graubündten wohnt noch jetzt eine rhäto-romanische Bevölkerung, die brachycephal ist. Die Pfahlbautengebiete der Schweiz gehören zu den ältesten Sitzen dieser Brachycephalen (Dissentis-Typus des Prof. His).

Dr. Fligier.

*) Ausland, 1881. Nr. 44.

4.

Zur Archäologie Japygiens.

Seitdem Helbig und Pigorini die Cultur und Nationalität der Terramare-Bewohner in der Emilia und der Pfahlbautenbewohner der oberitalienischen Seen festgestellt haben, ist es von besonderem Interesse, die Cultur derjenigen illyrischen Stämme (Japygier, Messapier, Sikeler, Aequer u. a.) kennen zu lernen, welche den Italikern im Besitz der Apenninenhalbinsel vorangegangen sind. Prof. Lénormant, dieser fleissige Archäologe und Kenner der alt-orientalischen Geschichte, hat nun auch auf die Archäologie Unter-Italiens seine Studien ausgedehnt und neuerdings in der Londoner Zeitschrift „Academy" einige Aufsätze publicirt, die von besonderem Interesse sind.

Die Terra d' Otranto unterscheidet sich von den anderen Gegenden Italiens durch die grosse Zahl der megalithischen Denkmäler. Dieselben erinnern vielfach an die „Stantare" Corsicas und die „pedras filtas" Sardiniens.

Die „Truddhu" Japygiens erinnern wiederum an die „Nuraghi" Sardiniens. Die letzteren finden sich zu Hunderten, ja sogar zu Tausenden. Spätere Forschungen mögen zeigen, ob die Aehnlichkeit in den Bauten Japygiens, Sardiniens und Corsicas auf eine gleiche (iberische?) Bevölkerung zurückzuführen sei. Die folgenden Denkmäler können dagegen mit grösserem Rechte den Japygiern zugeschrieben werden. Das archäologische Wunder Japygiens ist das „Le Cento Pietre" genannte Denkmal in der Provinz Lecce. Dasselbe liegt am Fusse eines Hügels, welcher gekrönt ist durch die Ruinen von Veretum. Die Aehnlichkeit dieses Denkmals in Bezug auf Construction, Gestalt etc. mit dem bekannten vorhistorischen Tempel auf dem Berge Ocha auf der Insel Euböa ist eine schlagende.

Beide Denkmäler sind wahrscheinlich auf dieselbe illyrisch-pelasgische Bevölkerung zurückzuführen. Stammen auch beide Denkmäler unzweifelhaft aus einer und derselben Epoche her. Auch Lénormant spricht sich dahin aus, dass die Bevölkerung Japygiens dem pelasgischen Zweige der illyrischen Nation angehört hat. Lénormant stimmt somit mit meiner Pelasger-Theorie überein. Nicht minder wichtig sind die Terracotta-Figuren. Sie sind von denjenigen der tarentinischen Griechen verschieden, ähneln aber denjenigen aus Apulien, woraus man auf ihren autochthonen Ursprung schliessen kann. Eine Terracotta im Museum in Lecce zeigt einen von dem griechischen ganz und gar verschiedenen Typus dar und repräsentirt eine Gottheit, welche der Mythologie der Autochthonen angehört. Es ist eine Göttin mit dem Gesichte einer Matrone und mit Löwenfüssen. Lénormant vermuthet in ihr die japygische Demeter.

Von nicht geringem Interesse ist ferner die Keramik. — Bevor die messapische Keramik den Einfluss der griechischen erfahren, war sie von originellem Charakter und zeigt eine geometrische Ornamentik, die, was Decoration, Farbe etc. anbetrifft, in der alten Keramik von Cypern ihr Analogon hat. Unzweifelhaft standen also die Japygier noch vor der Gründung der griechischen Colonien in Unter-Italien mit den Völkern des Orients (darunter natürlich auch mit den Phöniciern) in Verbindung. Während des ganzen V. Jahrhunderts blühte nach Helbig diese Keramik in Apulien und Calabrien. Im IV. Jahrhundert ist diese Keramik bereits verschwunden.

Die griechische Cultur hat der autochthonen Cultur Japygiens ein Ende gemacht, bald darauf kamen die Römer und machten die Japygier gerade so zu ihren Unterthanen, wie früher die ihnen stammverwandten Sikeler, Aequer, Volsker u. a. in Latium. Während letztere aber als Plebs schon früh in der römischen und latinschen Bevölkerung aufgingen, hat sich die Nationalität der Messapier bis in Zeit des Kaisers Augustus erhalten, wovon die messapischen Inschriften ein so schönes Zeugnis ablegen.

Dr. Fligier.

5.

Tumuli bei Sardes.

Der Engländer Denis hat drei Tumuli in der Nähe von Sardes geöffnet. Die wenigen Objecte, welche gefunden wurden, bezeugen den assyrischen Einfluss auf die älteste Kunst Lydiens — also dieselben Verhältnisse wie in Hissarlik (Troja) — vergl. „Academy“ 1882. Juni.

Dr. Fligier.

6.

Canarische Inschriften.

General Faidherbe berichtet soeben in der Academie des Inscriptions über neue auf den canarischen Inseln gefundene Inschriften. Dieselben sind nicht in phönikischer, sondern in lybischer oder berberischer Sprache verfasst.

Dr. Fligier.

7.

Paläolithische Funde in Aegypten

will General Rivers in Theben gemacht haben. Von der gleichzeitigen Fauna, welche das hohe Alter dieser Steinartefacte bezeugen könnte, fand sich freilich keine Spur, doch lagen dieselben unter den Gräbern der 18. Dynastie und müssen schon aus diesem Grunde ein hohes Alter beanspruchen. (Vergl. Academy 1882. Juni.)

Dr. Fligier.

8.

Keltiberische und ligurische Inschriften.

Prof. van Eys, ein gründlicher Kenner der baskischen Sprache, berichtet soeben in der Zeitschrift „Academy“, dass eine Bronzetafel mit keltiberischen Inschriften unlängst in Luzaga in Spanien*) gefunden wurde. Haben die Keltiberer iberisch oder keltisch gesprochen? Sind also diese Inschriften in keltischer oder iberischer oder gar in einer keltiberischen Mischsprache (?) verfasst? Eine ähnliche Tafel ist bei Este in Italien gefunden worden.

Molon glaubt, dass die Inschriften von Este in ligurischer Sprache verfasst sind (vergl. Nuova Antologia 1881/82). Die letztere Inschrift ist von grosser Wichtigkeit, weil sie eine Bilingue ist. Ich glaube nicht, dass diese Inschrift eine ligurische ist, weil die Ligurer das roheste, aber auch nächst den Kelten das unglücklichste Volk der Apenninenhalbinsel gewesen sind — es ist kaum anzunehmen, dass sie Inschriften in ihrer Sprache verfasst haben. Die wenigen ligurischen Sprachreste haben sich nach Cuno und d'Arbois de Johainville als keltisch erwiesen. Die Ligurer wurden sonst von den Kelten keltisirt. Ich glaube aber, dass die Inschrift eine umbrische oder etruskische sein wird. In letzterem Falle wäre sie von eminenter Wichtigkeit, weil sie die erste bilingue Inschrift wäre und den Schlüssel zur Entzifferung des Etruskischen bieten würde. Molon hält die Ligurer für Verwandte der Iberer. (Preistorici e contemporanei Studi paletnologici in relazione al Popolo Ligure), was ich entschieden bezweifle.

Die topographische Nomenclatur, als auch sonstige Indicien sprechen gegen die Zusammenstellung der Iberer und Ligurer. Dagegen glaube ich annehmen zu können, dass die Ligurer als die historisch bezeugten ältesten Einwohner der Westalpen und der angrenzenden Gebiete, als die ältesten Erbauer der schweizerischen Pfahlbauten aus der Steinzeit betrachtet werden können. Nebenbei bemerkt glaubt Molon ligurische Worte im Gennesischen entdeckt zu haben (seine Schrift kenne ich leider nur aus einer Anzeige im Archiv für Anthropologie). Unmöglich wäre die Sache nicht. Hat ja auch z. B. unlängst Ascoli in seiner „Lettera glottologica“ den Einfluss der keltischen Lautgewohnheiten auf romanischen und germanischen Vocalismus erörtert in Gegenden, wo einheimische germanische und romanische Sprachweise mit einheimischer keltischer in Contact kam. Auch der Einfluss des Ligurischen mag in der Sprache der Genuesen noch bemerkbar sein.

Dr. Fligier.

9.

Zur Ethnographie Italiens.

Aus einem von Rosa im April d. J. im Atheneum von Brescia gehaltenen Vortrage über „Ethnologie Italiens“ entnehmen wir folgende Daten.

*) Vergl. Boletin de la Real Academica de la Historia. 1882. Nr. 1.

Nach Nicolucci sind die Schädel der Cannibalen aus den Höhlen Italiens denen der Afrikaner ähnlich.

Die Etrusker, Albanesen, Kelten, Slaven werden den Brachycephalen zugezählt, die Römer, Griechen, Juden den Dolichocephalen. Erstere finden sich in Piemont vorherrschend; von letzteren finden sich 72% in Ligurien, den Luchesern ähnlich.

Die Lucheser in der Garfagnana, vielleicht die reinsten Abkömmlinge der Etrusker, haben, nach den von Calori gemachten Messungen von 250 Skeleten aus der Certosa von Bologna, eine Mittelgrösse von 1·750 M.; die Venetianer eine von 1·653 M., die Lombarden von 1·641 M., die Piemonteser von 1·635, Sicilianer von 1·618, Sardinier von 1·602 M., woraus Pagliani bemerkt, dass die Körpergrösse nicht vom Klima, sondern von der Rasse abhängt. Blond sind 45% in Venetien, 36% in den Marken, 15% in der Lombardie und Piemont, 22% in Toscana, in Sicilien vermindert sich die Anzahl und in Sardinien fehlen die Blonden gänzlich.

In Sicilien und Sardinien finden sich die meisten schwarzen Haare, dann in Umbrien; von diesen sind gekraust 11% in Sardinien, 3% in Sicilien, 12% in der Lombardie. Hartmann fand grosse Aehnlichkeit der Bevölkerung des südlichen Italiens mit einigen Stämmen der libischen Afrikaner. Blaue Augen finden sich am meisten in Venetien; graue Augen in Piemont sowie bei den Kelten. In Calabrien, Basilicata, Apulien, Campanien haben 76% der Bevölkerung eine dunkle Farbe, 50% in der Lombardie, 44% in Ligurien, 40% in Piemont. Sehr kleine Augen finden sich 19% in Toscana, 18% in Sardinien, 12% im Neapolitanischen, 9% in Umbrien, 3% in Sicilien.

Physische Typen zeigen sich bei der Recrutirung. Wegen Fehler werden vom Militär entlassen:

41·40% in der Lombardie,
37·35% „ Toscana,
22·86% im Neapolitanischen,
18·19% in Latium, allwo die Abkömmlinge der Sabiner vorherrschen.

Aus diesen ethnologischen Daten ergeben sich charakteristische Verschiedenheiten im nördlichen und südlichen Italien, ungeachtet der Beimischung germanischen Blutes durch die Normannen im Süden und durch die Gothen, Longobarden und Franken im Norden; keltischen Blutes im Neapolitanischen durch die Anjounisten und im oberen Po-Thale seit den ersten historischen Zeiten; des iberischen Blutes durch die Ligurier im hohen Alterthum und im Mittelalter durch die Aragonier.

Die Campagna von Rom bewahrt den Typus der Römer, die südlichen Küsten den griechischen Typus der alten Colonien und die Inseln Reste der Saracener; etrurischen Typus in der Bevölkerung von Lucca; illyrischen und slavischen Typus in den Venetiern; in den Veronesern und Brescianern deutschen Typus vermischt mit alten Rhätiern.

Die Freiheit und politische Eintheilung Italiens erleichtern die Erhaltung der verschiedenen ethnischen Typen, ihrer charakteristischen Dialecte etc. etc. **Senoner.**

10.

Das Museo civico di Bologna.

In der vom Grafen Gozzadini bei Gelegenheit der am 25. September 1881 stattgehabten Eröffnung des städtischen Museums in Bologna gehaltenen Anrede gab er historische Daten über die Gründung und Reorganisation desselben, sowie über dessen Sammlungen, welche in 23 Sälen (worunter einer von 72 M. Länge) aufbewahrt sind.

Vor Allem verdient besondere Erwähnung der reiche Nachlass Palagi's im Werthe von 420.000 Lire, welcher eine Menge seltener prähistorischer und römischer Gegenstände und auch solcher aus dem Mittelalter enthält; dann findet sich vor eine ungemein grosse Anzahl von solchen Objecten aus den in Bologna selbst aufgedeckten Gräbern und aus verschiedenen Orten der Provinz Bologna. Wir finden eine solche Menge von Gegenständen mit historischen und anderen sehr wichtigen Bemerkungen aufgeführt, dass es nicht möglich ist, hier alle aufzuzählen — wir müssen uns schon begnügen, einige wenige zur Kenntniss zu bringen. Alle Gegenstände gehören in die erste Eisenperiode, so wie jene von Hallstatt, zu welcher Zeit die Leichen verbrannt wurden, daher die grosse Menge von Ossuarien, fast alle aus Thon; dann finden sich Töpfe mit geometrischen Zeichnungen, mit Menschen- und Thierfiguren; viele Geräthe aus Bronze, die sich durch eingravirte Verzierungen auszeichnen; Fibeln von Bronze, verziert mit Glas, mit gefärbter Pasta, Bernstein etc. Aus Eisen fand sich in diesen Gräbern äusserst selten etwas, weil erst in Gebrauch gekommen und selten angewendet. Alle diese Funde haben einen eigenen Charakter und stehen in Contact mit jenen der Etrusker, bei welchen durch den Handel und den Luxus Geräthe aus Elfenbein, Silber und Gold eingeführt wurden, so aus dem Orient die Balsamarien, aus Griechenland die gemalten Gefässe und vielleicht auch einige Bronzen, die bis jetzt als etruskische gehalten wurden. Diese Gefässe, von den Reichen zu häuslichem Gebrauche verwendet, dienten auch zur Aufbewahrung von Resten theurer Verstorbener; als Ossuarien dienten auch die „Situle" aus Bronze mit Steinen und Figuren geziert; dann finden sich Balsamarien aus gefärbtem Glas, verschiedene gemalte Gefässe; unzählige Mengen (1500 Kilo) von Gegenständen aus den Repositorien der Giessereien — gebrochene, schon gebrauchte, unvollendete, andere eben aus dem Gusse gekommene Messer, Feilen, Pferdegebisse, Fibeln (wohl über 2000) u. m. a., welche alle die I. Eisenperiode charakterisiren, dann auch ganze Blöcke von Bronze, wie auch Eisen etc. etc.

In anderen Sälen sind römische Alterthümer aufgehäuft, insbesondere auch aus dem Mittelalter in so zahlreichen Stücken, dass wohl schwerlich ein zweites Museum mit dem von Bologna an Reichhaltigkeit, Seltenheit etc. concurriren kann. **Senoner.**

11.

Neue Funde in Südtirol.

Herr Orsi, der sich mit prähistorischen Studien in Südtirol beschäftigt, gibt (Bull. di paletnologia ital., Hft. 1 de 1882) Nachricht über eine zu Vadena an der nördlichen Grenze des „den Deutschen und Italienern", wie er sagt, „wenig bekannten und ungenügend erforschten Tridentinischen" aufgefundene Grabstätte, in welcher grosse Mengen Bronze-Objecte, die zu jenen in Bologna und Hallstatt in nächster Beziehung stehen, aufgefunden wurden. Er bemerkt, dass von den circa 60 Haarnadeln wohl die Hälfte mit Spiraldraht, alle von gleichem Typus, nämlich mit zwei spiralförmigen

Scheiben versehen sind, wogegen von den in Hallstatt mit einer einzigen spiralförmigen Scheibe vorkommenden Nadeln in Vadena keine gefunden wurden. Herr Orsi bemerkt ferners, dass Mortillet's Aeusserung, in Vadena komme der Bernstein zahlreich vor, irrig sei; er fand keine Spur davon, und auch v. Sacken und Sulzer machen in ihren Schriften keine Erwähnung. Bearbeiteter Bernstein aus prähistorischen Zeiten fand sich nur in einem Torflager bei Cles in Val di Non, von welchem einige Stücke im städtischen Museum in Trient zu sehen sind; der grösste Theil kam nach Deutschland.

Orsi gab im December v. J. im Raccoglitore di Rovereto 1. December 1881 Nachricht über eine auf Kosten des dortigen städtischen Museums eröffnete Höhle bei Mori, in welcher in einer Länge von 24 M. am Felsen angelehnt mehrere Feuerherde mit Kohlen und Asche aufgefunden wurden; dabei lagen zerstreut Topfscherben aus grobem Thon, dann Thierknochen und verschiedene Steingeräthe, so wie deren gefunden wurden in den Terramare der Emilia und in den Pfahlbauten mehrerer Gegenden Europa's. Unter den Knochen waren vorzüglich solche von Hirsch und Wildschwein, die in den grossen Waldungen am Monte Raldo und in den umliegenden Sümpfen lebten; der See von Loppio gab dem damaligen Volke Fische und Muscheln, aber auch Wasserratten, welche es ebenfalls verspeiste. **Senoner.**

12.

Der tertiäre Mensch in Portugal.

Im Jahre 1871 hatte C. Ribeiro, Artillerie-Oberst und Bureauchef der geologischen Aufnahmen von Portugal, der k. Akademie der Wissenschaften in Lissabon, zum ersten Male einige Silex-Fragmente und Quarzite aus den Tertiär-Ablagerungen des Tajo- und Vadothales vorgelegt, welche nach seiner Ansicht von Menschenhand bearbeitet waren.

Im Jahre 1872, als beim Anthropologen-Congresse in Brüssel derartige, von Abbé Bourgeois in Frankreich aufgefundene Fragmente zur Sprache kamen, brachte Ribeiro die von ihm im vorhergegangenen Jahre der k. Akademie der Wissenschaften in Lissabon vorgelegten Stücke zur Ansicht, an welchen die Versammlung aber keine Spur von menschlicher Bearbeitung zu erkennen erklärte. Abbé Bourgeois, der doch als der Vertheidiger des tertiären Menschen bekannt ist, glaubte nur an einem einzigen Stücke einige Spuren zu bemerken, und dies war nicht von der oberwähnten Fundstelle; Franks vom Britisch-Museum fand an einigen wenigen Stücken Spuren von angeblicher Bearbeitung durch menschliche Hand. — Ribeiro liess sich von den entgegengesetzten Ansichten der Fachmänner nicht abschrecken und setzte seine Arbeiten mit allem Eifer fort. — Im Jahre 1878 hatte er bei der Pariser Weltausstellung neuerdings eine Sammlung ausgestellt und aus dieser glaubten competente Personen (Mortillet, Cartailhac) 22 Stücke mit allen charakteristischen Zeichen einer von Menschen herrührenden Bearbeitung herauszufinden.

Bei Gelegenheit des internationalen Congresses der Anthropologen zu Lissabon im Jahre 1880 wurde beschlossen, die von Ribeiro angegebene Fundstätte zu untersuchen und über die geologischen Verhältnisse zu berichten. Die zu diesem Specialstudium entsendete Commission bestand aus den Herren: d'Andrade Corro als Präsident und Ribeiro als Secretär: Mortillet, Evans, Virchow, Vilanova, Choffat, Cotteau, Cartailhac und Cazalis de Fondouce als Mitglieder. Bedauerlicher Weise aber kam es am Congresse zu keinem einhelligen Resultat; Einige glaubten sich nicht kategorisch aussprechen und es bestätigen zu können, dass die von Ribeiro vorgelegten Stücke aus dem Innern der Tertiärschichten herstammen und sichere Beweise menschlicher Bearbeitung seien; andere brachten zahlreiche gründliche Einwürfe dagegen vor.

Cazalis de Fondouce bespricht diesen Gegenstand in der von Dubrueil gegründeten und vortrefflich geleiteten „Revue des sciences naturelles in Montpellier" (Heft 1 de 1881) und gibt Erläuterung über das geologische Alter des betreffenden Gebietes und über die Lage, in welcher Ribeiro seine Kieselfragmente gesammelt hatte, sowie auch ob die an denselben vorfindlichen Merkmale wirklich von menschlicher Hand herrühren. Die Schichten, in welchen Ribeiro den grössten Theil der in Rede stehenden Stücke aufgefunden, wurden von Verneuil im Jahre 1867 als tertiär erklärt und in Folge dieses Ausspruches die betreffende, auf der im vorhergehenden Jahre veröffentlichten geologischen Karte von Portugal als quarternär bezeichnete Stelle von Ribeiro berichtigt und als tertiär angegeben.

Aus den von Cazalis vorgenommenen geologischen Studien des bewussten Terrains ist zu entnehmen, dass das Seebecken, in welchem Ribeiro den grössten Theil der Kieselfragmente gesammelt hatte, aus einem röthlichen thonigen Sandstein besteht, in einer Mächtigkeit von 50—100 M., worauf eine Schicht — 8 M. mächtig — von Sandstein und Thon liegt, welche oberhalb Thierreste (Mastodon, Hipparion, Antilope, Rhinoceros, Sus u. A.) und unterhalb Pflanzenreste (*Quercus*, *Salix* etc.) einschliesst; die betreffenden Schichten zählt Cazalis zu den Congerien-Schichten, wie sie im Donauthale, in Italien, im südlichen Frankreich sich vorfinden und die als mio-pliocän am besten charakterisirt sind. Diese Kieselgerölle finden sich in grossen Mengen an dem Ufer des Seebeckens; dieselben nehmen an Grösse immer mehr ab, je mehr von der Peripherie entfernt, bis sie nach und nach gänzlich verschwinden, so dass gegen die Mitte des Beckens sich nur thonig-sandige Schichten zeigen. Unter den am Seerande zerstreuten Kieseln, welche an der Oberfläche des Bodens festlagen, sammelte Ribeiro die der Akademie vorgelegten Stücke; diese hatten verschiedene Formen und Farben; einige z. B. waren roth, als wenn sie aus den rothen Sandsteinschichten entnommen worden wären, diese Farbe jedoch liess sich leicht wegwaschen, war daher nur von dem Contacte mit dem nassen Erdboden entstanden, andere von Cartailhac vorgelegte Stücke zeigten Spuren der vollständiger anhaftenden Sandsteinschicht, die sich nicht verloren hatten, ungeachtet sie zerschlagen wurden. Bellucci zeigte ein mit Vilanova, Cartailhac u. A. aufgefundenes Stück, welches in den Debatten eine grosse Rolle spielte: dieses Stück war in rother Erde eingebettet und schien einen Theil des Conglomerates zu bilden; diese zwei von Cartailhac und Bellucci vorgelegten Stücke waren die einzigen, welche einige zweifellose Charaktere zu bieten schienen, das eine wegen den Spuren menschlicher Bearbeitung, das andere wegen der Lage, in welcher es aufgefunden.

Da wird aber die Frage aufgeworfen, ob nicht die angeblich charakteristische menschliche Bearbeitung durch andere Umstände hervorgebracht wurde, durch Bodenverhältnisse, atmosphärischen Einfluss, Herumrollen in Folge starken Regens etc.? In Betreff der Lage bemerkte Mortillet, dass

man bearbeitete Gegenstände nur an den Ufern eines Sees vorfinden könne; überdies wurde schon bemerkt, dass schwerere Objecte nur am Rande des Sees zu Boden fallen können und nur die leichteren in der Mitte desselben.

Die von Ribeiro vorgelegten Stücke haben die Form halbfertiger Aexte (haches) und Schaber (grattoirs), ohne Spuren eines früheren Gebrauches, die man also nur als Abfälle aus einem Atelier annehmen könnte. Da ist dann eine andere Frage: Wo sind die Geräthe, die zur Bearbeitung derselben dienten? Und dann: Ist es wirklich bewiesen, dass besagte Stücke von Menschenhand ihre Formen erhielten? Mortillet bejaht es, Virchow und Candeze verneinen, dass man dies erkennen könne, und wir haben schon oben dies angegeben.

Cazalis beschreibt sodann die verschiedenen Brüche und Formen, die ein Stein durch Zerschlagen, Zerfallen etc. annimmt, und die Zeichen, die auf der Fläche solch eines Steines sich vorfinden.

In 20 Jahren nur so wenige (22) aus unzähliger Menge von Kieseln durch natürliche Kräfte so geformte zu finden, ist wohl nur ein Zufall; wenn an einer gewissen Stelle sich solch geformte Stücke in grossen Mengen vorfinden würden, wie es in quarternären Ablagerungen der Fall, dann könnte man eher noch an mit Hilfe der menschlichen Hand geformte Stücke hindeuten; in tertiären Ablagerungen findet sich dies aber nicht. Zur Tertiärzeit, als die Sandsteinschichten sich an bewusster Localität ablagerten, war die ganze Fläche des Terrains von einem See bedeckt — wie konnte der Mensch oder das zu jener Zeit lebende intellectuelle Wesen die Kieselgerölle benützen.

Candeze schliesst seine Studien: „dass, wenn der Mensch zur Tertiärzeit gelebt hätte, sich wichtigere Beweise finden müssten, als durch natürliche Kräfte gespaltene Kieselfragmente".

Senoner.

13.

Die italienische Paläoethnologie am III. internationalen geographischen Congress in Venedig.

Der Director des prähistorischen Museums in Rom, Dr. L. Pigorini, hatte schon im Jahre 1880 auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, dass bei Gelegenheit des III. internationalen geographischen Congresses in Venedig auch die Paläoethnologie vertreten sein müsse, da ja der ethnographische Theil derselben in vollkommenster Verbindung mit der Geographie stehe. Pigorini hatte auch die Themata bezeichnet, welche hiebei behandelt werden sollten, aber es kamen nicht alle zur Debatte wegen Mangel an Zeit, da anstatt der früher bestimmten acht nur vier Tage, und da nur wenige Stunden Vormittags zu speciellen Sitzungen verwendet wurden. Excursionen, Festlichkeiten, General-Versammlungen u. A. nahmen den grössten Theil ein.

Herr Professor Chierici gibt uns in dem für jeden Paläoethnologen so wichtigen „Bulletino di paletnologia italiana" (Nr. 9—11 de 1881) einen detaillirten Bericht über die in den Sitzungen verhandelten Gegenstände, aus welchem wir einige Daten entnehmen.

An der Versammlung war Italien am meisten vertreten (Pigorini, Rossi, Issel, Bellucci, de Stefani, Crespellani, Molon, Luciani, Albanese, Bertoldi und de Albertis). Das Ausland war vertreten durch Quatrefages, Vambery, Hildebrand, Vilanova, Hamy, Hampel, W. Schmidt, Ljubič.

Unter der Masse der ausgestellten Gegenstände der italienischen Paläoethnologie sind zu erwähnen: die archäologische Karte der Provinz Modena und Druckschriften von Crespellani, Zeichnungen von prähistorischen Gegenständen aus der Provinz Verona von de Stefani, archäologische Karten und ein Album der Alterthümer der Provinz Reggio (Emilia), sowie ein Durchschnitt der Ausgrabungen von Santilario d'Enza von Chierici, eine ethnographische Sammlung von d'Albertis u. m. A.

Im neu gegründeten Museum auf der Insel Torcello bei Venedig hatte Urbani die von ihm in den Jahren 1874 und 1876 in Venedig in einer Tiefe von 4—5·50 M. unter dem gewöhnlichen Ebbe-Niveau in einem torfartigen Boden aufgefundenen Gegenstände ausgestellt und diese in einer beigegebenen, von ihm verfassten Brochure „Venezia preistorica" beschrieben.

In der ersten Sitzung sprach Professor Pigorini über megalitische Monumente auf dem Continente Italiens; er erwähnt auch der Grabmäler von Somma, welche, wenn auch nicht im wahren Sinne des Wortes als megalitisch zu bezeichnen, doch mit solchen durch ihre Bestimmung und Bauart in Verbindung stehen; in Mittel-Italien finden sich die Dolmen von Saturnia; im südlichen Italien die Truddhi, die Menhirs und einige Dolmen bei Otranto. Pigorini bemerkte hiebei, dass das königl. Unterrichts-Ministerium versprochen habe, Pläne und Zeichnungen aller italienischen megalitischen Monumente herstellen zu lassen. Prof. Bellucci fügte bei, dass er in der Provinz Perugia Cromlechs aufgefunden habe.

Chierici sprach über den ethnologischen Werth der Terramare, welche von der Emilia aus den Po übersetzen und in die Alpen und bis in das westliche und auch östliche Europa (in Ungarn eine derartige Station) vordringen. In Italien deuten diese Terramare auf das Volk, von welchem die ältesten Traditionen der italienischen Cultur herstammen (Sacre primavere, die heiligen Frühjahre, die viereckige Form der hauptsächlichsten Städte, die Befestigungen durch Gräben und Dämme, der Ritus der Auguren).

Auf eine von de Bizzarro gestellte Anfrage, ob man aus diesen bei den Etruskern vorfindlichen Traditionen auf die italienische Herstammung dieses Volkes muthmassen dürfe, erwiederte Chierici, dass man Zweifel hegen könne, ob diese Ueberlieferungen den Etruskern eigen gewesen seien, oder ob sie solche in Italien erlangt haben. Es scheine, dass die lateinischen Schriftsteller Vieles den Etruskern und den Griechen zugeschrieben haben; so wurde der Ritus, die Stadt mit einer Pflugschar zu umgehen, um den Graben und den Wall zu markiren, als etrurisch bezeichnet, und da der Pflugführer die Toga „cinctu gabino" tragen musste, so wurde dieser Ritus den Sabinern zugeschrieben, sowie diesen und nicht den Etruskern die Einführung der heil. primavere zugeschrieben wurde, welche dieses Volk einerseits mit jenem der Terramare in Verbindung brachte, anderseits mit den Lateinern; ebenso findet man in Etrurien keine Stadt, die auf eine viereckige Form schliessen lasse.

Am zweiten Sitzungstage hatte de Stefani die grosse topographische Karte der Provinz Verona vorgelegt, in welcher alle Orte und Stationen eingetragen sind, wo sich prärömische Gegenstände vorfanden; diese Karte wurde bis zum Jahre

1876 von dem verstorbenen Martinati, welcher sich um die Paläoethnologie der Provinz Verona höchst verdient gemacht hatte, zusammengestellt und von diesem Jahre an von de Stefani selbst; von diesem wurden, wie schon früher erwähnt, mehrere Gegenstände aus der besagten Provinz vorgelegt, wie u. a. Waffen und Geräthe aus der Bronze-, Stein- und Eisenzeit, Asche, Kohle, Thierknochen, auch eine rothe, durchlöcherte Bernsteinperle, dann einige Kieselfabricate in neuen Formen, Kreuze an einer oder der anderen Extremität zugespitzt. Zu erwähnen kommt noch eine Thonscheibe von Bovolone mit ganz eigenthümlichen Schriftzeichen, die de Stefani als Oghamschrift anzunehmen glaubt.

Am dritten Sitzungstage hatte Prof. Chierici im Namen des erkrankten Directors Pigorini Mittheilungen über prähistorische Völker in Italien gegeben. Er bemerkte, dass auf das Volk der Steinperiode, welches in Italien Spuren hinterlassen hatte in Höhlen, am freien Felde etc., jenes folgte, welches auf Pfahlbauten in Seen, Sümpfen, künstlichen Wasserbecken der Terramare wohnte. Ueber diese eigenthümliche prähistorische Periode bemerkt Pigorini, dass diese Pfahlbauten über den Alpen bis zur Donau sich zeigen, in die Schweiz und in das südliche Frankreich und auch in andere Gebiete Mittel-Europas sich fortsetzen und dass die Objecte einer gewissen, die Bronzeperiode charakterisirenden archäologischen Gruppe, wie sie sich in den Pfahlbauten vorfinden, in der nämlichen Region zerstreut liegen, welche diese einnimmt. Pigorini schliesst daraus, dass diesem nämlichen Volke jene Befestigungen und die Einführung der Bronze in Mittel-Europa zuzuschreiben sei, dasselbe aus dem Orient nach Europa längs der Donau hinaufziehend, nach Frankreich einzog und sich in die Schweiz und nach Italien verzweigte, wo es, im Po-Thale sich festsetzend, bis über Bologna in das Gebiet von Imola drang; hier erlangte es seine vollkommenste Entwicklung in den Terramare und kam in Contact mit den Völkern der ersten Eisenperiode und dies beweisen die Cimelien der einen und der andern Periode vermengt in den Grabmälern von Coarezza und in den Pfahlbauten von Peschiera und in einigen Todtenfeldern, die den Terramare nahestehen. Es bildet sich eine Periode, die man die des Ueberganges von der Bronze- in die Eisenzeit nennen könnte.

In den Monumenten des Beginns der Eisenzeit unterscheidet man einige Gruppen, welche ebenso viele Mittelpunkte jener Völker andeuten, wie bei Este, Bologna, Cerre etc.; in allen findet sich der Charakter einer gleichen Cultur, aber doch mit eigenthümlichen Unterscheidungsformen, deren Ursprung im Oriente und namentlich in Griechenland zu finden.

Zur ersten italienischen Epoche der ersten Eisenzeit gehören im Allgemeinen die Schmelzstätten der wandernden Fabrikanten, und da, inmitten der neuen Völker, namentlich der adriatischen Küste, entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr, der bis zum baltischen Meere reichte, von wo der Bernstein mit den Producten der nationalen Industrie eingetauscht wurde.

Die Etrusker verbanden einen grossen Theil dieser Völker unter ihre Herrschaft, welche dann von den Galliern und Römern zerstört wurde.

Prof. Albanese gab einige Mittheilungen aus einem umfassenden, von ihm vorgelegten Manuscripte, in welchem er Alles zusammengestellt hatte, was von den modernen positiven Wissenschaften über den prähistorischen Menschen handelte. In Bezug auf den Ursprung des Menschen stellte er die Einheit der Art in Zweifel, dann dass in Bezug auf das Alter des Menschen, dieses gewiss um Vieles die Grenzen der traditionellen Doctrinen überschreite; und schliesslich bemerkte er, dass nur die Vorurtheile, welche über dieselben noch herrschen, geeignet sein dürften, die Paläoethnologie in den höheren Schulen einzuführen.

Hierauf erwiderte Chierici, dass in Bezug des Unterrichtes der Paläoethnologie diese noch nicht derart feststehe, um als öffentliches Lehrmittel vorgeschlagen zu werden, und ferner, dass über das Alter des Menschen noch viele Studien von den Paläoethnologen und den Geologen zu machen seien. Schliesslich gab Chierici eine Schilderung der hydrographischen und paläoethnographischen Verhältnisse der Provinz Reggio (Emilia). Nach Beschreibung der geologischen Verhältnisse kam Chierici auf die prähistorischen Zeiten dieser Provinz zu sprechen, die er in drei Epochen der Steinperiode, in eine Bronzeperiode und in drei Epochen der Eisenperiode theilt; die Bronzeperiode bildet einen einzigen Typus zwischen der Stein- und Eisenperiode.

In die erste Epoche der Steinzeit gehören im Allgemeinen dunkle, gelbliche, dunkelrothe oder schwarze Feuersteine, bearbeitet mit breitem Hiebe und oft nur Geschiebe; in die zweite Steinzeit gehört die untere Schicht der diese Feuersteinartefacte führenden Ansiedlungen; in die dritte von diesen getrennte Stationen im Freien. Die Bronzezeit hat die Terramare und Ripostiglien. Aus der Eisenzeit finden sich in dieser Provinz Gräber, Schmelzstätten, Ripostiglien. Ueber jede dieser Epochen gibt Chierici ausführliche Mittheilung.

Senoner.

14.

Ueber die glaciale Flora und die Flora der Torfmoore.

(Bei der Wichtigkeit, welche der Wald in der Urgeschichte spielt, dürfte der nachstehende Artikel, den wir mit freundlicher Erlaubniss der Redaction der neuen vortrefflichen Zeitschrift „Humboldt" entnehmen, nicht ohne Interesse sein. Die Red.)

Begünstigt durch das wärmere und zugleich feuchte Klima hatte sich gegen Ende der Tertiärzeit eine reiche und üppige Flora, insbesondere auch über Central-Europa ausgebreitet, deren zahlreichen Spuren wir noch häufig in den jungtertiären Ablagerungen begegnen. Bald aber erhoben sich an verschiedenen Stellen unsrer Erde mächtige Gebirge, welche die heut noch existirenden Gebirgszüge nicht unbedeutend an Höhe überragt haben mögen und die sich in ihren höheren Regionen mit Schnee und mit Eis bedeckten. Die sogenannte Eiszeit begann und drängte die bisherige üppige Flora weiter und weiter nach Süden. Nicht blos in Europa, auch in andern Welttheilen, nicht blos auf der nördlichen, sondern auch auf der südlichen Halbkugel sind zahlreiche Spuren jener Eisperiode erkannt worden, welche einen grossen Theil unsrer Erde mit den Fesseln gewaltiger Schnee- und Eismassen überzog. Diese mächtige Schnee- und Eisanhäufung auf der Masse des Gebirges, welche sich stets durch neue und reichlicher als jetzt erfolgende Niederschläge mehr und mehr vergrössert haben mag, fand endlich Abfuhrwege und verbreitete nun

ihren erkältenden Einfluss noch auf weitere Entfernungen*).

Gewaltige Gletscherströme bewegten sich z. B. von den Alpen nach den verschiedensten Richtungen, ergossen sich über ein grosses Areal des europäischen Festlandes**) und vernichteten zum grossen Theil die frühere lebensfrische Vegetation. Wohl mag noch besonders an den südlichen Abhängen, z. B. der Alpen, auch in der Nähe der weithin ausstrahlenden Gletscherbildungen eine immerhin noch reiche Vegetation in den geschützteren Thälern existirt haben, wie auch jetzt noch auf Neuseeland in fast unmittelbarer Nähe mächtiger Gletscherströme eine reiche Flora, untermischt sogar mit Myrten, Baumfarnen und einer Palme, sich zeigt; nördlich des Gebirges aber in der norddeutschen Ebene, welche damals grossentheils unter Wasser lag und über welche die skandinavischen Gebirge ihre erratischen Blöcke ausstreuten, mag nur eine sehr spärliche Flora von Glacialpflanzen bestanden haben, welche in den Ebenen und auf niedrigen Bergzügen sich ansiedelte.

Als nun endlich der Bann jener starren Eiszeit gebrochen und durch das Zurückweichen jener kältenden Gletschermassen neuer Boden für die Ausbreitung einer Vegetation gewonnen wurde, da siedelten sich auch auf dem befreiten Areale zunächst jene Glacialpflanzen an, denen wir jetzt nur noch im hohen Norden oder auf den höchsten Gipfeln der Gebirge oder hier und da auch in niedriger gelegenen Torfmooren und Haiden als Flüchtlingen begegnen. Während der langen Dauer der glacialen Periode, sowie einige Zeit vor derselben und nach deren Beendigung dominirte jene glaciale Flora in Europa nördlich der Alpen und über das nördliche Asien weit verbreitet; ja gewöhnlich nimmt man gewissermassen zwei Eiszeiten an, zwischen welchen eine Periode (nach Geikie z. B. sind sogar mehrere solcher Zwischenperioden anzunehmen) mit etwas wärmerem Klima eingeschoben wurde. In dieser Zwischenperiode wurden z. B. die Torfmoore von Dürnten und Utznach in der Schweiz gebildet und die aus Kiefern bestehenden Wälder von Norfolk in England begraben. In jenen Lagern finden sich zugleich auch Reste der Haselnuss (Corylus Avellana L.), des Fieberklees (Menyanthes trifoliata L.) und Blätter der Seerose (Nymphaea), welche sämmtlich auf ein wärmeres Klima deuten, wie es jetzt etwa im nördlichen Europa herrscht, und also für eine zeitweise Ermässigung der Kältegrade sprechen.

Ueberreste dieser glacialen Flora sind uns an verschiedenen Fundstätten, noch unterhalb der später entstehenden Torfmoore, besonders durch skandinavische Forscher aufgeschlossen worden. Engler***) zählt die vorzüglichsten Fundorte der fossilen arktischen oder glacialen Pflanzen auf. Im südlichen Schweden wurden durch Nathorst, auf Seeland durch Steenstrup und Nathorst, durch den Letzteren auch noch nördlich der Alpen in der ebenen Schweiz, sowie in Mecklenburg solche Fundstätten entdeckt. Hier zeigen sich neben andern Resten in den postglacialen Lagern besonders arktische Weiden, wie Salix herbacea L., S. polaris Wahlenb., S. reticulata L. und eine arktische Rosacee Dryas octopetala L., sowie die in der arktischen Region, aber jetzt auch noch in Ostpreussen vorkommende Zwergbirke (Betula nana L.). Letztere wurde auch in England (bei Bovey Tracey in Devonshire) in den postglacialen Lagern fossil gefunden, kommt jetzt aber in Grossbritannien nur noch auf den schottischen Hochgebirgen vor.

Dass die glacialen Pflanzentypen aber auch schon vor Beginn der Eiszeit in Europa festen Fuss gefasst hatten, dafür legt eine Entdeckung von Nathorst Zeugniss ab, welcher in England unter dem sogenannten „Boulder Clay" unterhalb der glacialen Schichten, also schon vor der präglacialen Periode, ebenfalls die Reste einer arktischen Weide (Salix polaris Wahlenb.) und ein arktisch-alpines Moos (Hypnum turgescens Jensen) beobachtete. In neuerer Zeit nun wurde die Zahl dieser Fundorte durch weitere Untersuchungen Nathorst's*) noch bedeutend vermehrt und besonders reiche Lager von glacialen Pflanzen in Schonen, andere aber auch in England, der Schweiz und dem Norden von Deutschland, wo während der glacialen Periode das skandinavische Binneneis über ganz Norddeutschland bis etwa nach Leipzig sich erstreckte, und zwar besonders in Mecklenburg gefunden. Hier siedelte sich nach dem Abschmelzen des Schnees nicht eine Waldvegetation, wie bisweilen angenommen wurde, sondern eine ausgesprochen arktische Flora an, deren Elemente besonders aus den zwerghaften Gestalten der früher erwähnten arktischen Weiden, wie *Salix herbacea L.*, *S. reticulata L.*, *S. polaris* Wahlenb., der weissblüthigen *Dryas octopetala L.*, der Zwergbirke *Betula nana L.*) und einigen Wasserpflanzen, wie *Myriophyllum*, *Potamogeton* u. s. w. bestanden haben. Später aber mischten sich auch subarktische Elemente darunter. Neben der Zwergbirke und jenen arktischen Weiden tauchten noch *Betula odorata* Bechst., *Salix arbuscula L.* u. s. w. auf, bis endlich dicht unterhalb der Torfmoore sich noch eine dritte Birkenart, die *Betula verrucosa* Ehrh., hinzugesellt haben mag. Die unterhalb der Torfmoore gefundenen Pflanzen gehören also nicht genau demselben Horizonte an, sondern die zuerst erscheinenden rein arktischen Typen machen nach und nach den ein etwas wärmeres Klima verlangenden Pflanzen Platz, welche von fernher einwandernd die ursprüngliche glaciale Flora in die Polarregionen oder auf enger begrenzte Localitäten der höheren Gebirge, der Torfmoore u. s. w. zurückdrängten, wo besondere Verhältnisse den früher weithin herrschenden Bewohnern noch Schutz vor den herandrängenden Einwanderern boten.

Die Florenelemente, welche nach der glacialen Vegetation hintereinander in das nördliche Europa einwanderten, finden sich dort in den verschiedenen Schichten der Torfmoore eingebettet, an deren Untersuchung sich gleichfalls besonders skandinavische Forscher betheiligten. Hier wechseln nacheinander Schichten von Torf und von Waldresten, wie sie ausser in den skandinavischen Ländern jedoch auch anderwärts, so z. B. in Irland, England, Frankreich, im Jura u. s. w. gefunden

*) Vergl. z. B. Probst, Erörterungen über den Zusammenhang der klimatischen Zustände der letzten drei Erdperioden, in Württembergischen Jahresheften. 1875.

**) Vergl. z. B. Kinkelin, Ueber die Eiszeit, im Bericht der Senckenberg. naturforsch. Gesellschaft 1876. Mit Karte.

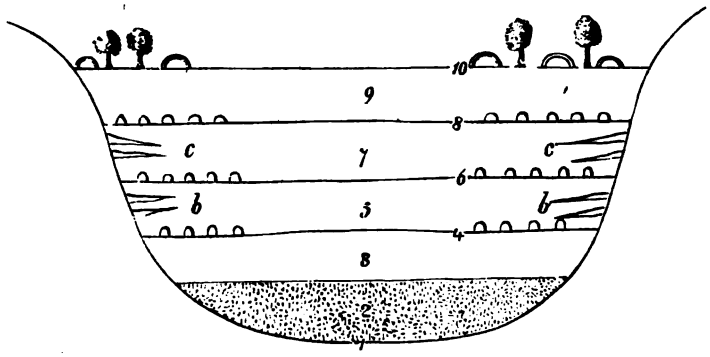
***) Engler, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt. I. Theil. Die extratropischen Gebiete der nördlichen Hemisphäre. 1879. S. 159 u. f.

*) Nathorst, Ueber neue Funde von fossilen Glacialpflanzen, in Engler's botan. Jahrb. 1881. Bd. 1, Heft 5, S. 431. — Oder auch: Nathorst, Berättelse om en med understöd af allmänna medel utförd vetenskaplig till Schweiz och Tyskland (Bericht über eine mit Staatsunterstützung ausgeführte Reise nach der Schweiz und Deutschland) in Oefversigt af Kongl Vetenskaps Akademiens Förhandlingar, Stockholm 1881, Nr. 1.

wurden. Steenstrup unterschied in den Torfmooren Dänemarks vier solcher Schichten, von welchen jede durch eine besondere Flora charakterisirt wurde. In der tiefsten Schicht oberhalb der glacialen Bildungen zeigten sich besonders die Blätter der Zitterpappel *(Populus tremula L.)*, in der zweiten folgten Stämme unserer gewöhnlichen Kiefer *(Pinus silvestris L.)*, in der dritten Reste von Eichen *(Quercus sessiliflora* Ehrh.) und in der vierten endlich solche der Erle *(Alnus glutinosa L.)* in grösserer Menge. Es musste sich also während der Bildung der verschiedenen Schichten in den Torfmooren Dänemarks das dortige Klima mehrfach geändert haben, da die angeführten Pflanzen sehr verschiedene Bedingungen zu ihrem Gedeihen verlangen.

Aehnliche umfassende Untersuchungen stellte nun Axel Blytt auch in Norwegen an und legte vor Kurzem die gewonnenen interessanten Resultate, welche durch neueste Untersuchungen noch bedeutend erweitert wurden, in einer ausführlicheren Arbeit nieder *).

Auch Blytt fand in den Torfmooren des südlichen Norwegens die gleiche Schichtenfolge wieder, welche früher Steenstrup in Dänemark beobachtet hatte **). Nur war hier zu berücksichtigen, dass während der Bildung der Torfmoore der dänische Boden sich nur um ein sehr Geringes aus dem Meere erhoben hatte, die Hebung Norwegens während dieser Zeit aber die bedeutende Zahl von 600 Fuss betrug. Um nun eine Vergleichung der Schichtenfolge in Dänemark und dem südlichen Norwegen zu ermöglichen, müssen also in dem letztgenannten Lande nicht die tiefer gelegenen jüngeren, sondern die höher befindlichen älteren Torfmoore untersucht werden, welche schon bestanden haben, ehe die Hebung des Bodens begann.



Idealer Durchschnitt durch ein Torfmoor in dem südlichen Norwegen (nach Blytt).

Nach der Eiszeit, welche nach den angestellten Berechnungen etwa vor 80—90.000 Jahren ihr Ende erreichte, wanderten nun nach Blytt verschiedene Floren von sehr unterschiedenem Charakter hintereinander in Norwegen ein. Blytt unterscheidet die folgenden sechs Floren: 1. die arktische, 2. die subarktische, 3. die boreale, 4. die atlantische, 5. die subboreale und 6. die subatlantische Flora, und wie uns die beigegebene Karte zeigt, so haben sämmtliche 6 Floren noch in verschiedenen Gegenden Norwegens sich mehr oder minder rein in ihren Elementen erhalten. Die Spuren dieser hintereinander eingewanderten Floren, welche sehr verschiedener klimatischer Verhältnisse bedürfen, treten uns nun auch in den aufeinanderfolgenden Schichten der Torfmoore entgegen und sucht Blytt in seiner angeführten Schrift nachzuweisen, dass „bei Verbreitung der Pflanzen (speciell der Einwanderung der norwegischen Flora) sich die Verhältnisse am besten erklären lassen, wenn man annimmt, dass das Klima säcularen Veränderungen unterworfen ist in der Weise, dass Zeiträume mit einem feuchten und milden Klima abwechseln mit Zeiträumen, in welchen trockenes und mehr continentales Klima herrscht".

Blytt stellt nun für die Torfmoore von Dänemark und das südöstliche Norwegen das hier wiedergegebene geologische Profil auf und unterscheidet hierbei die folgenden 10 Abschnitte:

I. Letzter Abschnitt der Eiszeit. Feuchtes Klima. II. Lehm mit arktischen Pflanzen, von welchen besonders *Dryas octopetala L*, *(Betula) Salix reticulata L.*, *S. polaris* Wahlenb., *Betula nana L.* u. s. w. hervorzuheben sind. Diese Flora, welche jetzt hauptsächlich in Nordgrönland, Spitzbergen und andern hochnordischen Gegenden zu Hause ist, existirte damals auch noch in Schonen und Seeland. Sie bezeichnet ein continentales Klima, und dieses Klima, welches die Verbreitung der arktischen Pflanzen begünstigte, brachte auch in Folge der Abnahme der Niederschläge die Gletscher zum Zurückweichen. Auch jetzt noch findet sich in Norwegen auf Schiefer eine ausgesprochen arktische Flora, welche, das Küstenklima scheuend, mehr im Innern des Landes an einzelnen Localitäten hervortritt, im südlichen Norwegen nur die Gebirge bewohnt, im Norden aber auch in die Ebene heruntersteigt. „In den im Ganzen einförmigen, nur von spärlicher Flora bekleideten Gebirgsstrecken stösst man", sagt Blytt, „bisweilen auf Partien leicht verwitternder Schiefer, die blumengeschmückten Oasen mitten in der Wüste gleichen. Die meisten eigentlichen Gebirgspflanzen finden sich auf diesen Schiefern und viele Arten sind ausschliesslich an dieselben gebunden. *Dryas octopetala* bildet einen leuchtenden weissen Blüthenteppich, der mit blauen Sträusschen von *Veronica saxatilis*, gelben Kränzen von *Potentilla nivea* und purpurfarbigen von *Oxytropis Lapponica* wie mit einer Stickerei bedeckt ist, einer grossen Menge andrer ebenso reizender Gebirgspflanzen nicht zu gedenken. Charakterpflanzen für diese Schieferflora des Hochgebirges sind, ausser ein paar andern, vorzugsweise *Dryas* und die kleine Weide *Salix reticulata* mit ihren netzadrigen, auf der Unterseite silberweissen Blättern."

III. Torf mit Blättern der Zitterpappel *(Populus tremula L.)* und einer Birke *(Betula odorata* Bechst.*)* ungefähr 3 Fuss mächtig.

IV. Wurzelstöcke und Waldreste.

V. Torf mit hineingestürzten Stämmen der Kiefer (b b) und in Dänemark mit Steingeräthen, ungefähr 4 Fuss mächtig. Damals wuchs die Kiefer noch in Dänemark, wo sie jetzt fehlt. Während der Bildung der Schichten 3, 4 und 5 wanderte die subarktische Flora ein, welche noch jetzt in Norwegen über das ganze Land verbreitet ist. Diese Flora scheut meistentheils das Küstenklima nicht, ja viele kommen an sehr feuchten Standorten vor. Auf feuchten Abhängen und in schattigen Wäldern gedeiht hier *Mulgedium alpinum*, *Aconitum*

*) Axel Blytt, die Theorie der wechselnden continentalen und insularen Klimate, in Engler's botan. Jahrb. 1881, Bd. II, Heft 1 und 2.

**) In den interglacialen Torfmooren von Utznach und Dürnten zeigen sich nach Heer sieben verschiedene Schichten. Dieselben würden also voraussichtlich einen noch grösseren Zeitraum für ihre Bildung in Anspruch genommen haben.

septentrionale, Archangelica neben dem weissblühenden Hahnenfuss *(Ranunculus aconitifolius)*, auf Mooren wachsen *Menyanthes, Triglochin, Comarum, Pinguicula, Andromeda polifolia*, die Sumpfheidelbeere *(Vaccinium uliginosum)* u. s. w., auf trockenerem Boden *Geum rivale, Lotus corniculatus, Ranunculus acris, Alchemilla vulgaris, Geranium silvaticum* u. s. w., während die Holzvegetation aus der Bergbirke *(Betula odorata)*, der Kiefer und Fichte, der Vogelbeere *(Sorbus Aucuparia)*, dem Faulbaum *(Prunus Padus)*, der Zitterpappel *(Populus tremula)* und der grauen Erle *(Alnus incana)* gebildet wird.

VI. Wurzelstöcke und Waldreste. In dieser Schicht findet sich (im südlichen Norwegen) der Haselstrauch, der damals dort viel häufiger war als jetzt, die Eiche und andere die Wärme liebenden Laubhölzer. Zu Anfang dieser Periode lag Norwegen noch etwa 350 Fuss tiefer als jetzt. Damals wanderte die boreale Flora ein, welche, das Küstenklima scheuend, einen trockenen und warmen Standort bevorzugt und mit Vorliebe auf den Schuttablagerungen der inneren Fjordenregion, so im Christianiafjord, Sognefjord und Trondhjemsfjord, gedeiht. Hier bildet sie lichtgrünes Gebüsch von Hasel, Ulme, Linde, Esche, Ahorn, Eiche, *Sorbus Aria*, Rosen und andern wärmeliebenden Sträuchern, zwischen welchen häufig die Blüthen verschiedener stark duftender Lippenblüthler, von *Geranium Robertianum, Verbascum, Hypericum, Dentaria bulbifera* und einigen Schmetterlingsblüthlern hervorlugen. Im inneren Sognefjord findet man sogar auf solchem Schutte einen Wald von Ulmen und einen solchen von Vogelkirschen *(Prunus avium)* vor, was sonst nirgends wieder in Norwegen beobachtet wird.

VII. Torf, im Durchschnitt 4 Fuss mächtig, mit hineingestürzten Stämmen von *Quercus sessiliflora* (c c), welche, ein milderes insulares Klima vorziehend, dort damals viel häufiger war als jetzt. Noch lag das südöstliche Norwegen 150 Fuss tiefer als gegenwärtig, als in dieser Periode die Einwanderung der atlantischen Flora begann. Diese Flora, welche noch in den westlichsten und feuchtesten Gegenden Norwegens, besonders von Stavanger bis aufwärts nach Christiansund sich zeigt, in den innern Fjorden aber gänzlich fehlt, besitzt an charakteristischen Elementen besonders die Stecheiche *(Illex)*, die Eibe *(Taxus)*, den rothen Fingerhut *(Digitalis purpurea)*, das Moosheidekraut *(Erica Tetralix)* und andere.

VIII. Wurzelstöcke und Waldreste. Bei Beginn dieser Periode lag das südliche Norwegen noch 50 Fuss tiefer als jetzt. Die subboreale Flora wanderte ein, welche noch jetzt die niedrigsten Küstengegenden am Christianiafjord und Skiensfjord bis 75 Fuss über dem Meere einnimmt. Ihr sind unter andern zuzutheilen *Spiraea filipendula, Libanotis montana*, das schöne rothblühende *Geranium sanguineum, Thymus chamaedrys*, der Feldbeifuss *(Artemisia campestris), Rhamnus catharticus, Fragaria collina* u. s. w. Ihre Arten sind continental und lieben trockne, warme Standorte.

IX. Torf (gewöhnlich aus losem *Sphagnum* bestehend), ungefähr 5 Fuss mächtig; noch sind Steingeräthe in Norwegen gebräuchlich. Die subatlantische Flora wandert ein, welche jetzt nur in den südlichsten Gegenden im Amte Smaalehnene und im Christiansandischen Stift vertreten ist. Es sind Küstenpflanzen, von welchen viele an feuchten Standorten wachsen. Hierher gehören z. B. *Gentiana Pneumonanthe, Cladium Mariscus, Teucrium Scorodonia, Pulicaria dysenterica, Ajuga reptans, Berula angustifolia* u. s. w.

X. Gegenwart. Die Moore sind zum grössten Theile trocken vielfach mit Heide und Wald bewachsen. Eine neue Wurzelschicht steht in den Mooshügelchen der Moore fertig da, um unter neuen Torflagern begraben zu werden, sobald eine neue Regenzeit beginnen sollte.

Zu ähnlichen Resultaten gelangte auch Geikie bei Untersuchung der schottischen Torfmoore, wo nach der Glacialperiode ebenfalls ein wärmeres Klima eintrat, oder Fliche*) bei Untersuchungen der Torfmoore in der Champagne, wo auf Schichten mit *Pinus* und *Taxus* solche mit *Quercus* und andern mehr Wärme liebenden Laubbäumen folgten. Anderseits aber führt Engler**) auch wieder einige Fälle an, in welchen noch im Zeitalter des Menschen, und vielleicht durch diesen selbst unterstützt, in umgekehrter Weise Eiche und andre Laubbäume durch Kiefer und Fichte zurückgedrängt wurden, wie z. B. in Westpreussen oder in der Umgebung von Graz; ja in Russland, wo nach Beketoff die Nadelhölzer wieder durch die Zitterpappel und Birke, also gerade durch jene Elemente, welche in den Torfmooren Skandinaviens unmittelbar auf die Glacialflora folgten, verdrängt werden, deutet dieser Umstand sogar auf ein abermaliges Vorschreiten des subarktischen Florenelementes hin. Durch diese Untersuchungen ist also ein Wechsel der Vegetation in den einzelnen Schichten und mit diesen auch säculare Veränderungen im Klima nachgewiesen worden. Aber wie die Torfmoore Skandinaviens im Vergleich zu den Veränderungen in der russischen Vegetation beweisen, können diese Veränderungen dort zu wärmeren Klimaten vorschreitende, hier aber zu nordischen Florenelementen rückschreitende sein; wie wir etwa in ähnlicher Weise sehen, wie hier so manche Gebiete höher und höher aus dem Meere allmälig emportauchen, andere dort eine ebenso allmälige Senkung erleiden.

So zeigen sich solche säculare langsame Senkungen z. B. an der normännischen, belgischen, holländischen und norddeutschen Küste, sowie im Osten der Vereinigten Staaten und des australischen Continents, während anderseits Skandinavien nebst Schottland und Jütland, Griechenland, Japan, Sumatra, Java, die Küste von Chili u. s. w. eine ebenso fortschreitende, wenn auch allmälige Erhebung erkennen lassen.

Die Glacialflora und die Flora der Torfmoore, welche bis vor Kurzem noch so wenig bekannt waren, verbinden die Ausläufer der Tertiärflora mit der heutigen Vegetation, mit welcher sie um so enger verknüpft sind, als sie nahezu unter Bedingungen existirt haben, welche noch jetzt für einen Theil unserer Vegetation gelten. Es ist das hohe Verdienst jener oben erwähnten Forscher, auf jenes wichtige Verbindungsglied zwischen der Vorwelt und jetzt und auf die wichtigen Veränderungen aufmerksam gemacht zu haben, welche die Pflanzendecke in jenen Perioden durchlebt hat. Wie bedeutungsvoll und fruchtbringend aber das Hereinziehen der Tertiärzeit und die Kenntnis der eben besprochenen Floren für das Verständniss der heutigen Vegetation und ihrer Entwicklungsgeschichte ist, das zeigt z. B. Engler's Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, in welchem auch die paläontologischen Forschungen von der Tertiärzeit an so meisterhaft benutzt wurden. G.

*) Fliche, Faune et flore de tourbières de la Champagne, in comptes rendus 1876. T. 82, p. 979.

**) Engler, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwelt, I. Theil: Die extratropischen Gebiete der nördlichen Hemisphäre. 1879, p. 195.

Literaturberichte.

1.

Königliches ethnographisches Museum zu Dresden. I. Bilderschriften des indischen Archipels und der Südsee. Herausgegeben von Dr. A. B. Meyer, Hofrath, Director des Museums. Leipzig. Naumann und Schröder. 1881. Fol. (3 Bogen Text, 6 Lichtdruckbilder.)

Durch die Publication, deren Anfang in der angezeigten Lieferung vorliegt, sollen die hervorragendsten Culturobjecte der malayischen Rasse, an denen das Dresdner ethnographische Museum so reich ist, in getreuen Abbildungen mit den entsprechenden literarischen Nachweisen aus der Feder des bekannten Guinea-Reisenden A. B. Meyer, des Directors der Sammlung, der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden. Ein solches Unternehmen finden wir sehr zeitgemäss und verdienstvoll und es kommen die namhaften Geldopfer, welche das Unternehmen verschlingt, gegenüber dem Nutzen, welchen es stiftet, gar nicht in Betracht. Nur jene öffentlichen Anstalten, welche von tüchtigen, productiven Forschern geleitet, gleich dem Dresdener Museum vorgehen, erfüllen ihren Zweck, während jene Sammlungen, welche die ihnen einverleibten Schätze in Kisten und Schränken verborgen aufbewahren, die Einreihung in die Kategorie der Raritäten-Cabinete sich gefallen lassen müssen.

Die vorliegende Publication dürfte nicht blos den Ethnologen, für den sie zunächst bestimmt ist, interessiren, sondern auch diejenigen Forscher angehen, die sich mit der Geschichte der Schrift beschäftigen. Es sind da classische Proben der Schriftmalerei mitgetheilt aus Gegenden, von denen man bisher sehr Weniges besass, und wenn auch der Herausgeber dieselben nicht zu deuten vermag, so ist doch die Art und Weise der Darstellung von dem höchsten Interesse.

Die II. Lieferung des schönen Werkes wird die Nephrit- und Jadeit-Objecte und die III. Lieferung die aus Stein und Metall gefertigten Objecte und Antiquitäten von Neu-Guinea, den Palau-Inseln, Java und anderen Punkten bringen. In der II. Lieferung soll auch die Nephrit-Frage im Allgemeinen erörtert werden.

Wien. **F. Müller.**

2.

Hahn, Theophilus. Tsuni-||goam, the supreme Being of the Khoi-Khoi. London. Trübner. 1881. 8. XI. 154 pag.

Eine ausgezeichnete Arbeit, erfüllt von dem Geiste der modernen Naturanschauung und basirt auf den gründlichsten philologischen Kenntnissen, die nicht verfehlen wird sowohl unter den Ethnologen als auch unter den Mythenforschern und wissenschaftlichen Theologen das grösste Aufsehen zu erregen. Der Verfasser als Sohn eines Missionärs in Süd-Afrika geboren, daher mit den Sprachen der Hottentoten und Kaffern von Jugend auf vertraut und auf einem deutschen Gymnasium, sowie auf deutschen Hochschulen (Halle und Leipzig) wissenschaftlich ausgebildet, unternimmt es in dem vorliegenden Buche, die anscheinend insipiden Sagen und religiösen Anschauungen des Hottentoten-Stammes (Khoi-Khoi) zu analysiren und auf ihre Grundlage zurückzuführen. Es zeigt sich dabei, dass diesen Sagen und Mythen gleichwie jenen der indogermanischen Völker gewisse Vorgänge der Natur zu Grunde liegen, die an der Hand der sprachlichen Umbildung in das Gebiet menschlicher Thätigkeit hinübergeleitet werden und durch die Kraft der mythenschaffenden Phantasie nach Massgabe des Culturgrades des betreffenden Volkes ihre Gestalt bekommen.

Den Mittelpunkt der Untersuchung bildet Tsũi-||goab (als dessen sprachliche Grundform der Verfasser Tsuni-|goam nachweist) und seine Kämpfe mit ||Gaunab (Grundform |'Gaunam). Der Verfasser gibt alle Mythen, die ihm in dieser Hinsicht bekannt geworden sind, sowie die Umstände, unter denen der Hottentote im gewöhnlichen Leben derselben sich erinnert, ausführlich an, und man ersieht schon hieraus, dass die betreffenden Gestalten und Vorgänge theils dem menschlichen Leben, theils höheren überirdischen Kräften angehören. So erscheint Tsũi-||goab bald als ein berühmter Häuptling, eine Art Stammvater, bald als Wolkensammler und Regenbringer.

Der Name Tsũi-|'goab selbst wird von den Hottentoten als „Wund-knie" (einer der ein wundes Knie hat) erklärt. Zur Begründung dieser Erklärung erzählen sie eine Geschichte von den Kämpfen Tsũi-|goab's mit seinem Feinde ||Gaunab. Der Held Tsũi-|'goab, der Ahnherr der Hottentoten, versetzte hierin seinem Feinde während des entscheidenden Kampfes einen Schlag hinter das Ohr, in Folge dessen dieser halbtodt zusammensank. Doch raffte sich ||Gaunab, während er seinen Geist aufgab, zu einem Schlage gegen den verhassten Gegner auf und zerschmetterte ihm das Knie. Seit jenem Tage hinkt Tsũi-||goab und wird also (d. i. Wundknie) genannt.

Th. Hahn weist einerseits an der Hand der Etymologie, andererseits an der Hand verschiedener mythologischer Züge nach, dass Tsũi-||goab ursprünglich den „rothen Wandler", d. i. den mit dem Morgenroth heranbrechenden Tag und den Tageshimmel überhaupt bedeutet, der mit |Gaunab, dem „Vernichter" und „Verhüller", d. i. der Nacht und dem Nachthimmel im Kampfe liegt zum Besten des guten Menschen. Und weil ||Gaunab das Leben hemmt und die Erde mit Finsterniss bedeckt, in welcher der Böse ungestraft sein Spiel treiben kann, gilt er als böses Princip, während Tsũi-||goab, der Repräsentant des hellen Tages, der Alles offenbart und den Menschen alle Glücksgüter zu Theil werden lässt, zum guten Princip, zur höchsten Gottheit überhaupt erhoben wurde.

Dies in Kurzem der Faden, an welchen die musterhaft geordnete Untersuchung angeknüpft ist. Daneben erscheint eine Fülle der werthvollsten und zuverlässigsten ethnologischen und linguistischen Angaben, welche zur Bereicherung der entsprechenden Literaturzweige gewiss beitragen werden.

Wien. **F. Müller.**

3.

Dr. Giovanni Alton. Proverbi, Tradizioni ed Anneddoti delle Valli Ladini Orientali con versione italiana. Innsbruck 1881. WAGNER.

Ueber die sprachlichen und ethnologischen Forschungen Dr. ALTON's, Gymnasial-Professors in Wien, habe ich schon früher berichtet und bemerkt, dass ALTON in der Sprache der Ladiner keine Worte gefunden hat, welche sich als ein Erbgut aus der Sprache der Rhätier, ihrer Vorfahren, hätten deuten lassen.

In der vorliegenden Arbeit sind zusammengestellt: Sprichwörter, Traditionen, Erzählungen, Anekdoten und recente ladinische Gesänge. Es ist auffallend, dass der ladinische Sagenschatz durchwegs römischer, keltischer oder germanischer Provenienz ist und dass sich in den ladinischen Sagen nichts erhalten hat, was an die alten Rhätier erinnern würde. Herr Dr. ALTON ist selbst ein Ladiner.

Dr. Fligier.

4.

Gozzadini Conte. Note archeologiche per una guida dell' Apennino Bolognese. Bologna 1881.

In dieser Brochure gibt Graf GOZZADINI eine Uebersicht aller in der Stadt Bologna selbst und in der Provinz aufgefundenen prähistorischen und römischen Gegenstände. Es wird bemerkt, dass Felsina von den Umbriern, dann von Etruskern bewohnt gewesen, darauf von den Bojern, und nach fast 200 Jahre dauernden Kriegen von den Römern erobert worden sei, welche den Namen Felsina in Bononia umänderten. Wir finden hier alle die Funde aus den Grabstätten von Bologna aufgeführt, die schon im Museum erwähnt. Reichlich ist die Menge von Gegenständen aus den verschiedenen Orten der Provinz; so bei Pregatto Töpfe mit wohl primitiven, aber genau ausgeführten Ornamenten, Töpfe mit mondförmigen Henkeln, Schädel u. a. Hirschknochen, gespaltene, lange, zugespitzte etc. — Bei Bazzano Steinwaffen und Geräthe; ein Dolch aus dunkelgelblichem Feuerstein, gebogen und in eine Spitze auslaufend, Lanzenspitzen, dreieckigegestielte, u. a. aus Feuerstein. Bei Moglio in etruskischen Gräbern griechische Amphoren mit schwarz gemalten Figuren etc., dann Marzobotto mit der etrurischen Nekropolis u. s. f.

Jedem Fachmanne dürfte es anzuempfehlen sein, besagte zwei Schriften des Grafen GOZZADINI zu studiren; die beigegebenen Anmerkungen sind von besonderer Wichtigkeit und geben Aufschluss über manch Neues, Seltenes etc.

Senoner.

5.

Urbani v. Gheltof. Venezia preistorica. Venezia 1881.

Der Verfasser gibt in dieser Brochure Nachricht über die in den Jahren 1874 und 1875 bei Gelegenheit der Reconstruction des Fondaco dei Turchi (nun städtisches Museum) und des den Grafen PAPADOPOLI gehörigen Palastes Tiepolo aufgefundenen Gegenstände, die er dem Museum in Torcello geschenkt und bei Gelegenheit des geographischen Congresses in Venedig im Jahre 1881 den Freunden der Paläoetnologie zur Ansicht ausgestellt hatte. URBANI konnte persönlich die Ausgrabungen überwachen und die Tiefe, in welcher die Funde lagen, genau notiren.

Fondaco dei Turchi:

In einer Tiefe von 1·50 M. fanden sich Industriegegenstände aus dem XIV. Jahrhundert, kleine olivengrün gefirnisste Schälchen aus gebrannter Erde, Töpfe und Gläser aus weissem, schön iridisirendem Glas.

In einer Tiefe von 2·50 M. lagen Lampen, grün oder braun gefirnisst, ebenfalls aus gebrannter Erde, jenen ähnlich, wie sie zu Römerzeiten gebräuchlich waren, auch ein gefirnisster Spindelstein in Form jener der präromanischen Zeiten.

In einer Tiefe von 3 und 3·50 M. ergaben sich wieder Industriegegenstände aus den Zeiten vor dem X. Jahrhundert; unzählige Fragmente von gebrannten Töpfen und Urnen von verschiedenen Formen, darunter eine im Schlamm aufrechtstehende Urne mit spitziger Basis, in welcher noch einige Weinbeeren vorhanden waren. Dabei waren noch Gefässe, Lampen aus dem V. und VI. Jahrhundert von archaischer dreieckiger Form; dann andere, eleganter gearbeitet und mit einem langen, eigenthümlichen Schnabel, wie sie nirgend anderswo im Venetianischen gefunden; nebstbei fanden sich grosse Mengen von Eber- und Schafknochen, vom Rind nur ein einziges Stück, dann Katzenschädel und Muscheln von *Cardium edule, Ostraea vulgaris, Mitylus edulis* und eine kleine *Natica millepunctata,* die jetzt in der Lagune ausgestorben ist.

In einer Tiefe von 4 M. lagen Urnen, ein Unguentarium, durchlöcherte Perlen, oxydirte Bronze, eine bronzene Figur, ein Lamm darstellend, eine Eichel und ein Glöckchen ebenfalls aus Bronze mit einer Münze des Kaisers Trajan.

Unter dieser Schlammschicht fand sich eine 15 Cm. mächtige Schicht Torf in einer Ausdehnung von 20 Qm., bestehend aus vegetabilischen Substanzen, Conchylien und Fischresten; in dieser Schicht lagen verschiedene bearbeitete Hirschgeweihe, Pfeilspitzen, eine aus schwarz-grünem Diorit, andere aus röthlichem Kiesel, eine Schüssel aus gebrannter Erde, auf der Töpferscheibe gearbeitet, mit aufrechten Handhaben, Armbänder aus Bronze, ein viereckiger schwarzer Kieselstein etc.

Der Fondaco dei Turchi steht auf der Insel Luprio; hieher flüchteten sich die Paduaner im V., VI. und VII. Jahrhundert. Urbani ist der Ansicht, dass diese Insel, sowie die nachfolgend in Erwähnung kommende Insel Rialto schon zur Zeit der ersten Epoche des Steinalters bewohnt gewesen sei und die ersten Einwohner Fischer und Jäger waren.

Palast Tiepolo bei S. Apollinare:

Bei Herstellung der Pfähle fanden sich in einer Tiefe von 4 M. grosse Mengen von Geräthen aus Hirschgeweih, eine mandelförmige Axt aus schwarzem Diorit, eine andere aus Bronze (kelt.) und ein Ornament ebenfalls aus Bronze.

Senoner.

Vereins-Nachrichten.

Berichtigungen und Nachträge zum Mitglieder-Verzeichnisse.

Braun, Dr. K. R. Ritter von Fernwald, k. k. Hofrath etc., VIII. Laudongasse 12, Wien.

Delhaes, Stefan, Historienmaler, VIII. Schlösselgasse 2, Wien.

Doblhoff, Jos. Freiherr von, I. Weihburggasse 26, Wien.

Meyer, Dr. A. B., Director des k. zoolog., archöolog. und ethnograph. Museums in Dresden.

Pfungen, Dr. R. Freiherr von, IX. Alserstrasse 4, Wien.

Rücker, Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft, I. Canovagasse 7, Wien.

Salzer, Josef, Fabriksbesitzer, III. Marxergasse 4, Wien.

Syrowatka, Franz, Montanist, X. Laxenburgerstrasse 14, Wien.

Teglas, Gabriel, Professor in Déva, Siebenbürgen.

Wurmbrand, Gräfin Gabriele, Graz.

Druck von Wilhelm Köhler Wien, VI Mollardgasse 41

Die prähistorischen Steingeräthe im Volksglauben.

Von

Richard Andree.

Wo auch auf unserer Erde prähistorische Steingeräthe gefunden werden, sei es in Europa, Asien, Afrika oder Amerika, da verbindet sich mit denselben in den Augen des Volkes eine fast identische, manchmal bis in die feinsten Einzelheiten übereinstimmende Vorstellung. Man wird überrascht, den Neger, den südamerikanischen Indianer, den Birmanen, den Esthen, den Letten, den Deutschen, den Franzosen u. s. w. genau in demselben Aberglauben befangen zu finden, der sich auf die Entstehung und die angeblichen wunderbaren Eigenschaften der alten Steinbeile bezieht.

Diese Vorstellungen müssen übrigens verhältnissmässig jung genannt werden, denn sie entstanden erst, als die Steingeräthe ausser Gebrauch waren und, gelegentlich aufgefunden, wie ein Räthsel erschienen. Sie mussten den Findern, die sich über deren Gebrauch nicht zu orientiren vermochten, wie ein wunderbares, aus einer anderen Welt stammendes Geräth erscheinen, das vermöge seiner ausserirdischen Entstehung mit seltsamen Eigenschaften begabt gedacht wurde. Der Fall von Meteorsteinen gab thatsächlichen Anlass zu derartigen Vorstellungen. Ueberall aber wähnt das Volk die Steingeräthe durch den Blitz entstanden, sie sind der Schuss desselben und der Donner entsteht durch das Einschlagen des Steinbeils in die Erde. Ueberall finden wir deshalb auch den gleichen Glauben, dass der „Donnerkeil", welcher klaftertief in den Boden gefahren ist, im Verlaufe einer bestimmten Zeit (7 Tage, 7 Wochen, 7 Jahre) wieder allmälig zur Erdoberfläche emporsteigt. Uebernatürlich gleichsam entstanden, ist er auch mit wunderbaren Eigenschaften begabt, und wer ihn findet, hält ihn hoch, vererbt ihn von Geschlecht auf Geschlecht. Der Stein ist ein Amulet in Asien und Europa und ein Fetisch an der Guineaküste. Er macht unverletzlich, er hilft gegen Unfruchtbarkeit der Weiber, er schützt vor Feuersgefahr und Blitzschlag, man sucht Schätze mit ihm und er ist vor Allem mit höchst wirksamen medicinischen Eigenschaften begabt. Gleichsam belebt gedacht, vermag er zu schwitzen, wenn Gewitter im Anzuge sind.

Welch' fabelhafte Vorstellungen von der Entstehung der Steingeräthe man in Europa selbst in gelehrten Kreisen noch im 17. Jahrhundert hatte, erhellt aus einer Schilderung des Donnerkeils bei dem bekannten Vielschreiber Happelius[1]). „Der Keil", sagt er, „entsteht aus der Materie, die mit den Dünsten in die Luft gezogen und daselbst durch die Kraft des Versteinerungsgeistes in einen harten Stein verhärtet und verwandelt wird. Diese Materie ist irdisch klebricht, grob und schweflicht, aber meist herrührend aus den metallischen Dünsten, die der Versteinerung am meisten fähig sind. Solchergestalt hat man gemerket, dass die Wolken, daraus ein Wetterkeil erzeuget worden, insgemein grünlich, tief und etwas schwarz erscheinen, denn eine solche Wolke ist voll Schwefels und irdischen Dunstes. Der Keil selber ist so hart wie Eisen, hat nicht allemal einerlei Gestalt und soll, nachdem er seinen Schlag verrichtet, hernach grossen Nutzen in der Arzeney haben."

Hier haben wir den Volksaberglauben zur gelehrten Phrase sublimirt und zugleich die Quintessenz der Anschauungen über die Steingeräthe, wie sie in dem oben geographisch abgegrenzten Gebiete herrschen. Denn es ist wohl zu berücksichtigen, dass, wo die Völker sich noch in der Steinzeit befinden oder bis vor Kurzem befanden, wo sie mit eigenen Händen die Steingeräthe fertigen, dieser Aberglauben natürlich nicht vorkommen kann. Daher ist in der Süd-

[1]) Kleine Weltbeschreibung I, 130.

see und in Australien keine Spur von derartigen Vorstellungen vorhanden, wiewohl wir in letzterem Lande bereits Grundlagen zu dem Aberglauben von den Donnerkeilen finden, denn die Westaustralier nennen gewisse glatte, eiförmige Steine *boyer* und glauben von ihnen, dass sie vom Himmel gefallen sein sollen [1]).

Soviel im Allgemeinen. Wir wollen nun die einzelnen Völker, die trotz räumlicher Trennung und ohne Entlehnung die ganz gleichen Vorstellungen von der Entstehung und den Eigenschaften der Donnerkeile haben, Revue passiren lassen, wobei wir in geographischer Reihenfolge verfahren.

Europa. Verhältnissmässig alt ist der Glaube an die Zauberkraft der Steingeräthe in Deutschland. Donar warf keilförmige Steine vom Himmel herab, welche mittelhochdeutsch *schûrestein* oder *schawerstein* heissen und in den Steinhämmern wiedergefunden werden. Ihre gegenwärtigen Bezeichnungen im Volksmunde sind Donneraxt, Donnerstein, Donnerkeil, Albschoss, Strahlstein, Teufelsfinger, wobei Einmischung von Belemniten stattfindet. Sie fahren mit dem Blitze aus den Wolken tief wie ein Kirchthurm, oder, wie es in anderen Gegenden heisst, sieben Klafter tief in den Erdboden nieder. So oft es aber donnert, beginnt der Keil der Erdoberfläche näher zu steigen und nach sieben Jahren ist er wieder oben angelangt (wie Donar's geschleuderter Hammer Miölnir stets wieder in dessen Hand zurückkehrte). Zu erkennen ist der echte Donnerkeil daran, dass er zu schwitzen beginnt, sobald sich ein Gewitter zusammenzieht. Jedes Haus, in dem er aufbewahrt wird, ist sicher vor Blitzschlag, auch besitzt er die Eigenschaft, unsichtbar zu machen, und heilt, wenn man mit ihm die leidende Stelle streicht, Rose, Entzündungen, Krämpfe [2]).

Um noch Einzelnes hervorzuheben, was landschaftlich variirend auf das Gesammtbild der deutschen Vorstellungen vom Donnerkeil einwirkt, sei erwähnt, dass man in Ostpreussen die Kühe durch das Loch eines Steinbeils melkt, wenn sie „verhexte Milch" haben [3]), während in Rheinhessen noch in den Zwanzigerjahren die Kuheuter mit Steinbeilen bestrichen wurden, wenn sie nicht milchen wollten [4]). In Rheinhessen und der Rheinpfalz ist der Glaube an diese Steingeräthe noch heute sehr stark verbreitet und „fast jedes Haus besitzt dort seine verehrten Steinbeile" [1]).

Eine Variation in der Anwendung des Steingeräthes zum Schutze gegen den Blitz finden wir in der Provinz Preussen, wo die Donnerkeile Duderkiel, Ottertött (Otternzitze), Pillersteen heissen. Ziehen sich Gewitter zusammen und rücken die Schläge immer näher, so steckt man den Finger durch das Loch des Steinhammers, dreht denselben dreimal herum und wirft ihn mit Gewalt gegen die Stubenthür; dann bleibt das Haus vor Blitzschlag bewahrt [2]). In Westfalen legt man bei heranziehendem Gewitter den Donnerkeil, welcher nun zu schwitzen anfängt, neben eine geweihte Kerze auf den Tisch, so Christliches und Heidnisches vermischend [3]).

In Böhmen glaubt man, dass der Donner in Form einer Kugel in die Erde schlägt und diese Kugel hat unsichtbar machende Kraft. Die alten Weiber, welche sich dort mit dem Besegnen und Besprechen abgeben, besitzen solche Donnerkeile, die sie von ihren Vorfahren ererbt haben und beim Besprechen verwenden [4]).

Wie im Gebiete der Juraformation der fingerförmig gestaltete Belemnit (Teufelsfinger) substituirend für das prähistorische Steingeräth eintritt und vom Volke mit diesem verwechselt wird, so an der Nordseeküste die versteinerten Echiniten. Das Volk nennt sie dort „Grummelsteene", „Adlersteine", „Gosarensteene" (Gänseadlersteine) und Krallensteine, weil Adler sie, als sie noch weich waren, mit ihren Krallen erfasst und dadurch geformt und gezeichnet haben sollen. Wer diesen Stein beim Gewitter auf den Tisch legt, wird nicht vom Blitze getroffen.

So ist der Glauben an übernatürliche Kräfte und himmlischen Ursprung der Steingeräthe auch bei anderen germanischen Völkern verbreitet; der englische Bauer nennt sie *thunder-axes* [5]) und gleiche Anschauungen herrschen bei den Slaven. Nach dem Glauben der Wenden in der Lausitz ist das prähistorische Steingeräth ein Gewitterstein (*njewjedraškowy kamen*). Er ist gut gegen Krankheiten und dient zum Besprechen. Bei Halsleiden drückt man ihn an den Hals; hat man Seitenstechen, so trinkt man abgefeilte Stückchen davon in Wasser. Die

[1]) Moore, Vocabulary of the languages of Western Australia. London 1842, s. v.

[2]) Grimm, D. M. 112. Wuttke, Dtsch. Volksaberglaube [2] 88.

[3]) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, Berlin 1870, 19.

[4]) H. Fischer, Nephrit und Jadeit, Stuttgart 1875, 200.

[1]) Kohn und Mehlis, Vorgesch. d. östl. Europa I, 355.

[2]) Frischbier a. a. O. 107.

[3]) H. Hartmann, Bilder aus Westfalen, Osnabrück 1871, 144.

[4]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen Nr. 209, 1087.

[5]) E. B. Tylor, Researches 223.

Löcher in diesen hochgehaltenen Steinen hat der Blitz geschlagen [1]).

Durch ganz Polen herrscht der Aberglaube, dass die Donnerkeile, hier Keile aus Feuerstein, unter die Schwelle eines neugebauten Hauses gelegt werden, um dieses vor Blitzschlag zu sichern. Nur ungern trennt sich der Lithauer von solchen mit magischer Kraft ausgestatteten Steinen. Etwas abgekratztes Pulver von denselben in Branntwein genommen, heilt von verschiedenen Leiden, die Bauersfrauen legen ihn in den Backtrog, weil dann das Brot besser geräth [2]). Auch den Letten ist das Steingeräth vom Gewitter herabgeschleudert; es heisst bei ihnen *Perkuno akmu,* des Perkun (?) oder Donners Stein, auch *Perkuna lohde* und *Perkuno kulka,* Donnerkugel. Hier ist der auch in Deutschland verbreitete Glaube vorhanden, dass der Stein mit dem Blitze in die Erde fährt und nach sieben Tagen wieder an die Oberfläche kommt. Er schützt vor Blitzschlag, die Milch vor Sauerwerden und heilt kranke Glieder [3]).

Dass dieselbe Anschauung auch bei finnischen Völkern verbreitet ist, dafür sprechen die Beläge von den Esthen. In seinem zu Ende des 17. Jahrhunderts erschienenen, ungemein inhaltreichen Werke: „Der einfältigen Esthen abergläubische Gebräuche", schreibt der alte Pastor Joh. Wolfgang Boecler: „Wann sie (die Esthen) zum ersten Male donnern hören, ergreifen sie einen Stein und schlagen sich damit dreimal an Kopf, dann sollen sie in selbigem Jahre von allem Hauptweh befreit sein". Dass es sich hier um ein prähistorisches Steingeräth handelt, erkennen wir aus dem Commentar, welchen Kreutzwald zu dieser Stelle gibt. In Werroschen findet das Experiment noch mit solchen statt, der Kopf wird dadurch steinhart und ein *Pikse kiwiga porutatu pää,* d. i. ein mit dem Donnerkeil geriebener Kopf, sichert dessen Besitzer vor Blitzschlag. Im Revalschen ist dieses Verfahren in Vergessenheit gerathen, doch desto mehr werden dort prähistorische Steingeräthe *(Pikse noolid)* bei verschiedenen Krankheiten als Heilmittel angewendet; auch sichern sie des Eigenthümers Haus gegen Gewitterschlag [4]).

Bei den Hellenen hiessen die steinernen Waffen, die in ihrem Lande gefunden wurden, ἀστροπελάκια und noch heute ist bei den Neugriechen der allgemeine Ausdruck für den einschlagenden Blitz αστροπελέκι. Dieses Wort lehrt, dass der aus der Luft niederfahrende Wetterstrahl dem Volke als eine Axt erscheint und dass wir hier auch den Donnerkeil haben [1]).

Die Steingeräthe, welche den alten Römern aufstiessen, wurden *gemmae cerauniae, betuli, glossopetrae* genannt und als vom Himmel gefallene Blitzgebilde angesehen. Wenn Plinius [2]) erwähnt, dass die *cerauniae* gleich Aexten gestaltet seien, so werden die Alten darunter zum Theil wohl prähistorische Steingeräthe verstanden haben. Es ist daher als eine Erbschaft aus dem Alterthum anzusehen, wenn im heutigen Italien der Glaube an die Wirksamkeit des Donnerkeils noch reich vertreten ist. Nach Nicolucci sammeln die süditalienischen Bauern die Steingeräthe sehr sorgfältig, weil sie, erzeugt vom Blitze, gegen dessen Schaden wirksam sind. Man trägt sie, in Papier oder Leinwand gehüllt, auf dem Rücken. Eigenthümlich ist, wie man am Fucinosee (Abruzzo ulteriore) sich in den Besitz dieser dort „St. Pauls-Zungen" genannten Geräthe setzt. Findet sie der Bauer, so kniet er nieder und hebt sie mit der Zunge auf, um sie als allmächtige Amulete zu bewahren [3]).

Auch in Calabrien sind, nach Lovisato, dem Volke die Steinbeile vom Himmel gefallen. Sie heissen auch dort Donnerkeile oder Blitzsteine, sollen sieben Spannen weit in den Boden fahren, sich alle Jahre eine Spanne wieder heben und so nach sieben Jahren die Oberfläche erreicht haben — wie in Deutschland, Birma, Kurland! Entweder berührt der Bauer aus Furcht vor Unglück ein solches Stück gar nicht oder er glaubt, dass es ihn vor Leibesschmerzen bewahre [4]).

Andere romanische Völker besitzen denselben Aberglauben und die *piedras de rayo,* Blitzsteine, der Spanier sind die wunderkräftigen, vom Himmel gefallenen Steingeräthe, welche der Bauer sorgfältig sammelt [5]).

Bei den Hirten in den französischen Hochalpen nennt man die Steingeräthe *peyros del tron = pierres de tonnere.* Sie sind eines Tages, während

[1]) W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen, Leipzig 1880, 270.

[2]) Kohn und Mehlis a. a. O. I, 355.

[3]) Mannhardt in Zeitschft. f. Ethnol. 1875, 294.

[4]) Boecler-Kreutzwald, Der Esthen abergläubische Gebräuche, St. Petersburg 1854, 115.

[1]) B. Schmidt, Volksleben der Neugriechen, 32.

[2]) Hist. nat. XXXVII, 51.

[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 1868, 215.

[4]) Nach einem Referat von H. Fischer im Arch. f. Anthr. XIII, 336.

[5]) Bull. soc. d'Anthropol. I, 96 (1860). — Arch. f. Anthr. XIV. 153.

eines grossen Gewittersturmes, auf die Erde gekommen. Der übernatürliche Ursprung verleiht ihnen eine geheimnissvolle Kraft; sie können das Vieh vor den Blattern schützen, daher ihr zweiter Name: *peyros de la picotto = pierres de la picotte.* Sorgfältig sammelt daher der viehzüchtende Aelpler den Stein, vererbt ihn als Schatz auf seine Nachkommen und verbirgt ihn in einer Ecke des Stalles, in einer Ritze des Gemäuers. Zieht im Frühsommer die Herde zu Berge auf die Weide, dann wird der Schutzstein nicht vergessen und er findet einen eigenthümlichen Platz, nämlich in einem stehengebliebenen Wollschopfe auf dem Rücken des schönsten Hammels oder Widders. Die Steine stehen bei den Hirten in der höchsten Verehrung und werden ungern weggegeben. Der Geistliche Benjamin Tournier, welchem wir obige Nachrichten verdanken [1]) erhielt auf sein dringendes Zureden ein Exemplar im Austausch gegen die *Consolations de l'âme fidèle,* welche die Besitzer des Steines als gleichwerthig erachteten!

Asien. Die aus gneissartigem Gestein bestehenden alten Steingeräthe, welche man in Birma findet, nennt das Volk dort *Mo-gio*; es bringt sie mit dem Blitze in Verbindung und sieht sie für Donnerkeile an. Wenn die Birmanen bemerken, dass ein Blitzstrahl irgendwo in den Boden schlägt, stellen sie einen irdenen Topf über die Stelle in dem Wahne, dass im Laufe eines Jahres der *Mo-gio* durch eigene Kraft sich wieder aus dem Boden emporarbeite und so in den Topf gelange. Man schätzt diese Geräthe in Birma sehr hoch, da sie dazu dienen, die Güte oder Echtheit einer Waare zu erproben. Ein Stück Stoff z. B., das man auf seine Dauerhaftigkeit erproben will, wird rund um den *Mo-gio* gewickelt und dann mit einer Flinte darauf gefeuert. Bleiben Stoff und Steingeräth unverletzt, so ist die Waare echt und gut. Ferner glaubt man, dass der Besitz eines *Mo-gio* unverletzlich mache und er dient aus diesem Grunde als Amulet. Um die Echtheit des *Mo-gio* selbst und seinen himmlischen Ursprung nachzuweisen, haben die Birmanen noch ein besonderes Verfahren. Man legt ihn nämlich, von Reis umgeben, auf eine Matte: ist er echt, so wagt kein Geflügel von dem Reise zu fressen. Eine fernere Probe der Echtheit ist diese: Fällt man mit dem *Mo-gio* eine Banane, so wird diese absterben, falls er echt ist; treibt sie aber frische Schösslinge, so gilt das Geräth als unecht. Ein echter *Mo-gio* bewahrt vor Feuersbrunst und hat grosse medicinische Kräfte, denn ein kleines pulversirtes Stückchen von demselben heilt innerlich eingenommen alle Entzündungen der Eingeweide, ebenso Augenkrankheiten [1]).

Auch in Indien herrschen ähnliche Vorstellungen. Der Nephrit, mit vielen wunderbaren Eigenschaften ausgestattet, dient dort, als rohes Fragment am Körper getragen, als Schutzmittel gegen den Blitz [2]), während die Badagas im Nilgiri-Gebirge, nach Jagor, die beim Pflügen aus der Erde aufgewühlten Steinbeile (*Swayamphu* = selbstentstanden) als wirksam gegen die Unfruchtbarkeit der Frauen betrachten [3]).

Dass die alten Steingeräthe ihren Ursprung dem Blitze und Donner verdanken, ist der Glaube der Eingebornen der malayischen Halbinsel und der Javaner [4]). Die Redschang auf Sumatra nennen sie *Anak-pitas*, d. i. Kind des Blitzes [5]) und auch der Eingeborne der Sumatra vorgelagerten Insel Nias lässt sie auf diese Weise entstehen; sie heissen dort *Lela-gooi* und werden als Amulet am Körper oder am Schwerte getragen [6]).

Wenden wir uns nach der Philippineninsel Mindanao, so begegnet uns dieselbe Anschauung bei den heidnischen Manobos. Der Donner ist ihnen die Sprache des Blitzes, welcher in der Gestalt eines abenteuerlichen Thieres verehrt wird. Wenn der Blitz auf die Erde niederfährt und in die Bäume einschlägt, so soll das Thier einen seiner Zähne darin stecken lassen. „Es sind alte, einer früheren Periode angehörige Steinbeile, die in ihrer Gestalt manchen, der in unseren europäischen Pfahlbauten gefundenen, ähnlich sehen und die mitunter in den Bäumen oder in der Erde steckend gefunden werden [7])."

Dass bei den Chinesen die alten Steingeräthe als Donnerkeile, Gaben des Blitzes, angesehen und hochgeschätzt wurden, geht aus einer Stelle der Encyklopädie des Kaisers Kanghi (17. Jahrh.) hervor [8]) und die in Japan aufgefundenen Steinhämmer nennt das Volk Donnerkeile = *Rai fu seki* oder Streitäxte Tengus. Tengu war der Hüter des Himmels [9]).

---

[1]) Bull. d. l. soc. d'Anthropol. 1874, 686.

[1]) Theobald in Proc. Asiat. Soc. of Bengal. Juli 1869. Danach Globus XIX, 157.

[2]) v. Schlagintweit, Ausland 1874, 182.

[3]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1876, 200.

[4]) Logan im Journ. Indian Archipelago V, 84.

[5]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1879, 300.

[6]) v. Rosenberg, Der malayische Archipel, Leipzig 1878, 175.

[7]) C. Semper, Die Philippinen, Würzburg 1869, 61.

[8]) Klemm, Culturgeschichte, VI, 467.

[9]) E. B. Tylor, Researches 211.

Afrika. Man darf nicht erwarten, dass in diesem Erdtheile, in welchem man erst in der neuesten Zeit eine Steinzeit nachzuweisen beginnt und wo prähistorische Geräthe zu den Seltenheiten gehören, sich viele Vorstellungen finden, welche in dieses Thema einschlagen. Wo sie aber vorhanden sind, da erweisen sie sich auch hier als identisch mit jenen der Völker in anderen Erdtheilen.

Schon der dänische Missionär Monrad erzählt, dass die an der Guineaküste vorkommenden Steingeräthe von den dortigen Negern als stark schützende Fetische betrachtet werden. In der Gegenwart eines solchen Steinbeils wagt kein Neger falsch zu schwören [1]). Näheres erfahren wir durch Winwood Reade, der berichtet, dass die Steinhämmer an der Goldküste bei Odumassie und am Rio Volta nach heftigen, von Blitz und Donner begleiteten Regengüssen aus dem Alluvialboden ausgewaschen und daher von den Negern als Donnerkeile und Gottesäxte bezeichnet werden. Man benützt sie pulverisirt als Arzenei und trägt sie gegen Rheumatismus bei sich [2]).

Amerika. In Brasilien heissen die in den Sambaquis (Muschelhügelgräbern) aufgefundenen, sehr verschieden gestalteten Steingeräthe *Curiscos* oder Blitzsteine. Der Guaruni nennt sie „vom Himmel gefallene Steine", der Cajuá „vom Donner geschleuderte Steine", der Coroado „Beilsteine". Die Steine werden von brasilianischen Goldsuchern sorgfältig aufbewahrt und theuer bezahlt. Mit ihrer Hilfe glauben sie die Goldmutter (may d'ouro) unter der Erde entdecken zu können, denn der Stein wird da angezogen, wo das Gold liegt, dient daher als eine Art Wünschelruthe [1]).

Geht aus den obigen Bezeichnungen hervor, dass die Entstehung der Steinbeile von autochthonen Stämmen dem Blitze und Donner zugeschrieben wird, so will ich bei den nachstehenden Angaben es unentschieden lassen, ob dieselben auf spanischem Importe beruhen oder ursprünglich amerikanischer Vorstellung entsprossen sind. Zu San Nicolas in Chontales (Mittelamerika) sah Carter Blake ein Steinbeil aus Diorit von einer Einwohnerin aus gemischtem Blute als Maisquetscher benützen. Sie weigerte sich, das Stück zu verkaufen, da es in einem Gewitter vom Himmel gefallen und lange Jahre unter ihren indianischen Vorfahren von Generation auf Generation vererbt war. Auch verbürgte das Beil dem Mädchen ewige Jungfrauschaft [2]). Und so auf Portorico, wo Steinbeile und steinerne Lanzenspitzen vom Volke *piedras de rayo,* Donnerstein, genannt werden, entstanden durch Einschlagen des Blitzes in die Erde [3]).

[1]) Monrad, Gemälde der Küste von Guinea, Weimar 1824, 118.

[2]) Journ. Anthropol. Instit. I, XCV (1872).

[1]) Rath im Globus XXVI, 215.

[2]) Anthropological Review, January 1870, 101.

[3]) Krug in Zeitschft. f. Ethnologie 1876, 429.

Ueber Form- und Lageverhältnisse des Ohres.

Von

Prof. C. Langer.

(Vorgetragen in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft am 12. December 1882.)

(Mit zwei Tafeln.)

Es gibt kaum ein zweites Organ des menschlichen Körpers, welches für gewöhnlich so wenig beachtet wird, wie das äussere Ohr. Vom anatomisch-physiologischen Standpunkte begreift sich diese Missachtung schon deshalb, weil sich an Formen und Lage des Ohres trotz mancher Versuche kaum irgend welche erspriessliche physiologische Ableitungen reihen lassen, denn wie immer die Ohrmuschel beschaffen sein mag, das Gehör wird dadurch erkennbar nicht alterirt. Dennoch aber verdient es als äusseres Organ und zwar vom physiognomischen Standpunkte eine gewisse Beachtung, weil sich an ihm viele individuelle Verschiedenheiten, nicht nur in Grösse und Lage, sondern auch in der Modellirung nachweisen lassen. Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, diese Verschiedenheiten zu kennzeichnen.

Anlangend die Form bildet das äussere Ohr, in einfachster Bildung aufgefasst, einen breiten

blattartigen Saum, welcher sich um die hintere Umrandung der ursprünglich blos spaltenartigen Oeffnung des Gehörganges erhebt, Anfangs blos häutig ist und erst in späterer Zeit seiner Ausbildung durch eine eingelagerte knorpelige Stütze seine einseitig trichterförmige oder besser muschelförmige Gestalt bekommt. Nur der unterste Theil desselben, das Ohrläppchen, ist knorpellos und stellt sich als eine blosse Hautduplication dar. Zur Uebersicht der charakteristischen Modellirung des Ohres diene die beistehende Copie einer von S. Th. Sömmering entworfenen Zeichnung eines wohlgebildeten männlichen Ohres. (Fig. 1.)

Die Gestaltung des Ohres lässt sich im Wesentlichen auf die Bildung zweier den Gehörgang annähernd halbkreisförmig umgebenden Falten zurückführen, von denen die peripherische, die sogenannte Leiste, Helix, sich blos als eine nach innen gerichtete Umkrämpung des freien Randes, die innere aber, die sogenannte Gegenleiste, Antihelix, als ein breiter, nach innen austretender Wall sich darstellt. Die innerhalb dieses Walles befindliche Grube, Concha, bildet den eigentlichen trichterförmigen Zugang zum inneren Ohre.

Die Leiste beginnt stets innerhalb der Concha über der Ohröffnung und endiget, in gezogener C-förmiger Biegung fortlaufend, erst oberhalb des Läppchens. Eine Furche scheidet sie von der Gegenleiste; diese theilt sich oben gabelig in zwei kurze Schenkel, Crura furcata und endiget unten, nachdem sie die Concha und den darin befindlichen Beginn der Leiste umgriffen hat, mit einem Höckerchen, der sogenannten Gegenecke, Antitragus. Dieses Höckerchen liegt unterhalb und etwas hinter der Ohröffnung, welche aber vorn von einem fast klappenartig nach hinten austretenden zweiten Höckerchen, der Ecke, Tragus, zum grösten Theile verdeckt wird. Ecke und Gegenecke begrenzen über dem Läppchen einen Ausschnitt, Incisura intertragica, gegen den hin die Höhlung der Concha rinnenartig ausläuft.

Zumeist ist die Ohrmuschel oblong, allerdings bald breiter, bald schmäler, und von einer im Zuge nach unten stetig sich streckenden Bogenlinie begrenzt, welche nur beim Uebergange in das Läppchen eine seichte Einziehung bekommt, wodurch sich das Läppchen von dem knorpelig gestützten Antheile des Ohres, der eigentlichen Ohrmuschel abgrenzt.

Anlangend die Grösse des Ohres, soll nach Quetelet die mittlere Länge desselben, gemessen mit Einschluss des Läppchens, also nach seiner grössten Ausdehnung in allen Altersstufen, trotz individueller Varietäten stets gleich sein der doppelten Länge des Auges (Lidspalte) und der halben Höhe des Abstandes der Ohröffnung vom Scheitel des Kopfes. In Zeichnenvorlagen gibt man dem Ohre gewöhnlich eine Länge, welche dem verticalen Abstande der Nasenbasis von der Augenbraue gleich ist.

So einheitlich dieser Formentypus, so lassen sich doch, wie schon angedeutet, mannigfache nach Umrissen und Modellirung abweichende Verschiedenheiten auffinden, aus welchen im Zusammenhange mit der gleichfalls variablen Grösse eine kaum übersehbare Formenreihe hervorgeht.

Anlangend vorerst die Grösse, so steht dieselbe insofern mit der Form im Zusammenhange, als grosse Ohren vielleicht stets oval sind, kleinere dagegen sich gerne in die Rundung schmiegen, unbeschadet aber der inneren Modellirung, indem die Vergrösserung bald die Concha allein, bald die Distanz der Crura furcata der Antihelix, bald nur die Länge des Läppchens betrifft.

Mitunter kommt eine mit der Grösse nicht im Zusammenhange stehende, höchst auffällige Gestaltung des Ohres vor, darin bestehend, dass der Umriss der knorpeligen Muschel ungefähr in der Mitte seiner Höhe stark nach hinten ausbaucht, dagegen am Scheitel eine schärfere Biegung wahrnehmen lässt. Diese Ohren sind nicht zu gross, nicht viel höher als breit und mit ihrem Längendurchmesser in eine ganz ungewöhnliche nach vorne neigende Richtung gebracht. (Fig. 2.)

Grösse und Umriss des Ohres wird auch von dem vielfach variirenden Läppchen beeinflusst, welches, wie es scheint, eben nur beim Menschen vorkommt, nicht einmal beim Orang. Häufig ist nämlich das Läppchen von der Wange geschieden und daher frei, oft genug aber auch damit verwachsen, dann ist es auch nicht deutlich von der Helix abgeschieden. Ganz eigenthümlich ist es aber am Ohre des Buschmannes gestaltet, wie ich aus einer von Th. Hahn an Fr. Müller eingesendeten Photographie ersehe. Es ist da derart an die Wange herangezogen, dass sich sein hinterer Rand und damit auch der untere Umriss der Ohrmuschel unter einem sehr schiefen Winkel in die Wange einsenkt. Nach einer Bemerkung von Th. Hahn soll diese Structur des Ohres allen Buschmännern gemein sein. (Fig. 7.)

Anlangend die Modellirung des Ohres kommt vorerst die Leiste in Betracht, welche dem

Ohre den Umriss gibt und vielfach variirt. Sie reicht in der Regel, allerdings schmäler werdend, bis in die Höhe der Ohröffnung, endigt mitunter auch schon viel früher, manchmal sogar schon am Scheitel des Ohres, in welchem Falle dann die Leiste nach hinten aufgerollt ist und das Ohr blattartig mit einem scharfen hinteren Rande sich begrenzt.

Ungefähr in der Höhe der Theilung der Gegenleiste in ihre zwei Schenkel findet sich am freien Rande der Leiste jenes Knötchen, welches Darwin als einen Ueberrest der Spitze früher, bei Thieren nämlich, aufgerichteter und zugespitzter Ohren betrachtet, wogegen aber Ludwig Meyer*), nach meiner Ansicht mit Recht hervorhebt, dass der scharfe Rand der Helix selten völlig glatt ist, und dass daher dieses Knötchen mit andern, oft sogar mehreren gelegentlich vorkommenden Knötchen nur als Rest des unterbrochenen Helixrandes zu betrachten ist und daher völlig im Bereiche menschlicher Form liegt. Denn das scharfe Ende eines thierisch zugespitzten Ohres entspricht nicht diesem von Darwin gekennzeichneten Knötchen, sondern dem Scheitel der Ohrmuschel, und seine Entstehung lässt sich begreifen, wenn man sich die Helix daselbst bis zum Verschwinden aufgerollt denkt. Andeutungen solcher Aufrollung kommen an dieser Stelle auch an menschlichen Ohren oft genug vor, wie z. B. an dem Fig. 6 abgebildeten. Auch haben die griechischen Plastiker in richtiger Empfindung der Verhältnisse die thierähnlich zugeschärften Ohren an Faunen und satyresken Gestalten nicht nur einfach durch Verlängerung der Ohrmuschel, sondern auch meistens durch Aufrollung der Helix an dieser Stelle erzielt, dabei aber nicht nur das Läppchen, sondern auch die Antihelix beibehalten, im Wesentlichen also doch die menschlichen Formen wiedergegeben. (Fig. 9.)

Dass die Helix so vielfach variire, erklärt sich aus dem Entwicklungsgange der Ohrmuschel, an welcher, wie schon Volkmann nachgewiesen hat, und leicht an Embryonen sich constatiren lässt, zuerst Antihelix, Tragus und Antitragus erscheinen, welche sich Anfangs nur als Höckerchen darstellen, auf welche erst später die Bildung der Helix durch Umkrämpung des Muschelrandes folgt.

Mehr noch als von der Helix wird die Modellirung der Ohrmuschel von der Antihelix beeinflusst. Während nämlich an regulär geformten Ohren die beiden Schenkel der Gegenleiste deutlich als zwei durch eine Einsenkung geschiedene Erhabenheiten ausgebildet sind und an ihren Enden von der Leiste zugedeckt werden, verstreicht oft genug der obere Schenkel derart gegen den Scheitel der Ohrmuschel, dass sich daselbst die Furche zwischen Helix und Antihelix zu einer flachen Grube erweitert, was insbesondere dann der Fall ist, wenn die Helix daselbst aufgerollt ist, wie an dem Fig. 6 dargestellten Ohre, an welchem wegen der Aufrollung der Helix sich gerade die obere Hälfte des Ohres ausnahmsweise beträchtlich vergrössert hat.

Der ungetheilte Abschnitt der Antihelix bildet mit dem unteren, stets kräftigeren Schenkel in fast halbmondförmigem Umriss die Begrenzung der Concha, innerhalb welcher, und zwar gerade an feiner modellirten Ohren, in dichtem Anschluss an diesen Schenkel die Helix wurzelt. Mitunter aber begrenzt die Wurzel der Helix mit dem unteren Schenkel der Antihelix eine breitere, tiefe Grube, wodurch die Concha förmlich in zwei Räume geschieden wird, wie in Fig. 2. Diese Theilung der Concha wird noch vollständiger, wenn die gewulstete Wurzel der Helix direct in die Antihelix übergeht und als dritter Schenkel dieser letzteren sich darstellt, wie in Fig. 3 und 5. Als seltenen Ausnahmsfall kann ich jene Bildung der Antihelix bezeichnen, welche in Fig. 5 von dem linken Ohre eines Mannes dargestellt ist, wo noch ein vierter Schenkel und zwar am Abgange der beiden normalen Schenkel sich davon ablöst, nach hinten ablenkt und mit der Helix sich vereinigt, wodurch am oberen Ende der Ohrmuschel zwei Gruben entstehen.

Es ist dies eine ganz ungewöhnliche und sehr auffällige Form des Ohres, welches zugleich dick, wie gequollen ist, ohne dass man aber an ein vorausgegangenes Trauma denken könnte, schon deshalb nicht, weil sich fast dieselbe Form auch am anderen (Fig. 4), dem rechten Ohre findet.

Hier dürfte es am Platze sein, des sogenannten Pankratiasten-Ohres zu gedenken, welches Winckelmann zuerst an einigen Köpfen des Herakles gewahr wurde, dann aber auch an Köpfen anderer, namentlich Faustkämpfer darstellenden Bildwerke beobachtet hat. In Fig. 8 ist die Abbildung des linken Ohres eines Herakles-Kopfes nach Winckelmann copirt.

Es ist alsbald daran zu erkennen, dass die Antihelix sammt ihren beiden Crura furcata bis zum Verstreichen ihrer Form gequollen ist und dass sich die Concha bis auf einen schmalen Zugang

*) Virchow's Archiv. Band 53.

zum Gehörgange verengt hat. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass diese eigenthümliche Ohrform, welche sich überhaupt an Bildwerken von Faustkämpfern (Pankratiasten) vorfindet, einen Folgezustand von Traumen, von Schlägen mit der durch Kampfriemen bewehrten Faust darstellt, übereinstimmend mit dem sogenannten Othämatom, welches auch heutigen Tages von Aerzten, inbesondere von Psychiatern nicht selten beobachtet wird.

Diese hier verzeichneten Formen sind eben nur Beispiele aus der grossen Reihe der im Leben vorkommenden Varietäten; sie dürften aber doch als wesentlich von den Typen abweichende Formationen zu betrachten sein, welche in mannigfachen Modificationen und Combinationen der Einzelheiten auftreten. Eine andere Reihe von Beispielen insbesondere die Helix betreffend findet sich in der citirten Mittheilung von H. Meyer und in der Symbolik von Carus.

Mit Grund lässt sich annehmen, dass alle diese Verschiedenheiten angeboren sind, da sich schon beim Neugebornen so manche derselben hinreichend deutlich kennzeichnen, was andererseits wieder begreiflich ist, da das Ohr beim Neugebornen formell schon vollständig ausgebildet ist und oft genug schon mehr als die Hälfte seiner zukünftigen Länge erreicht hat. So kommt es denn auch, dass die Form des Ohres manchmal auch ein Rassenmerkmal abgeben kann, wie z. B. das Fig. 7 abgebildete Ohr eines Buschmanns, welches sich auch durch eine sehr breit umgelegte Helix auszeichnet, wogegen sich das Ohr des Negers jedenfalls nicht typisch von dem der Europäer unterscheidet.

Die Formverschiedenheiten des Ohres der Europäer können sich fast bis zu individuellen Kennzeichen steigern, eine Erfahrung, welche von Polizeibeamten bei Constatirung der Identität von Persönlichkeiten auch ausgenützt wird. Bemerkenswerth ist aber, dass das durchwegs kleinere und meistens auch feiner modellirte weibliche Ohr bei weitem weniger variirt als das männliche.

Man muss wohl annehmen, dass die Kenntniss dieser Verschiedenheiten insbesondere den Porträtmalern eigen ist, und doch werden auch an Porträts die Ohren nicht immer naturgetreu wiedergegeben, oft genug corrigirt auf einen allgemeinen Typus bezogen. Begreiflich daher auch, dass sich das so wenig beachtete Ohr in Compositionen sehr häufig unter der Hand der Künstler nur schematisch entworfen gestaltet und begreiflich daher auch wie es kommt, dass auch die Darstellungsweise des Ohres charakteristisch werden kann für die Malweise der einzelnen Künstler, wie dies J. Lermolieff (recte Morelli) in seinem Werke über die italienischen Künstler 1880 dargethan hat. (Der Vortragende demonstrirt Copien von Ohren aus diesem Werke.) Es ist interessant wahrzunehmen, wie sehr die Zeichnung Lionardo's durch das Naturgemässe in Umrissen und Modellirung absticht von den oft nur andeutenden Entwürfen anderer Künstler.

Unter diesen Umständen darf es auch nicht überraschen, gelegentlich ganz fehlerhafte Zeichnungen des Ohres, selbst an guten Bildern anzutreffen. So sitzt z. B. die Oeffnung des äusseren Gehörganges an dem Cupido, der den Bogen schnitzt, von Fr. Cammazola (gen. Il Carmigianino) gerade mitten in der Concha.

Dagegen zeichnen sich die antiken Künstler durch eine genaue Darstellung des Ohres aus, so dass Winckelmann sagen konnte: „Kein Theil des Hauptes alter Köpfe pflegt mit mehrerem Fleisse als diese Ohren ausgearbeitet zu sein und die Schönheit, sonderlich die Ausarbeitung ist hier eines der untrüglichsten Kennzeichen, das Alte von dem Zusatze und von der Ergänzung zu unterscheiden; dergestalt, dass, wenn man über das Alter geschnittener Steine zweifelhaft ist, und man siehet, dass das Ohr nur wie angelegt und nicht mit aller Sorgfalt ausgearbeitet ist, man die Arbeit ohne Zweifel für neu erklären kann. An Figuren bestimmter Personen kann man zuweilen aus der Form des Ohres die Person selbst, wenn dieselbe bekannt ist, errathen, wie aus einem Ohre mit einer ungewöhnlich grossen inneren Oeffnung auf einen Marcus Antonius zu schliessen ist.“ Bemerkenswerth ist auch die Ohrform an der Büste der Faustina (Wiener akadem. Museum Nr. 446). Es ist nämlich die Helix nur in ihrem ersten Segmente ausgebildet, in Folge dessen die Ohrmuschel oben und hinten nicht von der Helix, sondern von der Antihelix mit ihrem oberen Schenkel contourirt wird; erst beim Uebergange in das Läppchen begrenzt sich die Ohrmuschel wieder mit einem freien, von der Antihelix durch eine seichte Furche geschiedenen, doch nicht eingerollten Saume.

Bei Berücksichtigung der Lage des Ohres fällt alsbald auf, dass die Ohrmuschel manchmal, und dies scheint in der Mehrzahl der Fälle vorzukommen, mit ihrem längeren Durchmesser senkrecht eingestellt ist, dass sie aber auch mitunter mehr oder weniger schief nach hinten neigt, wodurch, wie Hyrtl nachgewiesen hat, der Gehörgang eine spirale Drehung bekommt. Es kommt zwar auch eine Neigung nach vorne vor, sie ist aber nur eine scheinbare und seltenere, davon

abhängig, dass sich die Ohrmuschel etwas nach oben verengt und nicht über der Ohröffnung, sondern wie nach vorne verschoben gipfelt, so in Fig. 2.

Ausser dieser alltäglich constatirbaren Lageverschiedenheit wird auch auf Verschiedenheiten in der Höhenlage des Ohres hingewiesen und behauptet, dass hochsitzende Ohren nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern constant auch bei verschiedenen Rassen vorkommen. Dabei muss man aber bedenken, dass das Ohr schon vermöge seines Anschlusses an die Schädelbasis ein für allemal fixirt ist, weshalb der äussere Gehörgang, als ein in allen Fällen identischer Punkt, gerade bei Messungen zum Ausgangspunkte verschiedener Dimensionsmasse benützt wird. Begreiflich daher auch, dass diese Angaben schliesslich nur auf Grundlage des Skeletes geprüft werden können und dass man denselben von vorneherein kein zu grosses Vertrauen entgegenbringen kann, und der Vermuthung Raum geben muss, dass die Angaben auf dem blossen Anschein beruhen, der leicht schon durch eine Neigung des Kopfes entstehen kann. Immerhin aber, da die Frage eine kunsthistorische Bedeutung gewonnen hat, lohnt es sich, näher darauf einzugehen.

Es ist nämlich an vielen egyptischen und assyrischen Bildwerken deutlich wahrzunehmen, dass das Ohr viel zu hoch angebracht ist, auch ist bekannt, dass es an manchen älteren griechischen Bildwerken höher sitzt, als man es gewöhnlich zu sehen bekommt. Bei der Discussion der Frage nach den Quellen der griechischen Kunst wurde auch auf dieses Merkmal hingewiesen, namentlich von jenen Kunsthistorikern, welche die Ursprünge der griechischen Kunst im Oriente, insbesondere in Egypten gefunden zu haben glauben, indem sie annehmen, dass die ältesten griechischen Künstler, weil sie unter ihrem Volke keine Vorbilder für diese Localisirung des Ohres haben finden können, dieselbe eben nur aus der egyptischen Kunstgepflogenheit entlehnt haben konnten. In Uebereinstimmung mit dieser Schlussfolge musste wieder angenommen werden, dass die egyptischen Künstler aus ihrer eigenen Rasse heraus die Vorbilder für diese Situirung des Ohres geholt haben müssen.

Diese Annahme befindet sich allerdings im Einklange mit der oft genug vernehmbaren Angabe, dass die Ohren bei den Semiten, überhaupt bei den Orientalen auffällig höher sitzen, als bei den Europäern; im Falle dies richtig wäre, wäre es nicht auffällig, wenn sich dieses Merkmal auch noch an der koptischen Bevölkerung des heutigen Egyptens, den Nachkommen der alten Egypter wahrnehmen liesse. Da weder diese Angaben, noch die Befunde an den Bildwerken anatomisch geprüft worden sind, so dürfte eine Aeusserung darüber nicht unwillkommen sein, wobei selbstverständlich in die Streitfrage über die Quellen der griechischen Kunst nicht eingegangen werden will.

Vor Allem ist es nothwendig, sich darüber zu einigen, welcher Theil des so sehr variablen Ohres bei der Beurtheilung seiner Hochlage zu berücksichtigen ist, da Fälle, wo das Ohr wegen seiner Grösse weiter als gewöhnlich, sogar über die Augenbrauen hervorragt, nicht für die Frage massgebend sein können. Ohne einer Widerrede zu begegnen, darf ich wohl als diesen massgebenden Theil die Oeffnung des Gehörganges bezeichnen.

Ferner wird es nothwendig sein, sich gewisser Orientirungslinien zu versichern. Da es sich bei der Frage nach der Hoch- oder Tieflage der Ohröffnung zunächst nur um das Alignement des Ohres gegenüber den Gesichtstheilen handelt, so muss dabei eine bestimmte und zwar die aufrechte Kopfhaltung vorausgesetzt werden. Es muss daher eine Linie ermittelt werden, welche das Gesicht naturgemäss gliedert und bei aufrechter Kopfhaltung in die Horizontale zu liegen kommt.

Meinen Erfahrungen zufolge dürfte diesen Anforderungen am besten jene Linie entsprechen, welche ausgehend vom freien Rande der Nasenscheidewand hinter das leicht tastbare Kiefergelenk gezogen wird, nämlich in das vom Ohrläppchen gedeckte Grübchen unter dem äusseren Gehörgange (Fig. 13 a, b), denn diese Linie tangirt einerseits die Basis des Hinterhauptes und trennt andererseits die Kiefergegend vom Obergesichte, welches mit der Nasenhöhe die untere, schief nach vorne aufsteigende Fläche der Schädelbasis überlagert (Fig. 13, c, d), auch wird sie bei aufrechter Kopfhaltung ohne bemerkenswerthe Ausnahmen zur Horizontalen. An Bildwerken, wo dies Grübchen nicht zugänglich ist, kann man ihren hinteren Zielpunkt in die Mitte des Ohrläppchens verlegen.

Mit dieser Linie ist auch schon die naturgemässe Lage des Gehörganges bezeichnet, welcher über derselben und zwar in einer mit ihr parallelen liegt, welche auf den oberen Rand des Nasenflügels zielt. Ich halte dieses Lageverhältniss des Gehörganges für constant, da ich dasselbe nicht nur an Lebenden und zwar sowohl an Erwachsenen als auch an

Kindern wahrgenommen, insbesondere aber an Leichen constatirt habe, woran alle Orientirungslinien genauer ausgezogen werden konnten. Ich finde meine Angabe auch an der bereits erwähnten photographischen Profilaufnahme des Buschmannes bestätigt.

Um bei der Beurtheilung der Lage des Ohres nicht stets an die aufrechte Haltung des Kopfes gebunden zu sein, benütze ich noch eine zweite Orientirungslinie, und zwar diejenige, welche das Gesicht entsprechend den beiden Lidspalten gliedert; sie ist insbesondere mit Rücksicht auf die Bildwerke erforderlich, welche in verschiedenen Kopfhaltungen dargestellt sind. Gezogen durch die beiden äusseren Lidwinkel bildet sie im en face bei symmetrischer Kopfhaltung gleichfalls eine Horizontale und projicirt sich am Profile des Lebenden, von kleinen Ablenkungen abgesehen, parallel gegen die früher bezeichnete Gliederungslinie. In der Regel zielt sie dahin, wo sich die Ohrmuschel von der Schläfe zu trennen beginnt.

Aus diesem Verhältnisse der beiden Gliederungslinien zu einander ist zu ersehen, dass sie auch am geneigten Kopf ihren Parallelismus nicht aufgeben und dass daher dieser Parallelismus auch an Bildwerken als ein Kennzeichen richtiger Situirung des Ohres gelten kann. Dagegen ist ersichtlich, dass wenn das Ohr höher, als es die natürlichen Verhältnisse verlangen, situirt worden ist, nur mehr die Augenlinie als eine naturgemässe Horizontale für die aufrechte Kopfhaltung gelten kann, nicht mehr aber die Nasenlinie, welche selbst bei dieser Kopfhaltung eine schief nach oben ablenkende Richtung bekommt. In diesem Falle neigen die beiden Linien stets nach hinten zusammen und zwar umsomehr, je näher der äussere Gehörgang gegen die Augenlinie vorgeschoben ist.

Gelegentlich hatte es zwar den Anschein, als ob die Linien auch am Lebenden convergirten, doch hatte sich bei näherer Betrachtung gezeigt, dass diese Convergenz sich nicht auf eine Dislocation des Ohres gründe, sondern zumeist nur auf Nebenumständen beruhte, wie sie die wechselnden Weichtheile, zunächst die Verschiebbarkeit der äusseren Augenwinkel, dann auch manche Kiefer- und Nasenformen mit sich bringen.

Untersucht man nun nach diesem Vorgange die griechisch-römischen Bildwerke, so findet man, dass an allen neueren Gestaltungen, wenn man von kleineren, nicht auffälligen Abweichungen absieht, das Ohr entsprechend lebenden Vorbildern richtig placirt ist, nämlich in der Linie der Nasenflügel. Zum Belege diene als Beispiel das mit der Dunkelkammer aufgenommene Profil der Büste der sogenannten Ariadne (Bacchus) Fig. 10, woran die bezeichneten Orientirungslinien fast genau parallel liegen. Nicht so constant ist die richtige Lage des Ohres an einigen älteren Gestaltungen eingehalten, woran sich das Ohr bald mehr, bald weniger nach oben verschoben vorfindet. Unter den im Wiener akademischen Museum vorhandenen Nachbildungen sehe ich es z. B. an dem ruhig stehenden Dicobol, an dem Ares Borghese, auch an der Statue des Stephanos der Villa Albani. Aufgefallen ist es mir, dass auch an dem vor Kurzem in Olympia aufgefundenen Hermes die Ohren höher sitzen als gewöhnlich und als richtig ist. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die beiden Orientirungslinien auf das Profil zu projiciren und wird alsbald eine auffällige Convergenz derselben wahrnehmen.

Wenn ausgesagt wird, dass an den Aegineten die Ohren ganz allgemein zu hoch angesetzt sind, so ist dies nicht ganz richtig, da es nicht bei allen der Fall ist, dagegen ist dieses Merkmal bei einigen sogar sehr auffällig, insbesondere an dem herbeieilenden Krieger des westlichen Giebels zur Linken der Athene und dann an dem hinter diesem Krieger in gebeugter Haltung dargestellten Manne.

Sehr bemerkenswerth und für die Frage, ob die älteren griechischen Statuen nach Vorbildern der egyptischen Bildwerke dargestellt sind, erscheint es mir wichtig, darauf aufmerksam machen zu können, dass gerade an den ältesten freistehenden griechischen Gestaltungen, nämlich an dem Apollo von Tenea und von Thera die Ohren in richtiger Situirung angebildet sind.

So klein die Zahl der in Wien befindlichen Nachbildungen egyptischer Bildwerke ist, so lässt sich doch auch an diesen eine Verschiedenheit in der Anlage des Ohres wahrnehmen. An der als Ameniritis bezeichneten Figur (das Original in Karnak gefunden), sitzen die Ohren fast normal; an der als Chephren verzeichneten Figur (aus dem Museum in Boulaq) ist die Hochlage des Ohres keineswegs eine übermässige, dagegen befindet sich der äussere Gehörgang an einer kleinen Königsbüste des akademischen Museums sogar oberhalb der Augenlinie. Auch an der in Turin befindlichen Büste Ramses II. sitzen die Ohren viel zu hoch. Trotz dieser Verschiedenheiten kann man doch sagen, dass dieses Merkmal allen monumentalen egyptischen Bildwerken eigen ist, wie

dies aus den zahlreichen Abbildungen in Lepsius grossem Werke zu ersehen ist.

Da nun einmal dieses Merkmal in Beziehung gebracht worden ist zur leiblichen Beschaffenheit der alten Egypter, so muss die Frage zur Besprechung gebracht werden, ob die alte egyptische Bevölkerung wirklich hochsitzende Ohren hatte. Ich glaube diese Frage verneinen und behaupten zu dürfen, dass sich die Bewohner des alten Egypten rücksichtlich der Lage des Ohres gar nicht von anderen Völkern unterschieden haben, in welchem Sinne sich bereits J. Czermak (Wiener akadem. Sitzungsberichte 1852) und Morton (Crania egyptiaca) ausgesprochen haben. Der Letztere hebt sogar hervor, dass dieser Fehler in der Zeichnung an den Köpfen aller Nationen, welche an egyptischen Gemälden vorkommen, häufig zu sehen ist.

Ich glaube den Beweis für diese meine und Anderer Anschauung durch Befunde an gut erhaltenen Mumienköpfen und selbst an einigen altegyptischen Bildwerken erbringen zu können.

Das Wiener anatomische Museum besitzt nämlich 18 theils männliche, theils weibliche Köpfe von Mumien aus dem alten Egypten, einige davon waren noch eingehülst, andere sind im Skelete eingeliefert worden. An 11 Stücken fand sich noch die Ohrmuschel vor, bei den meisten durch die Binden gequetscht und theilweise verschoben, bei einigen aber hat sich unter einer dicken Pechschicht die Ohrmuschel ganz gut erhalten. Daran deutet auch gar nichts auf eine Hochlage des äusseren Gehörganges.

Den anderen Beweis entnehme ich einigen profanen egyptischen Bildwerken, welche ganz zweifellos nach Vorbildern aus dem Volke gearbeitet sind und eine ganz naturgemässe Situirung des Ohres zeigen. Das eine dieser Bildwerke ist der „Schreiber", von dem in dem grossen Werke von Lepsius eine en face- und eine Profilzeichnung enthalten ist; das andere ist der sogenannte „Dorfschulze" des Museums in Boulaq, eine in Lebensgrösse aus Sykomorenholz geschnitzte, gewiss naturgetreue Darstellung eines älteren, behäbigen Mannes, wovon in dem Werke Mariette-Bey's photographische Abbildungen enthalten sind.

In einer Besprechung des neuen Werkes von Overbeck beruft sich zwar G. Ebers (Augsburger Allgemeine Zeitung, Beilage vom 2. August 1882) auf eine in seinem grossen Werke über Egypten enthaltene Abbildung eines koptischen Mädchens, um darzulegen, dass ein höher sitzendes Ohr auch unter den heutigen Egyptern, wenn auch nicht durchgängig, so doch häufig vorzukommen scheint; doch glaube ich sagen zu können, dass es sich da wirklich nur um den Anschein einer höheren Lage des Ohres handelt, welcher bedingt ist durch die Neigung des Kopfes. Projicirt man nämlich auf das Profil die beiden bezeichneten Orientirungslinien, so wird man sich überzeugen, dass der Gehörgang thatsächlich gerade in die Linie über dem Nasenflügel zu liegen kommt.

Nach all dem lässt sich wohl sagen, dass eine Hochlage des Ohres kein Rassenmerkmal der alten Egypter war und dass, wenn die egyptischen Bildhauer wirklich nach dem Leben gearbeitet haben, sie auch das Ohr naturgetreu angebracht haben und dass daher die Gepflogenheit, hochsitzende Ohren anzubringen, eben nur bei monumentalen Werken in Anwendung kam, trotz der, wie mit Grund anzunehmen ist, sonstigen Porträtähnlichkeit. Dafür scheint mir schon der Umstand zu sprechen, dass auch an den Darstellungen der Lagiden, welche gewiss keine Egypter waren, die Ohren hoch sitzen, wie aus Lepsius' Werke ganz zweifellos zu ersehen ist.

Ich habe mich schon dahin ausgesprochen, dass ein solches Verlegen des Ohres bis in die Linie der Lidspalte oder gar noch höher hinauf organisch unmöglich ist. Es kann sich ja der Gehörgang, welcher aus der Schädelbasis hervorgeht, immer nur unter der Wurzel der Jochbrücke öffnen, so dass die Oeffnung immer unter die Linie zu liegen kommen muss, welche an der Jochbrücke entlang fortlaufend direct auf den unteren Augenhöhlenrand zielt; die Ohröffnung könnte daher nur dann bis in die Mitte der Höhe des Augenhöhlen-Einganges (Linie der Lidspalte) hinaufrücken, wenn der ganze Hinterkopf gegen das Gesicht gehoben wäre. Dann aber müsste die Jochbrücke eine schief nach vorne neigende Richtung annehmen. An geneigtem Kopfe ist dies als Bewegungserscheinung allerdings der Fall, nie aber bei aufrechter Kopfhaltung. Ich habe, um mich davon zu überzeugen, alle im anatomischen Museum vorhandenen zahlreichen Rassen-Cranien durchgesehen und an allen wahrgenommen, dass die Jochbrücke, entsprechend einer von der Wurzel derselben zum unteren Augenhöhlenrande gezogenen Linie, entweder eine fast horizontale oder eine etwas nach vorne aufsteigende Richtung einhält.

Um an Bildwerken die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Gestaltung zu prüfen, gibt es überhaupt kein besseres Mittel als das, die Formen auf das Skelet zurückzuführen, nicht blos deshalb, weil das

Skelet die feste Grundlage des Ganzen abgibt, sondern auch deshalb, weil in demselben die Formen in einfachster Weise zum Ausdrucke kommen. Ein nach den egyptischen Bildwerken construirtes Cranium würde alsbald die volle Regelwidrigkeit der Bildung am offenkundigsten hervortreten lassen; denn nicht blos die Jochbrücke bekäme die beschriebene, nach unten ablenkende Richtung, es würde die Missbildung sogar noch weiter greifen.

Um dies zu zeigen, habe ich in die Pause der Lepsius'schen Abbildung der Ramses-Büste, deren Ohr gar nicht zu übermässig hoch liegt, in einfachen Umrissen das Gesichtsskelet eingezeichnet (Fig. 12) und kann damit beweisen, dass da auch der ganze Unterkiefer eine widernatürliche Gestalt bekommen müsste. Denn wegen des grösseren Abstandes des Ohres und in Folge dessen auch des Gelenkes vom Unterkieferwinkel, müsste der nach oben abgebogene Theil des Knochens, der sogenannte Ast, eine Länge bekommen, welche die Länge des horizontalen, zahntragenden Theiles weitaus überbieten würde, eine Gestaltung also, welche trotz der vielen Varietäten im Baue der Kiefer in der Natur nie vorkommt; denn selbst an den grössten Unterkiefern erreicht der Ast nicht einmal die gleiche Länge des Körpers. Diese Gestaltung wäre auch deshalb eine widernatürliche, weil damit der Bewegungs-Mechanismus der Kiefer unter ganz anderen Bedingungen vor sich gehen müsste. Im Zusammenhange mit diesem Uebermass in der Länge des Unterkieferastes müsste auch der Oberkiefer, gemessen im senkrechten Abstande des unteren Augenhöhlenrandes von der Zahnreihe, eine ungewöhnliche Höhe bekommen, begreiflich, weil sich der Ast am Oberkiefer entlang erstreckt.

Trotz dieser Unregelmässigkeiten in den inneren Proportionen haben sich die Künstler doch bemüht, wenigstens in den Hauptumrissen einigermassen die natürlichen Massverhältnisse einzuhalten.

Was da über die egyptischen Bildwerke ausgesagt ist, gilt selbstverständlich auch für die gleichgeformten altgriechischen Werke.

Damit glaube ich nachgewiesen zu haben, dass der egyptischen Kunstgepflogenheit in der Bildung des Gesichts keine ethnographische Bedeutung beizulegen ist, denn, wie gesagt, es haben die Künstler, wenn sie wirklich nach dem Leben arbeiteten, auch die natürlichen Formen strenge einzuhalten verstanden, es dürfte daher das Vorgehen vielmehr durch die Strenge des monumentalen Styles vorgeschrieben gewesen sein, wofür auch der Umstand spricht, dass auch an den Darstellungen der Lagiden, welche keine Egypter waren, diese eigenthümliche Gesichtsformation sich vorfindet. Wohl aber dürfte diese Gestaltung, welche nur vereinzelt, nicht allgemein auch an älteren griechischen Werken wahrzunehmen ist, als Unzulänglichkeit der Kunst zu deuten sein. Nochmals aber betone ich, dass ich mit diesen Darlegungen keineswegs der Frage nach den Quellen der griechischen Kunst präjudiciren möchte.

Zum Schlusse sei noch auf eine normale Tiefl a g e des Ohres hingewiesen, welche aber nur vorübergehend als ein Bildungsstadium constant bei Kindern vorhanden ist. Es handelt sich dabei allerdings nicht um das Lageverhältniss des Ohres gegenüber den Gesichtstheilen, sondern um die Situirung in der verticalen Dimension des Kopfes, gemessen vom Scheitel bis zum Unterkiefer. Diese Situirung wechselt thatsächlich mit dem Wachsthum.

Ehe sich nämlich die bleibenden Proportionen zwischen dem Umfange des Hirn- und Gesichtsschädels ausgebildet haben, ist das Schädeldach beträchtlich über die Schädelbasis ausgeweitet und das Gesicht noch nicht seiner vollen Länge nach ausgewachsen. In Folge dessen stellt sich der Abstand der Ohröffnung vom Scheitel des Kopfes beträchtlich grösser dar, als vom Unterkieferrande, und zwar umsomehr, je jünger das Individuum ist. Das Ohr liegt daher beim Kinde tiefer, dem Halse verhältnissmässig näher, als beim Erwachsenen. Dabei handelt es sich, wie selbstverständlich, nicht eigentlich um eine Verschiebung des Gehörganges, dieser bildet vielmehr das Centrum des Wachsthums, und da sich der obere Abschnitt des Kopfes, der Hirnschädel, weniger vergrössert, als der untere Abschnitt, nämlich das Gesicht, verändern sich die Proportionen der beiden Abstände des Ohres. So kommt es, dass, während der Gehörgang des Kindes fast genau bis an das untere Viertel des verticalen Durchmessers des Kopfes angrenzt, er beim Erwachsenen diesen Durchmesser mitunter sogar in zwei fast gleiche Theile theilt.

Begreiflich, dass nach dem Entgange der Zähne und dem Schwunde der Kiefer im Greisenalter sich annähernd wieder die infantilen Verhältnisse einfinden.

Erklärung der Abbildungen:

Fig. 1. Ein wohlgebildetes männliches Ohr. Nach Sömmering. a) die Leiste, Helix; b) die Gegenleiste, Antihelix; c) die Ecke, Tragus; d) die Gegenecke, Antitragus; e) die muschelförmige Grube, Concha.

Fig. 2. Ein männliches Ohr mit unregelmässigem Umrisse, nach vorne neigendem Scheitel und mit einer durch die Wurzel der Helix getheilten Concha.

Fig. 3. Ein männliches Ohr, dessen Helixwurzel durch die Concha hindurch bis an die Antihelix reicht und mit ihr sich vereinigend einen dritten Schenkel derselben darstellt.

Fig. 4 u. 5. Ohren eines Mannes, deren Antihelix sich oben statt in zwei Schenkel in drei zerlegt.

Fig. 6. Männliches Ohr mit grösstentheils aufgerollterHelix.

Fig. 7. Linkes Ohr eines Buschmannes, nach einer an Prof. Fr. Müller von Th. Hahn eingesendeten Photographie. Das Auffälligste daran ist der breit eingerollte Saum der Helix, die Zerklüftung der Antihelix an ihrem oberen Ende und die schiefe Contourirung der Ohrmuschel beim Uebergange zu dem an die Wange angewachsenen und nach vorne verzogenen Läppchen.

Fig. 8. Ein Pankratiasten-Ohr; nach Winckelmann.

Fig. 9. Ohr des Satyrknaben aus der Villa des Lucullus (Original im Vatican). Es ist zwar thierähnlich verlängert, doch noch mit eingerolltem Helixsaume, mit einem Läppchen und der Antihelix, welche aber oben, ohne sich zu theilen, allmälig verstreicht. Am Ohre des Satyrs mit der Fussklapper ist die Helix vollständig aufgerollt und die Muschel scharf spitzig zugeschnitten.

Fig. 10. Profil der bekannten Ariadne- (Bacchus-) Büste, mit den eingezeichneten parallelen Orientirungslinien zum Nachweise der naturgemässen Situirung des Ohres.

Fig. 11. Profil der Büste Ramses II.; Pause der Abbildung von Lepsius. Eingezeichnet ist die Jochbrücke und der Unterkiefer, um die Missverhältnisse ersichtlich zu machen, welche durch die Hochlage des Ohres in den inneren Proportionen des Gesichtes zu Stande kommen. Zum Vergleiche mit den natürlichen Skeletverhältnissen diene

Fig. 12 die Abbildung des Cranium einer männlichen Mumie aus Theben, woran die Linie *a b* die horizontale Gliederungslinie des Gesichtes, die Linie *c d* die Richtung der Schädelbasis bezeichnet.

Ueber einen prähistorischen Schädel

mit einer Resection des Hinterhauptes.

Von

Dr. Heinrich Wankel.

(Mit einer Tafel.)

Neun Jahre sind vorübergegangen, seit Dr. Prunières die Versammlung der Anthropologen zu Lyon auf die Spuren der vorhistorischen Trepanation menschlicher Schädel aufmerksam machte und zu Lille trepanirte Schädel, sowie herausgeschnittene Knochenstücke, oft mit einem Hängeloche versehen, welche hie und da in alten Gräbern vorgefunden wurden, vorgelegt hat*).

Mit grossem Interesse haben die Gelehrten diese Entdeckung aufgenommen und nach allen Richtungen weiter verfolgt, namentlich war es der uns zu früh für die Wissenschaft entrissene Broca, welchem es gelang, in dem Museum des Herrn Baye in der Marne mehrere solche trepanirte Cranien aufzufinden, die der Besitzer den von ihm geöffneten Dolmen und Höhlen entnommen hatte.

Broca theilte diese Entdeckung in einer der Sitzungen des internationalen anthrop. Congresses zu Budapest vom Jahre 1876 der Versammlung mit und erläuterte den Gegenstand unter Vorzeigung der betreffenden Objecte.

*) Matériaux pour l'histoire primitive de l'homme. — Jahrg. 1873, pag. 364 — Jahrg. 1874, pag. 385. — Bulletin Soc. Anthrop. de Paris II. Ser. B. IX. — De Baye: La trépanation préhistorique. Paris 1876.

Er nahm zu dieser in das Leben so eingreifenden Operation ein doppeltes Motiv an, entweder eine Art Heilverfahren, nach welcher der Schädel gewisser Kranken geöffnet wurde, um den die Krankheit erzeugenden bösen Geistern einen Ausweg zu verschaffen, oder um der Seele Verscheidender und auch bereits Todter den Austritt aus dem Körper zu erleichtern. Im ersteren Falle wurde die Operation durch Schaben des Knochens mit einem scharfen Steine (Feuerstein) ausgeführt, im anderen Falle aber schnitt man Knochenstücke heraus, die als Amulete sehr geschätzt waren, indem man ihnen geheime Kräfte zuschrieb*). Bei

*) Der Gebrauch, Stücke aus der Hirnschale des Menschen als Amulet zu tragen und als Heilmittel namentlich gegen Lähmungen anzuwenden, hat sich bis spät in die historische Zeit erhalten, so können wir eine lange und breite Krankengeschichte in den Abhandlungen der römisch-kais. Akademie vom Jahre 1767, 17. Theil, pag. 85 lesen, worin angegeben ist, dass ein Kranker, der durch viele Jahre gelähmt war, nur durch das Tragen eines Stückchen Hirnschale eines Gehängten vollkommen gesund wurde. (So erzählt von dem berühmten Dr. Emanuel Koenig, welcher noch hinzufügt: „Indess können etliche Apotheker zeigen, wie viel Kraft noch in dergleichen Hirnschalen stecken, indem sie selbige destiliren und einen Geist herausbringen, oder auch selbige philosophisch calciniren; denn sie verursachen ein Krachen und Getöse, als ob es spucke".)

sorgfältiger Untersuchung letzterer Schädel fand man nicht selten die fehlenden Knochenstücke durch von anderen Schädeln entnommene ersetzt und beigegeben, damit der Verstorbene in der andern Welt weiter leben könne. Und nicht nur Knochenstücke zu Amulets, sondern auch kleine Schalen wurden herausgeschnitten, die vielleicht zu mystischen Zwecken verwendet wurden; so befindet sich ein solches Schälchen aus dem Scheitelbeine eines Kindes von dem Hradišt zu Strádonic in Böhmen in der Sammlung des Herrn Lehmann in Prag; möglicher Weise hingen sie zusammen mit dem Schädelcult, aus der Hirnschale des Menschen zu trinken. Eine solche Schale von gefälliger Form fand ich in der Býčískála-Höhle in Mähren.

Die Vermuthung, dass selbst dem durch die Trepanation abgeschabten Knochenpulver mystische Eigenschaften zugeschrieben wurden, kann durch den Umstand gerechtfertigt werden, dass man noch im Mittelalter dieses als kräftiges Heilmittel in die Pharmacopöe eingeführt findet. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts ist es noch als Raspolia capitis humani officinell und gegen Tobsucht, hinfallende Krankheiten u. s. w. gerühmt und auch im Gebrauche gewesen *).

Trepanirte Cranien mit Spuren des Heilungsprocesses hat man ausser in Frankreich auch in anderen Ländern gefunden; so sind die bekanntesten: eines aus dem Bieler See in der Schweiz, eines aus einem Grabe von Trier, eines vom Giebichenstein bei Halle, zwei aus Gräbern von Trupšic in Böhmen und eines aus der Býčískála-Höhle in Mähren.

Der Trepanation oder vielmehr der Resection des Schädels ohne Spuren eines Heilungsprocesses, die entweder während der Agonie oder nach dem Tode geübt wurde und von Broca trepanatio posthume, im Gegensatze zu der erstangeführten Trepanation chirurgale genannt wurde, scheint man weniger Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, bis Kopernicki *) im vorigen Jahre sie wieder in Anregung brachte.

Kopernicki erhielt von Dr. B. Dybowski, der das Amurland bereiste, acht Ainos-Schädel aus alten Gräbern von Baykalsee in der Nähe des Hafens Korsakov zu Sachalin. Alle diese Schädel sind nach ihm dolichocephal, wenig pragnath, mehr oder weniger phönozyg und eurignath.

Bei fünf dieser Schädel constatirte er eine posthume Resection am unteren Theile des Os occipitalis unmittelbar um den hinteren Rand des Foramen magnum, die erkennen lässt, dass sie an allen systematisch vollzogen wurde; er stellt sie der posthumen Resection der Schädel aus den französischen Dolmen an die Seite und ist der Ansicht, dass das Motiv die Erlangung von Amulets gewesen ist. In dieser seiner Ansicht wird er bestärkt durch die Wahrnehmung von Schnittspuren, welche er an der Seite eines durch Schaben entstandenen und geheilten Trepanloches an einem Schädel aus den Gräbern von Trupšic in Böhmen machte, die offenbar darauf hinweisen, dass nach dem Tode des Trepanirten ein Knochenfragment von dem Rande des Trepanloches herausgeschnitten wurde.

Virchow **), der ebenfalls einige Ainos-Schädel, wovon zwei von Sachalin stammen, erhielt, konnte

*) In den Abhandlungen der römisch.-kais. Akademie zu Nürnberg 1759 wird die geraspelte Hirnschale als vorzügliches Mittel namentlich gegen Epilepsie gerühmt, auch ihre Herstellungsweise angegeben.

Im VII. Theil, pag. 60, heisst es:

Mittel gegen die fallende Sucht.

Pulvis epilepticus ordinarius officinae Regiae.

„Nehmet geraspelte Menschenhirnschale eines Gehangenen, welche mit Wasser wider die fallende Sucht (aqua epileptica) ohne Feuer zu einem zarten Pulver zerrieben worden,

„Bereitete rothe Korallen, Eichenmistel, der zur gehörigen Zeit gesammelt worden,

„machet daraus ein Pulver, davon man einem Kinde einen halben Scrupel, anderen aber einen Scrupel bis zu einem Quentchen geben kann."

Pag. 64 heisst es:

„Bereitung der Menschenhirnschale gegen Tobsucht, Raserei, fallende Sucht, Schlag und anderen Krankheiten des Gehirnes.

„Nehmet zart geraspelte Menschenhirnschale so viel euch beliebt, zerstosset sie in einem steinernen Mörser mit einem tauglichen destilirten Wasser zu einem Brey etc. etc. Man muss sich aber hiezu der Hirnschale eines Menschen bedienen, der nicht begraben worden, sondern eines gewaltsamen Todes gestorben und wo möglich gehangen worden ist, damit die Hirnschale von der Sonne und den Sternen hat beschienen werden können. Man soll vielmehr von dem vorderen als hinteren Theil der Hirnschale nehmen."

Pag. 84: Die Mistel von Eichen, Haselnussstauden, Linden und Hollunderstauden (die alle die Kraft haben, die fallende Sucht zu heilen, so man sie um den Hals hängt) sammelt man im abnehmenden Mond zwischen zwei Marienfesten und zwar vom 15. August bis 8. September. Man hält auch den näher an der Eiche gestandenen Theil für besser und kräftiger.

*) Kopernicki. O kosciach i czuszkach Ainosou Krakovie 1882. pag. 42.

**) Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1882, Heft IV. Sitzungsbericht pag. 224.

zwar an keinem derselben eine Resection constatiren, dafür fand er eine ganz ähnliche an einem Goldi-Schädel und zwei Schädeln aus dem Grabfelde von Platiko in der Nähe von Müncheberg, aus der Zeit der Schläfenringe, also nach ihm slavische Schädel. Er erinnert dabei an einen Schädel aus Neu-Brandenburg, den Brückner*) beschrieben hatte und welchen er sowie Brückner für einen Trinkschädel hielten. Die resecirte Stelle des letzteren befindet sich an der hinteren Partie der Basis des Schädels und umfasst gleichmässig das ganze Foramen magnum; sie erstreckt sich von der quer durchschnittenen Apophysis basilaris 70 Mm. breit und 56 Mm. lang bis gegen die Protuberantia occipitalis hinauf. Die Resection der beiden Platiko- und des Goldi-Schädels befindet sich ebenfalls an dem hinteren Rande des Foramen occipitis, wie bei den Ainos-Schädeln und erstreckt sich mehr weniger weit über den hinteren unteren Theil des Os occipitis; die der Platiko-Schädel bildet eine entweder unregelmässig ausgezackte schmälere, oder eine breite, auf der rechten Seite ausgebrochene, die des Goldi-Schädels eine breite, rundliche, jedoch nicht so lange Lücke, jedesmal sind die Condyli verschont geblieben.

Die Beschaffenheit der Verletzung der Platiko-Schädel gaben Virchow die Veranlassung zu der Vermuthung, dass sie durch einen Stoss mit einem spitzigen Werkzeuge gemacht worden ist, und er glaubt, da dieser Ort genau die Stelle bezeichnet, wo man Thiere mit dem sogenannten Genickstich tödtet, dass sie auf eine ähnliche Art entstanden sei. Er führt diese Procedur am Menschen auf den Vampyrglauben zurück, der noch jetzt in Polen herrschen soll, und die geübt wurde, um den im Grabe liegenden Vampyr unschädlich zu machen.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, erlaube ich mir auf einen Schädel aufmerksam zu machen, der eine alte Resection in grosser Ausdehnung, zwar nicht am Hinterhauptloche, sondern fast über das ganze Occiput sich ausdehnend, nachweisen lässt. Diese Resection ist entweder in den letzten Lebensstadien oder gleich nach dem Tode ausgeführt worden.

Der Schädel stammt aus einem prähistorischen Grabe nahe dem Orte Přikaz, zwei Stunden westlich von Olmütz gelegen. Er wurde mir vom hochwürdigen Herrn Pater Rušička, freilich gänzlich zerbrochen, zugesandt und der Fundbericht beigegeben, der wörtlich folgendermassen lautet:

„Die Arbeiter in dem Ziegelschlag zwischen Naklo und Přikaz stiessen in zweieinhalb Meter im Löss auf ein Skelet, bei dem eine silberne Handgelenkspange, die der Abbildung in Helwald, „Der vorgeschichtliche Mensch", 2. Auflage, pag. 637, ganz ähnlich ist, wenn man sich die Knöpfe an der Schliessung wegdenkt und eine ziemliche Verdickung an ihre Stelle setzt; und eine goldene Fibel in Kreuzform mit ausgelegtem Glasfluss, ähnlich der Abbildung Nr. 12, pag. 277 desselben Werkes. Der Schädel war theilweise schadhaft und konnte nur stückweise herausgenommen werden. Es wurden alle Knochenstücke sorgfältig gesammelt und in einem Tuche aufbewahrt; die beiden Fundobjecte, für welche die Arbeiter einen enormen Preis forderten, wurden später heimlicher Weise an einen Juden verkauft."

Nachdem ich den Schädel wieder restaurirt hatte, was auch vollkommen gelang, stellte sich heraus, dass ihm eine abgegrenzte Partie des Hinterhauptes fehle. Der Substanzverlust erstreckt sich halbkreisförmig über der Grenze der hinteren Drittel der Scheitelbeine, geht dann nach abwärts gleichmässig zu beiden Seiten auf das Os occipitis über und schliesst sich in einen etwas wenig spitzigen Bogen ober der Spin. occip. 64 Mm. weit ober dem hinteren Rande des Foram. magnum auf den Squammae des Hinterhauptbeines. Er bildet eine grosse eiförmige Oeffnung, die in ihrer grössten Breite von 98 Mm. und grössten Länge von 120 Mm. sich von oben und vorn, nach unten und hinten über das ganze Occiput der Schädelkapsel ausdehnt. Die Bruchränder sind alt, von brauner Farbe, laufen 4—6 Mm. dick gleichmässig um den Schädel herum und liegen durchgehends in einer nach innen gerichteten Ebene; an einzelnen Stellen sind sie deutlich wie mit einem scharfen Instrumente ausgeschnitten, an anderen wieder wie abgebröckelt, hie und da sind Ritzen und Furchen wahrzunehmen, die so aussehen, als wäre das schneidende oder sägende Instrument ausgeglitten; die innere Glastafel ist wenig, die äussere fast gar nicht ausgebrochen, die Diploë braun gefärbt, an einzelnen Stellen wie abgeschnitten. Was aber besonders hervorgehoben werden muss, ist ein 15—25 Mm. breiter rothbrauner Saum rings um die Oeffnung auf der Schädeloberfläche, der insbesonders deutlich über die linke Schädelseite vom Scheitel bis über

*) Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1878, Heft V. Sitzungsbericht pag. 182.

das Occiput herabzieht und in Folge Blutinfiltration in das Knochengewebe, namentlich Lamina vitr. externa, entstanden ist, was auch möglicherweise durch Leichenstase hervorgebracht werden konnte. Dass die Färbung in der That von Blut herrührt, lässt sich durch die mikroskopische Untersuchung, welche die durch Aetzkalilauge aufgequollenen Blutkörperchen deutlich erkennen lässt, nachweisen. Von dem fehlenden Knochenstücke ist weder im Schädel noch in der Umgebung eine Spur gefunden worden.

Durch diese gleichmässige Abtrennung des Hinterhauptes musste eine ziemlich grosse und tiefe Schale gewonnen worden sein, was möglicherweise der Hauptzweck dieser Resection gewesen ist. Sie konnte vielleicht als mystisches Andenken an eine verstorbene theure Person gedient haben.

Der Schädel gehörte einem noch nicht 26 Jahre alten weiblichen Individuum an, dies Letztere erhellt sowohl aus den Beigaben, als auch aus der Configuration, dem zarten Habitus, den schwachen Muskelansätzen, der Form des Schädeldaches u. s. w.; das Andere daraus, dass der obere Weisheitszahn erst im Durchbruche, der untere noch gar nicht vorhanden ist.

Er ist, trotzdem dass er aus kleineren Stücken zusammengesetzt werden musste mit Ausnahme des resecirten Hinterhauptes und einer kleinen, beim Herausnehmen frisch abgebrochenen Knochenpartie an den Sagittalis des rechten Scheitelbeines, welche Lücke durch Gyps ohne Nachtheil für die Gestaltung des Schädels ersetzt wurde, vollkommen ganz.

Die Zähne, von welchen der rechte obere und innere, dann die beiden unteren und äusseren Schneidezähne wahrscheinlich beim Herausnehmen verloren gegangen, sind vollkommen gesund, sehr wenig abgenützt, klein und wohlgebildet.

Der Schädel ist sehr zart, klein, man könnte ihn einen Nonocephalus nennen; er erscheint durch das Fehlen des Hinterhauptes noch kleiner. In Folge dieses Mangels konnten auch die Hauptmasse nicht genommen und daher die Hauptindices nicht berechnet werden; aber die schmale Form des vorderen Theiles des Craniums, die Krümmung der Scheitelbeine nach hinten, die des Schuppentheiles des Hinterhauptbeines nach oben, lassen bei imaginärer Ergänzung des Schädels mit grosser Wahrscheinlichkeit ihn als exquisit dolichocephal erkennen, dessen Index nicht über 74 hinausgehen konnte, ebenso fällt der Längenhöhen-Index hinweg, da die absolute Länge nicht zu ermitteln ist. Wir müssen uns daher mehr auf den Vorderschädel beschränken und aus den Merkmalen desselben auf seinen Typus schliessen.

Das Cranium ist vorn etwas verschmälert, und obwohl das Hinterhaupt fehlt, so lässt sich doch, nach der seitlichen Curve der Schädelbeine zu schliessen, annehmen, dass es auch nach hinten verschmälert war. Die Stirne ist nicht stark zurückfliehend, schmal, das Planum temporale schwach gewölbt, mehr eben, die Stirn- und Scheitelhöcker kaum nachweisbar, die Nähte mitunter fein gezackt, die Lineae semicirculares verstrichen, das Stirnbein und die Scheitelbeine erheben sich in der Sagittalrichtung zu einer sehr schwachen, kaum merkbaren Erhöhung. Das Gesicht ist schmal und verhältnissmässig lang, die Augenhöhlen rundlich, die Apertura pyriformis verhältnissmässig breit, kein ausgeprägter Augenbraunbogen, der Nasenrücken etwas sattelförmig concav eingesenkt, die Foss. can. mitteltief, die Jochbögen kryptozyg, Gaumen schmal und lang, nach vorn langsam auslaufend. Was aber den Schädel vor allen charakterisirt, ist seine ausgesprochene Pragnatie.

Die absoluten Zahlen, als Ergebniss der Messung der Schädelpartien, soweit eine solche zulässig, sind folgende:

Capacität:

Grösste Länge	—
Grösste Breite	127
Grösste Höhe	140
Stirnbreite	93
Stirnbogen	115
Scheitelbogen	—
Hinterhauptbogen	—
Gesammtbogen	—
Circumferenz	—
Gesichtshöhe	111
Jochbogendistanz	112
Oberkieferhöhe	67
Oberkieferbreite	93
Orbitabreite	40
Orbitahöhe	33
Nasenhöhe	47
Nasenbreite	25
Gaumenlänge	53
Gaumenbreite	39
Basislänge	99
Länge des Foram. magn.	37
Breite „ „ „	33

Die aus diesen Massen berechneten Indices sind:

Längenbreiten-Index	—
Längenhöhen-Index	—
Breitenhöhen-Index	80·2
Gesichts-Index	99·1
Oberkiefer-Index	73·1
Orbital-Index	85·3
Nasen-Index	54·2
Foramen magnum-Index	89·7
Profilwinkel	79°

Es stellt sich demnach die Diagnose des Schädels folgender Art:

Dolichocephal — leptoprosop — kryptozyg — hypsikonch — hypsirrhin — platirrhin — leptostaphylin und prognath.

Es kann daher mit Recht dieser Schädel zu jenen gestellt werden, welchen Kollmann den leptoprosopen dolichocephalen Typus zuschreibt, der sich hauptsächlich durch das schmale und lange Gesicht nnd die grosse Länge des Schädels kennzeichnet. Obgleich dieser Schädel in Bezug auf seine Schmalnasigkeit von ihm weit entfernt und statt leptorrhin zu sein platirrhin ist, so stimmen doch alle anderen Merkmale vollkommen mit jenem Typus überein. Zu diesem Typus gehören: Ecker's Reihengräberschädel, Hölder's germanische, Broca's kymmerische, Lenhošek's Barbarenschädel und der sogenannte Hohbergtypus.

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, dass mit all' den Namen, welche man den Schädeln nach ihrer Form und Gestalt, nach ihrer vermeintlichen Nationalangehörigkeit u. s. w. beilegte, der Wissenschaft nicht gedient war, so lange nicht die enorme Masse von Material, das die Craniologie aufgespeichert hatte, in ein annehmbares, zweckmässiges System gebracht wurde. Kollmann hat das Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der Licht in das Chaos schuf und durch seine vortreffliche und tief durchdachte Arbeit*) System in die Craniologie zu bringen versuchte und daher den Weg vorzeichnete, den wir zu verfolgen haben. Wenn sodann die Vereinbarung über die von Ranke vorgeschlagenen Masse und Messungsmethode zu Stande gekommen ist, so wird der Grundstein zu dem Gebäude der Craniologie gelegt sein, auf dem wir weiter bauen können.

Kollmann geht von dem Standpunkte aus, dass die Craniologie sich direct nur mit dem somatischen Menschen zu befassen habe. Die Craniologie kann uns bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen, welcher Nation dieser oder jener Schädel angehört habe, sie kann uns mit Recht ebenso nicht sagen: dieser Schädel gehörte einem Germanen, weil er dolichocephal ist, oder jener Schädel gehört keinem Slaven, weil die Slaven brachycephal sind, denn auch die Slaven können in früheren Zeiten dolichocephal gewesen sein. Sie wird den Einfluss aller fremden Elemente berücksichtigen müssen. Virchow hat die Dolichocephalie bei den alten Letten nachgewiesen. In den alten Gräbern Südrusslands, dort wohin die alten Geschichtsschreiber den Sitz der Sarmaten und Skyten verlegten, wo in ältester Zeit Slaven zu Hause waren und uns Grabhügel in Menge zurückgelassen haben, in den Gräbern der Meriens bei Moskau, in Sibirien, in den Dolmen Frankreichs, der Schweiz, Deutschlands, Polens, Oesterreichs und Südeuropas war vorwiegend die dolichocephale Rasse verbreitet; sie geht bis in die Renthier- und Mammuthzeit zurück. Welchem Volksstamm oder vielmehr Stämmen in ethnologischer und linguistischer Beziehung hat die Dolichocephalie überwiegend angehört? Wir wissen es nicht, wir können nur sagen, dort wo es sich constatiren lasse, dass Germanen wohnten nnd wo aus jener Zeit dolichocephale Schädel gefunden wurden, waren die Germanen dolichocephal, wie z. B. in Deutschland, Oberbaiern u. s. w., ebenso können wir aber auch sagen, dort wo der Geschichte nach Slaven wohnten, wie z. B. in Sarmatien, Skytien u. s. w., und aus jener Zeit in überwiegender Anzahl dolichocephale Schädel sich finden, waren auch die Slaven dolichocephal. Die vom 4.—7. Jahrhundert vorwiegend dolichocephalen Baiern aber sind heute vorwiegend brachycephal, so dass heutzutage die Dolichocephalie höchst selten oder, wie am Chiemsee, gar nicht mehr vorkommt; ebenso konnten die Slaven schon viel früher durch brachycephalen Einfluss meso- und dann brachycephal geworden sein, ohne gerade ihre Rasseneigenthümlichkeit gänzlich verloren zu haben. Es konnten demnach die dolichocephalen Schädel aus alten Gräbern Böhmens, Mährens, Polens u. s. w. ebenfalls Slaven angehört haben, die durch turanische Einflüsse und vielleicht auch Transformismus nach und nach erst brachycephal wurden und den jetzigen Charakter angenommen haben. Die durch nichts gestützte Behauptung, dass die Slaven erst im 6. Jahrhundert in Mitteleuropa einwanderten, verliert immer mehr und mehr Boden. Von einer solchen Einwanderung

*) Beiträge zu einer Craniologie der europäischen Völker von Professor Kollmann. Archiv für Anthropologie von Ecker und Lindenschmit. 13. Band, II. III. Heft. 14. Band, I. Heft.

wissen die alten und gleichzeitigen Geschichtsschreiber nichts, die Einwanderung der Slaven hat sich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte ruhig und langsam vollzogen und sie sind ebenfalls dem Einfluss nachrückender meso- oder brachycephaler Stämme unterlegen, wie jene Altbaiern.

Kollmann führt Lagneau an, der den Nachweis zu bringen sucht, dass slavische Völker lange vor dem 4. Jahrhundert bis in den fernsten Westen Nordfrankreichs, der Bretagne und auch bis in die Alpen gedrungen sind. Nach Plinius sind es die Alanen und Roxelaner, angeblich ein Theil der Sarmaten, nach Ptolomeus die an den Maeotis wohnenden Skythen, welche schon vor dem 4. Jahrhundert am Rhein erschienen. Jakobus Mayerus Boliolanus lässt die Rutini, Russi bis an die Nordküste Frankreichs wandern und die Angaben Vander Haers, und Allard Tassarts sprechen von der Einwanderung derselben noch vor dem Kreuzzuge des Julius Cäsar gegen die Morinen.

Hoffentlich wird uns die Craniologie mit der Zeit mehr und sicherer Aufklärung bringen, als die sehr dehnbaren, weitgehenden Deductionen der Linguistiker.

Es kann demnach der Přikazer Schädel, sowie die vielen dolichocephalen Schädel, die man in Böhmen, Mähren u. s. w. gefunden hat, ebenso Slaven angehört haben, wie die Reichengräberschädel den Germanen.

Thracicae Res.

Von

Dr. Fligier.

I.

Ich habe in Band IX und X dieser Mittheilungen als Fachmann — denn nur Wenige werden so viele Jahre geopfert haben, um Alles, was sich auf die alten Thraker bezieht, zu sammeln — erklärt, dass die von Verkovič gesammelten Lieder der Bulgaren im Rhodope-Gebirge unmöglich slavischer Provenienz sein können und dass sie so vielfache Spuren des thrakischen Geisteslebens in sich enthalten, dass ich in den Bewohnern des Rhodope-Gebirges nur slavisirte Thraker vermuthen konnte, deren Nachkommen bekanntlich sich in den Rumänen erhalten haben. Wären diese Lieder in rumänischer Sprache erschienen, so würden Kenner der rumänischen Volkspoesie in denselben alte Bekannte wiedergefunden haben. Als ich in den Jahren 1879 und 1880 für diese Mittheilungen meine erwähnten Abhandlungen geschrieben habe, lagen mir keine rumänischen Märchen vor. Mehr als zwei Jahre später hat Frau Mite Kremnitz in Bukarest*), die verdienstvolle Uebersetzerin rumänischer Dichtungen, einen Band rumänischer Märchen veröffentlicht, in denen ich die auffallendsten Parallelen zu den in den Gesängen der Rhodope-Bulgaren enthaltenen Märchen gefunden habe.

*) Kremnitz, Rumänische Märchen. Leipzig 1882, Friedrich.

Die Cyclopen-Sage ist bei Rumänen und Rhodope-Bulgaren gleich bekannt und den Orfen der Rhodope-Bulgaren, welcher so sehr dem antiken Orpheus entspricht, kennen auch die Rumänen unter dem freilich weniger poetischen Namen Petru. Ich will hier nur erklären, dass ich auf die Parallelen zwischen bulgarischen und rumänischen Märchen in einem Aufsatze, welcher in der „Literarischen Beilage der Wiener Montags-Revue“ Nr. 35 (vom 28. August 1882) erschienen ist, und welcher mit Erlaubniss der Redaction dieses vortrefflichen Blattes weiter unten abgedruckt ist, etwas ausführlicher eingegangen bin und dass ich dort in schlagender Weise für den rumänischen Sagenschatz im Thrakischen die Quelle nachgewiesen habe. Neuerdings habe ich wiederum in dem rumänischen Märchenschatze eifrig weitergeforscht und noch andere, weit auffallendere Analogien gefunden. Sehr auffallend hat man z. B. die Alexander-Lieder der Rhodope-Bulgaren gefunden. Wie können sich Sagen von Alexander dem Grossen bei den Bulgaren erhalten haben, da diese zu Alexander's Zeiten noch nicht auf der Balkanhalbinsel gewohnt haben!

Etwas Anderes ist es, wenn man annimmt, dass die Rhodope-Bulgaren nur slavisirte Rumänen (Thraker) sind. Nun sagt aber schon Schuller in

der Einleitung zu seinen „Romänischen Volksliedern, Hermannstadt 1859“, dass die Alexander-Sage im rumänischen Volke eine auffällige Verbreitung habe. „Er weiss nicht einmal die Alexandrie“ sagt man im rumänischen Volke von einem albernen Menschen. Das sagt der selige k. k. Schulrath Schuller, der als Sachse in Siebenbürgen unter dem rumänischen Volke aufgewachsen war.

Die Alexander-Sagen der Rumänen und Rhodope-Bulgaren haben also einen anderen Ursprung, als es so mancher gelehrte oder ungelehrte Faselhans vermuthet hat oder vermuthen würde.

Ich warte nur auf den vor Kurzem erschienenen II. Band der Veda Slovena von Verkovič, der sehr umfangreich sein soll, um eine Reihe ausführlicher Publicationen über diese für die Ethnologie so interessanten Lieder erscheinen zu lassen. Was den I. Band anbetrifft, so halte ich schon jetzt, nachdem ich unter den rumänischen Sagen und Märchen eifrig Umschau gehalten, die thrako-rumänische Quelle derselben als gesichert.

Es ist bedauerlich, dass einige wissenschaftlich gebildete Männer, welche sich noch vor den in diesen Mittheilungen erschienenen Publicationen mit diesen Liedern befasst haben, nicht schon früher auf den Einfall gekommen sind, dass Märchen der Rhodope-Bulgaren nur im Zusammenhang mit den Märchen der Rumänen, Albanesen*) und allenfalls der Neugriechen studiert werden können. Dieser Mühe hat sich bis jetzt leider kein Slavist unterzogen; deshalb ist Alles, was einige Slavisten über diese Lieder geschrieben oder geredet haben, für die Wissenschaft total werthlos und nur geeignet, solchen Leuten, die mit der wissenschaftlichen Forschung nicht im geringsten Contact stehen, den Kopf zu verdrehen **). Ich für meinen Theil, der ich mich in den Sagen der Balkanvölker aus alter und neuer Zeit gründlich umgeschaut habe, kann von dem unwissenschaftlichen Gerede eines Léger oder Pypin keinen Gebrauch machen. Alle diese Herren gingen von der in jeder Beziehung unstatthaften Ansicht aus, dass die Rhodope-Bulgaren Slaven sein müssen. Ihre Lieder sind unslavisch; ergo gefälscht. Nein! Ich sage, die Rhodope-Bulgaren sind slavisirte Rumänen und hiermit ist Alles erklärt.

Meine in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Geitler, Professor des Sanskrit und der slavischen Sprachen an der Universität in Agram, veröffentlichten Studien haben in Frankreich ein solches Aufsehen erregt, dass das französische Unterrichtsministerium sich bewogen gefunden hat, Herrn Léger, Professor der slavischen Sprachen am Collège de France, in's Rhodope-Gebirge abzusenden, um die Echtheit dieser Lieder an Ort und Stelle zu prüfen und an der dortigen Bevölkerung ethnologische Studien zu machen. Den letzteren Auftrag des französischen Ministeriums kann ich nicht anders verstehen, als dass Herr Léger untersuchen soll, ob es wahr ist, dass die Rhodope-Bulgaren nur slavisirte Rumänen sind.

Es freut mich sehr, meinen Wunsch, dass Jemand nach Ost-Rumelien gehe, auf diese Weise erfüllt zu sehen. Es ist nur zu wünschen, dass Herr Léger recht unparteiisch sei, da er früher zu den eifrigsten Gegnern des Verkovič zählte. Damals waren aber die Studien des Professor Geitler noch nicht erschienen. Auch meine Forschungen kannte er noch nicht.

Noch auf einen Punkt möchte ich Alle, welche sich für diese Frage interessiren, aufmerksam machen.

Ich behaupte, dass die Rhodope-Bulgaren slavisirte Rumänen sind; dafür spricht die grosse Verwandtschaft ihrer Märchen und Sagen mit denjenigen der Nordrumänen.

In Macedonien, Thessalien, Epirus gibt es noch einen anderen Zweig der Rumänen, die Zinzaren (auch Kutzo-Wlachen und Macedo-Rumänen genannt). Die geographische Nähe spricht aber dafür, dass die Rhodope-Bulgaren slavisirte Südrumänen oder Zinzaren sind. In diesem Falle wäre es erklärlich, dass das altthrakische Wesen sich bei ihnen noch besser erhalten hat, als bei den Nordrumänen, in denen man vorzüglich Nachkommen der zahlreichen Geten oder Mösier im heutigen Bulgarien und der über die Donau nach Mösien geflohenen Dacier vermuthen kann.

*) Dozon sagt in seinen soeben erschienenen „Contes albanais recueillis et traduits par Auguste Dozon, Paris, Leroux, 1881, p. X“: toute une classe de contes ne sont manifestement que la maigre analyse, le squelette non pas des contes, mais de abruts bulgares le sont ceux que, rendant par le nous d'Elfe ou Sylphe l'appellation grècque moderne de „Neraïdes (Νεράϊδες) Hahn a intitulés“ Elfenmärchen. Une comparaison sommaire avec la collection que j'ai publiée ou avec celle des frères Miladin, ne laisseraient aucun donte avec cette là-dessus dans l'esprit du lecteur.

Die Verwandtschaft der albanesischen Märchen mit denen der Rhodope-Bulgaren wäre somit von Dozon constatirt.

**) Prof. Jagic in Petersburg hat in seinem Archiv für slavische Philologie freilich erkannt, dass in diesen Liedern uralte Sagen sich erhalten haben, ohne indessen die rumänische Quelle zu erkennen.

Jetzt erklärt sich auch, warum die Zahl der Südrumänen im Verhältniss zu derjenigen der Nordrumänen gering ist. Ein grosser Theil ist in Thracien slavisirt worden, ein anderer Theil der Zinzaren wanderte nach Nordwesten aus, nach Montenegro, Herzegowina, Bosnien, Dalmatien, Istrien und ist dort in den serbo-croatischen Bewohnern aufgegangen. In den Sagen der Zinzaren sind somit die nächsten Parallelen zu dem Inhalt der Gesänge der Rhodope-Bulgaren zu suchen. Auf ein Analogon zwischen zinzarischer und rhodope-bulgarischer Sangesweise hat schon Professor Geitler in diesen Mittheilungen aufmerksam gemacht.

II.*)

Bei den Rumänen gilt es als ein nationales Dogma, dass sie von den alten Römern abstammen, welche die alten Dacier natürlich mit Stumpf und Stiel ausrotten mussten, damit das reine Blut ihrer walachischen Descendenten nicht durch Beimischung barbarischen Blutes getrübt werde. Diesem von allen Gebildeten Rumäniens, selbst von Gelehrten wie Hasdeu getheilten Vorurtheil bin ich zu wiederholten Malen entschieden entgegengetreten. Ich habe die Rumänen darauf aufmerksam gemacht, dass die römischen Colonisten Daciens, wie es sich aus den Inschriften ergibt, zum Theil aus semitischen Syrern bestanden, und dass die Rumänen als Nachkommen dieser semitischen Colonisten in den gleichfalls semitischen Juden ihre nahen Verwandten anerkennen müssten. Die Judenfrage in Rumänien dürfte auf diese Weise einen wahrhaft idyllischen Ausgang nehmen.

So wie die Franzosen wesentlich aus Nachkommen der alten Gallier bestehen, die Albanesen reine Nachkommen der alten Illyrier sind, haben sich die Rumänen aus der Gesammtheit der thrakischen Stämme (Thracier, Bessen, Geten, Dacier) entwickelt. Diese meine Theorie, welche vor der ähnlichen des Herrn Professor Tomaschek in Graz die Priorität hat, ist von Professor Schwicker und anderen Fachmännern als richtig bezeichnet worden. Nur einige rumänische Gelehrte (Herr von Cichac, der gelehrte Verfasser eines etymologischen Wörterbuches der rumänischen Sprache, macht eine ehrenvolle Ausnahme) und der in seinen ethnologischen Ansichten gewöhnlich so unglückliche Professor H. Kiepert in Berlin halten noch immer fest an einem alten Irrthum*). Habeant sibi!

Schon früher habe ich die Vermuthung ausgesprochen, dass die Rumänen als Nachkommen der alten Thraker in ihren Sagen und Märchen Vieles bewahrt haben müssen, was von den alten Schriftstellern als den Thrakern eigenthümlich bezeichnet wird. Meine Vermuthung hat in den soeben erschienenen rumänischen Märchen, die von Mite Kremnitz **) übersetzt worden sind, eine glänzende Bestätigung gefunden. Man kann sich überzeugen, dass die Psyche der alten Thraker noch heute in den Rumänen fortlebt. Als ein Charakteristikon des thrakischen Volksglaubens können die zahlreichen Mythen über Verwandlungen bezeichnet werden, die so vielfach den Stoff für die „Metamorphosen" des Ovid geboten haben. Diese Mythen habe ich schon früher in den Liedern der Rhodope-Bulgaren gefunden, z. B. die Verwandlung des Mädchen Adilenka in eine Schwalbe (vergl. albanesisch dalenduša Schwalbe, macedorumänisch léndurë = Schwalbe nach Miklosich) und daraus den Schluss gezogen, dass im Rhodope-Gebirge alte und vielleicht schon romanisirte Thraker slavisirt worden sind. Aehnliche Sagen finden wir in der Märchensammlung der Frau Mite Kremnitz. In einem Märchen ist die Rede von zwei Schwestern, welche der Fluch der Eltern getroffen hat, von denen die eine in die Spechtfee, die andere in eine Scorpionhexe mit drei Köpfen verwandelt worden ist. Merkwürdig ist das Märchen vom „verwunschenen Schwein". Eine Kaisertochter wird durch eine sonderbare Fügung des Schicksals trauernd dem Letzteren vermählt. Nach der Vermählung ist ihr Gemahl am Tage immer unsichtbar und erscheint ihr nur in dunkler Nacht. Um ihn aber bei Beginn des Tages am Verschwinden zu hindern, bindet sie einen Faden um seinen Fuss, der Faden reisst entzwei, ihr Gemahl erwacht, erschrickt und — verschwindet. Um ihn wieder zu finden, muss sie auf der Suche nach ihm drei Paar eiserne Sandalen zerreissen und einen stählernen Stab abwetzen.

*) Abgedr. aus Nr. 35 der „Wiener Montags-Revue" 1882.

*) Den Namen der alten Dacier findet Herr Kiepert in dem Namen des magyarischen Patrioten Deak wieder, ohne zu wissen, dass dieser Name aus diákonos entstanden ist, wofür er genug vom Professor Schwicker in Budapest (vergl. „Ausland" 1879, Nr. 13 und 15) gegeisselt worden ist. Auch das polnische Wort żak, Bube, dann Lateinschüler, Ministrant ist aus diaconus entstanden.

**) Rumänische Märchen, deutsch von Mite Kremnitz. Leipzig 1882. Friedrich's Verlag.

Viele Züge in diesem Märchen erinnern auffallend an den Mythos von Eros und Psyche. Bekanntlich haben vergleichende Mythologen diesen Mythus auch bei den Indern und in altfranzösischen Sagen wieder entdeckt (vergl. Zinzow. Eros und Psyche. Halle 1881) und daraus den Schluss gezogen, dass dieser Mythus der indogermanischen Urzeit angehört. Ausser den Griechen, Indern und Kelten kennen ihn somit auch die Rumänen. — Die Märchen erwähnen ferner Verwandlungen von Menschen, meistens Prinzen, in ein Pferd oder in einen Fuchs, die nach Ablauf einer bestimmten Frist wiederum entzaubert werden. Der Sohn eines Kaisers wird in den Morgenstern und der zu gleicher Zeit geborene Sohn einer Magd in den Abendstern verwandelt.

Schon früher habe ich gezeigt *), welche Bedeutung die Thraker dem Drachen in ihren Mythen beigelegt haben — haben ja die gegen Trajan kämpfenden Dacier den Drachen als nationales Feldzeichen gehabt. In den rumänischen Märchen spielen die Drachen gleichfalls eine grosse Rolle. In ihren Palästen — heisst es — altert der Mensch nie, die Sonne geht weder auf noch unter, das Licht kommt von selbst. Die Wände ihrer Zimmer scheinen von Silber zu sein, so dass sie im Licht wie Spiegel glänzen. Gewöhnlich rauben Drachen junge Mädchen, die von jungen Männern, zumeist Prinzen, nach vielfachen Abenteuern wiederum befreit werden. Schreckliche Drachen bewachen das Reich der Fee der Morgenröthe, welche in den schönsten Märchen gefeiert wird. In ihrem Bereich ist das grosse Rad, auf das der Faden des menschlichen Lebens gewickelt ist. Den Sterblichen ist natürlich der Eintritt in den Palast der Fee der Morgenröthe verboten. Nur Petru, ein Kaisersohn, weiss vermittelst seines bezaubernden Flötenspieles in ihren Palast zu gelangen. Mit seinem Flötenspiel schläfert er den wachenden Riesen ein, der nur ein Auge hat, das sich mitten in der Stirn befindet und grösser ist als der Mond bei seinem Aufgang. (Ich bemerke hier, dass auch die Lieder der Rhodope-Bulgaren gleichfalls die Cyclopen-Sage kennen **).

Als die Feen, die sich in der Mitte des Flusses badeten, den Laut von Petru's Flöte hörten, wurden sie schläfrig, stiegen aus der Milch und schliefen auf den Blumen des Ufers ein.

Wie viel Parallelen lassen sich hier nicht aufstellen zu Orfen, dem bezaubernden Flötenspieler, in den Liedern der Rhodope-Bulgaren! (Man vergleiche die interessante Abhandlung „Die Orpheus-Orfen-Sage der Rhodope-Bulgaren“ von Professor Dr. Geitler. „Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“, 1880.) Der moderne Name Petru hat unzweifelhaft einen älteren verdrängt. Petru ist Niemand anders als der alte thrakische Flötenspieler Orpheus, welcher noch heute bei den Rhodope-Bulgaren und bei den Rumänen in Lied und Märchen fortlebt. — Die Macht des Flötenspiels wird noch in einem anderen Märchen verherrlicht. Mogarzea, ein Riese und ein Kaisersohn zugleich, begibt sich auf den Weg zum Süssmilchsee, um dort eine Fee zu heirathen, aber die bösen Elfen fallen über ihn her und nehmen ihm die Seele. Ein Knabe bezaubert mit seinem Flötenspiel die Elfen, zwingt sie, die Seele Mogarzea's herauszugeben und das Geheimniss zu verrathen, wo der Milchsee mit den Feen ist. Er gelangt nun zum Milchsee und zwingt durch sein Flötenspiel eine Fee zum Erscheinen, deren Haare aus Gold gewesen zu sein schienen. Als aber der Knabe aufhörte, die Flöte zu blasen, verschwand die Fee. Da blies er wieder und zwang die Fee, dadurch dass er ihr die Rose vom Kopfe wegnahm, ihm zu folgen. Die Fee wurde nun die Frau Mogarzea's, des Kaisersohnes. Es ist merkwürdig, dass sowohl in den Liedern der Rhodope-Bulgaren wie in den Märchen der Rumänen christliche Sagen fast gar nicht vorkommen, dagegen recht interessante und wichtige heidnische Reminiscenzen sich erhalten haben. In den rumänischen Märchen wie in den Sagen der Rhodope-Bulgaren wird der heilige Sonnengott, seine Mutter und die heilige Mondgöttin mit ihrer Mutter genannt. Am jenseitigen Gestade ist

---

*) „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ 1880.

**) Die rumänische Polyphem-Sage hat Fr. Opert zuerst veröffentlicht in „Ausland“ von 1856, später Schuller. Bender hat wiederum gefunden, dass die bei den Basken erhaltene Polyphem-Sage gerade in den Liedern der Rhodope-Bulgaren (bei Verkovic) eine auffallende Parallele findet. Ueber die Polyphem-Sage bei den jetzigen Bewohnern Siciliens vergl. folgende zwei Werke:

1. Unter den Olivenbäumen. Süditalische Volksmärchen. Nacherzählt von Woldemar Kaden. Leipzig 1880. Brockhaus.
2. Les contes populaires en Italie par Marc N. Mounier. Paris 1880. Charpentier.

(Vergl. die Recension Engel's in „Magazin für die Literatur des Auslandes“ 1880, pag. 461.)

der Palast des Sonnengottes, den am Tage seine Mutter bewacht. In einer Einhöhlung, die so gross ist, dass sieben Burgen in ihr Platz finden könnten, wohnt der Wind. Auch er hat eine Mutter.

Die heilige Vineri (Venus) wird in den Märchen gleichfalls genannt. Sie erzählt von sich: Als die Welt noch nicht Welt war, da bin ich geboren und ich war als Kind so schön, dass meine Eltern die Welt werden liessen, damit Jemand da sei, der meine Schönheit anstaunen kann. Als dann die Welt erschaffen war, war ich erwachsen — da traf mich der böse Blick. Seitdem bildet sich jedes Jahrhundert eine Runzel auf meinem Gesicht. Jetzt bin ich alt.

Die siebzehn von Mite Kremnitz übersetzten rumänischen Märchen bieten schon eine hinreichende Ausbeute, um einige recht schlagende Parallelen zu den von Verkovič gesammelten Liedern der Rhodope-Bulgaren aufzustellen. Ihre Märchen sprechen somit auch dafür, dass die Rumänen von der Balkanhalbinsel gekommen sind, wie es zuerst Rösler, dann Hunfálvy, Schwicker und ich behauptet haben, während die rumänischen Gelehrten im unglücklichen Bunde mit Herrn Kiepert an ihrer Autochthonie in Siebenbürgen (Dacien) fest halten.

Die sehr häufige Erwähnung des Kaisers mit den Kaisersöhnen und Kaisertöchtern, worunter natürlich nur der byzantinische Hof verstanden werden kann, spricht auch für die ehemalige cisdanubische Heimat der Rumänen. Möge Frau Mite Kremnitz in Bukarest den rumänischen Märchen noch weiter ihre Aufmerksamkeit zuwenden und uns bald mit einer Fortsetzung ihrer Sammlung erfreuen. Dieselben sind für die vergleichende Sagenkunde der Balkanvölker von unschätzbarer Bedeutung.

III.

Antikes aus rumänischen Liedern.

Um noch weiter das Verständniss der antiken Reminiscenzen in den Liedern der Rhodope-Bulgaren zu fördern, will ich im Folgenden auf einige antike Reminiscenzen in den Liedern der Rumänen aufmerksam machen.

1. Herkulan = Herkules.

Am Černafluss befreit Herkulan, der wackere Capitän, eine der drei Schwestern aus dem tiefen Schattendunkel unter dem Felsen*). Schuller macht auf die grosse Zahl der auf diesen Gott bezüglichen römischen Inschriften, die in Siebenbürgen gefunden werden, aufmerksam.

Herkulan ist also ein rettender Geist in den Liedern der Rumänen, ganz so wie im Alterthum.

Auffallend stimmt mit dieser rumänischen Sage die herodotische Agathyrsensage überein, nach welcher Herkules im Skythenlande mit der in der Felshöhle wohnenden Schlangenjungfrau Echidna den Stammvater der in Siebenbürgen wohnenden Agathyrsen, den Agathyrsus erzeugt habe, wie schon Schuller l. c. Einl. IV bemerkt hat.

2. Päunasch = Pan.

Den rumänischen Päunasch, welcher nach der rumänischen Volksdichtung im Walde wohnt und häufig als lüsterner Mädchenräuber erscheint, haben schon Alecsandri*) und Kotzebue mit dem Wald- und Hirtengott Pan verglichen. An einer anderen Stelle suchte ich den Beweis zu führen, dass Pan ein vorhellenischer, d. h. pelasgischer Gott gewesen ist. Man kann annehmen, dass auch die Thraker einen solchen Gott gekannt haben und braucht nicht gleich an den Einfluss der classischen Mythologie zu denken. Der antike Pan hatte eine Flöte, der rumänische Päunasch ein Horn von Knochen von kräftigem Tone (man vergleiche die Ballade Michu bei Kotzebue).

3. Diana.

Ob die rumänische Sina der römischen Diana entspricht, wie Schott meint, überlasse ich späteren Untersuchungen.

4. Alexander-Sagen.

Schuller sagt, wie ich bereits erwähnt habe, dass man im rumänischen Volke von einem albernen Menschen sage: „Er weiss nicht einmal die Alexandrie“ und spricht von der auffälligen Verbreitung der Alexander-Sage im rumänischen Volke. Ich finde hierin einen schönen Beweis für meine Annahme, dass die Rumänen nicht Nachkommen der alten Dacier, sondern des gesammten thrakischen Volkes sind. Wären die Rumänen nur Nachkommen der alten Dacier, so wäre ihnen der Name Alexander's des Grossen gewiss unbekannt.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, dass die so vielfach in den Sagen der Rumänen erwähnten

*) Vergl. die Ballade nach Alecsandri bei J. K. Schuller. Romänische Volkslieder. Hermannstadt 1859. pag. 77.

*) Ballade. Adunate si indreptate de B. Alexandri. Jassi 1853—54.

Kaisersöhne und Kaisertöchter nur auf den byzantinischen Hof bezogen werden können *). Dieser Umstand spricht wiederum dafür, dass die Rumänen als ehemalige Unterthanen des byzantinischen Kaisers über die Donau nach Siebenbürgen etc. gewandert sind. Da man nun annehmen muss, dass die Masse des rumänischen Volkes neben den Bulgaren einst in der Osthälfte der Balkanhalbinsel gesessen hat, so ist die gleiche Verbreitung der Alexander-Sage bei Rumänen und Rhodope-Bulgaren gänzlich erklärt.

Es sei hier noch bemerkt, dass schon Gaster, ein gründlicher Kenner der rumänischen Literatur, die bulgarischen Lieder bei Dozon ähnlich den rumänischen gefunden hat, wie ich nachträglich erst vor Kurzem gefunden habe **). Wenn Fachmänner im Rumänischen, wie Gaster, über diese Lieder sprechen, so kann man sich nur freuen; wenn es aber Ignoranten thun, so ist das für die Wissenschaft gleichgiltig.

IV.

Ich hatte die vorhergehenden Abschnitte bereits an das Secretariat abgesandt, als mir eine neue Schrift Tomaschek's, die mit mehr Methode und grösserer Gründlichkeit als seine „Goten in Taurien" abgefasst ist, zugekommen ist, die gerade neues Material für meine erwähnte Hypothese bringt, dass ein Theil der Bulgaren Macedoniens und Thraciens, wie z. B. die Rhodope-Bulgaren, aus slavisirten Rumänen besteht. In den historischen Aufzeichnungen des Klosters Kastamonitu werden Βλαχορηχῖνοι erwähnt, woraus hervorgeht, dass der slovenische Stamm der Rychinen oder Rynchinen auch Wlachen enthielt. Selbst in dem Namen des zweiten dort erwähnten slovenischen Stammes, der Sagudaten, vermuthet Tomaschek eine graeco-romanische Bedeutung und erinnert an die Ortsnamen Σαγαδάους bei Nikaea in Bithynien und Sagadai im thrakischen Chersonnes und bemerkt zum Schluss: Romanen (d. h. Rumänen) finden sich allerorten unter den Sloweno-Bulgaren als deren Hirten, Paroiken, Magjupen (mancipia) etc. Urkunden nennen sie zumal im Gebiete der Struma, Strumica, Bragálnica und in den an Altserbien anstossenden bulgarischen Bergregionen. Die bulgarische Nation hat jedoch seit der Zeit der Asēniden das einst weit zahlreichere romanische Element in sich gänzlich aufgenommen und sich assimilirt; die heutigen Zinzaren und Jürüken sind nur spärliche Ueberreste des indigenen Volkselementes; der Hauptstock der romanischen Nation hat sich bei Zeiten im Norden der Donau eine gesicherte Heimat zu eigen gemacht.

So weit Herr Tomaschek.

Verfechte ich nicht seit Jahren dieselbe Ansicht?

Ist es jetzt nicht klar, dass die Lieder dieser slavisirten Rumänen sich als ein Erbgut des rumänischen Volkes erweisen?

Wir begreifen nun auch, warum Gaster in den Liedern bei Dozon, welche dieser im Auftrage des französischen Ministeriums behufs Prüfung der Echtheit der Lieder des Verkovič gesammelt hat, Anklänge an rumänische Lieder gefunden hat.

Schon Šafařik hat vermuthet, dass die bulgarischen Šopi aus Nachkommen der thrakischen Sapäer bestehen. Ich habe Šafařik's Annahme vielfach verfochten. Tomaschek, der gelehrte Landsmann Šafařik's, spricht sich in seiner neuesten Schrift l. c. pag. 466 dahin aus: Man hat dabei (die Šopi betreffend) an die thrakischen Σαπαῖοι der Rhodope und des Pangaios gedacht; sicher ist, dass sich Šopž als Eigenname bei Bulgaren und Wlachen findet. Tomaschek führt weiter aus (l. c. pag. 475), dass Wlachen auf der Halbinsel Chalkidike in unserem Jahrhundert der russische Tourist Victor Grigorowič gefunden hat und dass sie dort um Jahrhunderte früher bezeugt sind (Tomaschek l. c.).

V.

Ueber die Ethnogenie der Rumänen spricht sich Herr Tomaschek folgendermassen aus: Er acceptirt die Theorie Rösler's, dass die Placenta der Rumänen nicht im alten Dacien, sondern auf der Balkanhalbinsel zu suchen ist und verspart sich für einen anderen Ort, Kiepert's Ansicht von der Continuität der Rumänen in Siebenbürgen auf das richtige Mass zurückzuführen, was übrigens schon von Schwicker („Ausland" 1879) geschehen ist und was Herr Tomaschek am liebsten verschweigen möchte.

Der Beweis, dass die Rumänen von Lateinern auf der Balkanhalbinsel das Christenthum übernommen haben, ist aus der Sprache der Rumänen allein von ihm erbracht worden. Man kann jetzt nicht mehr reden, dass die Rumänen ihr Christenthum erst aus dem Munde der slovenischen und

*) Mite Kremnitz. Rumänische Märchen. Leipzig 1881, Friedrich.

**) Magazin für die Literatur des Auslandes 1880, pag. 397.

byzantinischen Mönche zu hören bekamen. Die Rumänen waren früher — Katholiken, der Beweis hierfür ist Herrn Tomaschek vollständig gelungen*). Auch die Betrachtung der Flexionen und der Lautgesetze — setzt Tomaschek weiter fort — führt zu demselben Ergebniss, dass die Genesis des Romanenthums in die Zeit von 400—600 fällt und dass der romanische Grundcharakter der Nation bereits abgeschlossen war, als die Hämushalbinsel von slovenischen Stämmen überschichtet wurde. Nach der Slaveneinwanderung (600—625) beginnt die Einwirkung des slovenischen Elementes auf das Romanische, welche für alle wlachischen Dialecte so charakteristisch ist. Diese Einwirkung ist hinwieder um das Jahr 1000 im grossen Ganzen abgeschlossen — und von dieser Zeit an datiren ungefähr die grossen Bewegungen, welche die wlachische Nation nach allen Richtungen hin unternommen hat.

So weit Herr Tomaschek.

Der sloveno-bulgarische Einfluss auf das Rumänische in der Periode 600—1000 n. Chr. ist so bedeutend gewesen, dass Cichac in seinem etymologischen Lexikon der rumänischen Sprache nur ein Fünftel der Wörter lateinischen, aber an zwei Fünftel slavischen Ursprungs erklärt. Wenn wir nun bedenken, dass nach Abzug der Masse des wlachischen Volkes über die Donau die weniger zahlreichen rumänischen Stämme des Orbelos und des Rhodope-Gebirges noch Jahrhunderte unter der Masse des bulgarischen Volkes gelebt haben, so finden wir erklärlich, dass sie auch dieses Fünftel des lateinischen Sprachschatzes eingebüsst haben. Die Yürüglär (Nomaden) der Rhodope erklärt Tomaschek l. c. pag. 498 für Zinzaro-Wlachen, welche einen stark mit Türkisch und Bulgarisch gemischten Jargon sprechen.

VI.

Professor Tomaschek meint l. c. pag. 489, dass man das trajanische Dacien endlich einmal ganz aus dem Spiele lasse und spricht einfach von thrako-romanischen Provinzialen. Ganz dasselbe habe ich schon längst behauptet (vergl. Diefenbach, Völkerkunde Osteuropas I, pag. 313). Man kann es daher nur für eine Albernheit erklären, wenn man noch von Dako-Romanen spricht. Die richtige Bezeichnung ist eben Thrako-Romanen, wie ich dies bereits vor sechs Jahren in diesen Blättern verfochten habe.

*) Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissenschaften, XCIX. Band, II. Heft (1882).

Damit will ich aber nicht gesagt haben, dass ich gänzlich mit Tomaschek übereinstimme. Tomaschek glaubt nämlich, dass alle Rumänen Nachkommen des thrakischen Stammes der Bessen sind. Das ist ebenso unlogisch, als wenn Jemand behaupten würde, dass die Rumänen Nachkommen der romanischen Bevölkerung Daciens sind, wie es z. B. Herr Kiepert behauptet.

Wer das Letztere behauptet, der muss annehmen, dass die Thraker und darunter natürlich auch die Bessen insgesammt das Gelübde des Cölibats abgelegt haben. Wenn Herr Tomaschek alle Wlachen für Nachkommen der Bessen erklärt, so muss er natürlich auch annehmen, dass die übrigen thrakischen Stämme seiner Theorie zu Liebe im Cölibat gelebt haben. Somit habe ich diese Theorie des Herrn Tomaschek in verdienter Weise ad absurdum geführt.

Professor Jung hat in seinem vortrefflichen Werke „Die romanischen Landschaften", 1881, S. 480, die Beweisgründe für Tomaschek's Bessen-Theorie vermisst und Herr Tomaschek ist höchst erfreut, ein Zeugniss für seine Bessen-Theorie bei einem byzantinischen Despoten aus der berühmten Familie der Κεκαυμένος gefunden zu haben. Er sagt: Für die allgemeine Frage über die Abstammung der Wlachen findet sich da eine Stelle von höchster Wichtigkeit, welche — richtig aufgefasst — als einziger directer historischer Beweis für die Sulzer-Roesler'sche Hypothese gelten muss — und die Theorie von der Herkunft sämmtlicher Wlachen aus dem Volksthum der romanischen Bessen glänzend bestätigt.

Wir gestehen, dass wir auf diese Stelle recht gespannt gewesen, aber leider nur zu bald enttäuscht worden sind.

Die Stelle lautet: οὗτοι (d. h. Βλάχοι) γάρ εἰσιν οἱ λεγόμενοι Δάκοι καὶ Βέσοι. Kekawmenos hielt somit die Wlachen für Nachkommen der Dacier und Bessen. Wenn man die Stelle richtig deutet, so haben sowohl die Anhänger der Continuität des wlachischen Volkes in Dacien, wie Herr Tomaschek Recht. Die einen finden da ihre Ansicht bestätigt, dass die Rumänen Nachkommen der Dacier sind, wie auch Herr Tomaschek seine Bessen-Theorie bestätigt findet. Grosse Befriedigung in beiden Lagern!

Woher schöpft Kekawmenos diese Kunde? fragt Herr Tomaschek. Er bemerkt sehr richtig: Es ist nicht anzunehmen, dass der Name der Daken und Bessen noch in der Erinnerung der Wlachen oder Bulgaren des XI. Jahrhunderts gehaftet habe. Seh

richtig! Den Namen der Daker erweist Herr Tomaschek als gelehrte Reminiscenz und dies ist auch der Name der Bessen und — nichts weiter.

Von der pomphaft angekündigten glänzenden Bestätigung seiner Bessen-Theorie — bleibt nichts übrig. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Im directen Widerspruch mit der erwähnten Behauptung steht folgende Aeusserung Tomaschek's l. c. pag. 498: Vielleicht lässt sich behaupten, dass, während die aurelianischen Daken (die Daken in Mösien) die Vorfahren der istro-dalmatischen und Donau-Wlachen gewesen sind, die Bessen für die Vorfahren der Rhodope- und Pindos-Wlachen zu gelten haben. Ist das nicht das Gegentheil von dem, was Herr Tomaschek soeben behauptet hat? Alle Rumänen sollen von den Bessen abstammen, dann wiederum nur die Zinzaren, die etwa eine halbe Million zählen. Das begreife derjenige, der es begreifen kann. Selbstverständlich ist es dieser Irrthum des Herrn Tomaschek, der ihn veranlasst, diesen circulus in demonstrando zu Gunsten seiner von Jung trefflich bekämpften Bessen-Theorie zu unternehmen. Auf Rechnung desselben Irrthums ist auch zu setzen, dass Herr Tomaschek leider die trefflichen Argumente der ungarischen Forscher, der Herren Hunfálvy und Schwicker, gänzlich übergangen hat. Hunfálvy's treffliche Arbeit ist zwar in ungarischer Sprache erschienen, doch hat Herr Professor Schwicker den Inhalt derselben in der Zeitschrift „Ausland" mitgetheilt (1879). Diese Zeitschrift ist damals ein Weltblatt gewesen (unter der Redaction Peschel's und hierauf Fr. v. Hellwald's in den Jahren 1872—1881, jetzt unter der Redaction Fr. Ratzels hat sie allerdings an wissenschaftlichem Renommée bedeutend abgenommen) und musste der Inhalt derselben Herrn Tomaschek gewiss sehr genau bekannt gewesen sein. Uebrigens habe ich Herrn Tomaschek auf die Arbeiten der ungarischen Fachgenossen aufmerksam gemacht. Herr Tomaschek hat indessen die Argumente der genannten Forscher unberücksichtigt gelassen, weil er sie — eben gelesen hat und weil sie ihm unbequem waren. —

VII.

Dass die Thraker ein indo-europäischer Stamm waren, unterliegt keinem Zweifel; dass sie aber reine Iranier waren, wie Herr Tomaschek behauptet, ist sehr zu bezweifeln.

Einige Worte sprechen wohl dafür, z. B. die thrakischen Ortsnamen auf —διζος (neupersisch dīz), die Tomaschek anführt und seine Deutungen der Glossen gesti-styru „possossorum locus" und midne „Gauverband". Das beweist nur die nahe Verwandtschaft des Thrakischen mit dem Iranischen.

Die Thraker waren ein Volk sui generis. Sie werden von den iranischen Skythen und Sarmaten bestimmt unterschieden.

Es ist also klar, dass das Alterthum die Thraker und die iranischen Skythen als zwei ganz verschiedene Völker betrachtet hat. Es ist möglich, dass das Thrakische zum Iranischen in etwa demselben Verhältnisse gestanden hat, wie das Litauische zum Slavischen, oder vielleicht wie das Armenische zum Iranischen. Das letztere ist um so wahrscheinlicher, als die Thraker für Verwandte der Phryger und diese wiederum für Verwandte der Armenier gegolten haben. Positives lässt sich da nichts sagen. Auch Diefenbach spricht sich nicht bestimmt aus. Man muss in dieser Hinsicht recht vorsichtig sein. Deecke hat z. B. eine solche Verwandtschaft zwischen dem Altgriechischen und Illyrisch-Messapischen gefunden, dass er nicht ansteht, das Illyrisch-Messapische für einen griechischen Dialect zu erklären. Das ist einfach ein Nonsens, denn in diesem Falle wäre ja das Albanesische ein griechischer Dialect.

Die vorgenommenen Deutungen der Völkernamen der Bessen und Treren finden wir dagegen recht annehmbar. Für den Namen Βῆσσοι nimmt er die Grundform *Vaiçya*, *Vaiçyō* an und vergleicht damit die wichtigsten Derivata des Verbalstammes *vic* „eingehen" aus den arischen Sprachen, z. B. *ved. viç* „Familie, Stamm, Geschlecht", *veçá* Haus, Hausgenosse, *vīç* Haus, Familie, Dorf, Clan etc.

Zu dem Namen der Treren stellt er das arische *trā* und *trātŕ* „Hüter, Beschützer" und nimmt als Bedeutung am liebsten an: Hüter, Viehhalter, Hirte. Die Treren waren wohl ursprünglich Hirten. Das Thrakische hatte gleich dem Indischen, Phrygischen, Gotischen eine Deminutivbildung auf *—la* und Tomaschek glaubt daher, dass der bekannte Name Τρᾶλλεις aus *Trar—la* entstanden ist.

Neue Beiträge zur alt-italischen Ethnologie.

Von

Dr. Fligier.

I.

In meiner Arbeit „Zur prähistorischen Ethnologie Italiens, Wien 1877, Hölder“ und neuerdings in meiner „Urzeit von Hellas und Italien, Braunschweig 1881, Vieweg's Verlag“ suchte ich den Beweis zu führen, dass einst in Mittelitalien eine Anzahl illyrisch-pelasgischer Stämme gewohnt hat, die in der Terremare-Epoche von umbrisch-sabellischen Stämmen überfluthet wurden, nachdem bereits früher Herr Prof. W. Helbig in Rom in einer ausgezeichneten Abhandlung in der Zeitschrift „Hermes“, Bd. IX, die illyrische Herkunft der Unteritaliker (Japygier oder Messapier, Apuler, Bruttier etc.) bis zur Evidenz nachgewiesen hatte.

Ich habe ferner behauptet, dass noch in historischer Zeit in Rom und Mittelitalien einzelne Vor- oder Beinamen ihre messapische oder illyrische Herkunft verrathen haben. Meine Untersuchungen finde ich indirect vielfach bestätigt in der soeben erschienenen Abhandlung Deecke's „Zur Entzifferung der messapischen Inschriften, im Rheinischen Museum für Philologie, Bd. 36, p. 576 und Bd. 37, Hft. 3“. Ich will im Folgenden Einzelnes aus Deecke's Schrift herausgreifen:

1. Die Stadt Cora in Latium war nach meinen Untersuchungen eine illyrische (sikelische, pelasgische) Gründung. Korahiaihi Gen. der messapischen Inschriften führt auf eine Grundform Koras zurück. Der Name Koras ist also ein messapischer, natürlich dann auch der Stadtname Cora in Latium. Coras war auch ein unteritalischer Heroenname. Deecke zieht den Namen der lelegischen Kureten zum Vergleich herbei und erinnert an jon. Κοῦρος, Κούρη, dor. Κῶρος, Κῶρα.

Ich bemerke ferner, dass Kreta aus Kureta entstanden ist. Die Kureten nannten sich also „ein junges Volk“ etc. Weitere Erklärungen von Koras, Cora u. a. ergeben sich jetzt von selbst.

Auf andere Beziehungen der lelegischen Kureten zu den Messapiern weist der Name Oibaliahiaihi Gen. der messapischen Inschriften (Grundform oibalas), der an den lelegischen Heroennamen Oebalos und Oebalia, den Namen des einst lelegischen Lacedaemon, erinnert. Ich bemerke noch, dass die Heloten nach meinen Forschungen Illyrier waren, und finde hierin eine neue Bestätigung meiner Forschungen. Oibalia war auch der Burgname von Tarent, dieser Name ist also evident ein messapischer.

2. Den Namen Amulius habe ich schon vor 5 Jahren in meiner Arbeit über Italien der sikelischen (illyrischen) Urbevölkerung Latiums zugewiesen. Nun sagt Deecke: Dem messapischen Vornamen aimas würde ein lat. Aemus entsprechen, von dessen Deminutiv Aemulus der bekannte patricische Gentilname Aemilius, altlat. Aemulius abzuleiten ist. Deecke vergleicht ferner die Städtenamen illyr.-dalm. Aemate, pannon.-illyr. Aemona. Der Name Amulius ist somit ein definitiv illyrischer.

3. Dem messapischen Vornamen tabaras entspricht wiederum der lelegisch-spartanische Prinzenname Tebros, Enkel des Oebalos. Sind also spartanische Personennamen aus der Urzeit (helotische Zeit) nicht messapischer Herkunft? Warum gab es ein messapisches Land in Laconien? Waren also die Heloten keine Illyrier (Messapier)?

4. Bekannt aus der Geschichte ist der Name der illyrischen Königin Teuta und der sikanische Königsname Teutos (bei Polyaen V, 1, 4). Derselbe entspricht dem messapischen Vornamen taotas in den Inschriften. In der bereits als sikelische Gründung erwiesenen Stadt Cora kam nach Deecke der Gentilname Toutius und in Praeneste ein Tutius vor. Haben sich also in Latium keine messapischen Personennamen erhalten?

5. Noch ein zweiter Beweis! Der lateinische Name Decimus, griech. Δόκιμος (?) galt mit Recht als dünklen Ursprungs, denn Decimus Brutus als den zehnten Brutus zu deuten, hätten selbst Professoren der lateinischen Epigraphik nicht gewagt!

Nun zeigt aber Deecke, dass Decimus dem messapischen dazimas und dazomas entspricht. Professoren der lateinischen Epigraphik haben davon nichts gewusst!

6. Ich habe in meinen erwähnten Schriften den Beweis zu führen gesucht, dass mit dem Ethnicon Grajus, Graecus von den Völkern der Apenninenhalbinsel ursprünglich nur illyrische Stämme bezeichnet wurden. Den theuren Namen Grieche, der schon in sich den Inbegriff alles Schönen und Guten trägt, soll einmal ein barbarisches Volk getragen haben? Unmöglich! Man kann sich den Schrecken eines bedachtsamen Professors der classischen Archäologie und der realen Fächer der classischen Philologie vorstellen! Als ich einmal einen solchen darauf aufmerksam gemacht habe, dass noch Procop mitten in Albanien den Ortsnamen Graekos kennt, so bekam ich zur Antwort, dass die edlen Hellenen auf ihrer Wanderung nach Griechenland denselben mitten in Illyrien zurückgelassen haben. Solche Leute sind nun einmal mit Blindheit geschlagen! In meiner „Urzeit von Hellas und Italien" habe ich für alle Männer mit normaler geistiger Befähigung den Beweis erbracht, dass der Name Graecus ursprünglich illyrische Stämme bezeichnet hat und erst spät von den Römern auf die Hellenen übertragen wurde. Auch Diefenbach*) spricht sich ähnlich aus und bemerkt, dass Kiepert den Namen Graecus als einheimisch schon bei den illyrischen Bewohnern des nachmaligen Grossgriechenlands vermuthet hat.

Das ist ein recht gescheuter Gedanke des Herrn Kiepert und verdient umsomehr notificirt zu werden, als Herr Kiepert in seinem „Lehrbuch der alten Geographie" recht arm an solchen Gedanken ist!

Was sagt nun Deecke?

Graivaihi Gen, von Graivas der messapischen Inschriften entspricht dem griech. Γραιφος. Die spätere Form Graecus geht nach Deecke auf ein messapisches Adjectiv graivikas zurück. Noch in historischer Zeit kam dieser Name in ursprünglich illyrischen Gebieten vor. In Canusium z. B. ein Graecidius, in Larinum ein D. Graec. D. L. Prax. (Deecke p. 380).

7. Im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, August 1882 habe ich einen Aufsatz „Die Nationalität der Trojaner" publicirt, in dem ich im Gegensatz zu Schliemann (vergl. dessen „Ilios"), welcher in den Trojanern gleich Forbiger Thraker vermuthet, zu beweisen gesucht habe, dass Troja eine dardanische (die Dardaner der Balkanhalbinsel waren Illyrier!) Gründung war, wie denn auch Dardanos der älteste Name in der troischen Genealogie war*). Dass der Name Troja, der auch in Epirus, Messapien und Latium vorkam, illyrischen Ursprungs war, habe ich in meiner „Urzeit von Hellas und Italien" gezeigt. Meine Forschungen fanden durch Deecke's neueste Schrift eine glänzende Bestätigung.

Deecke sagt: Eine Reihe messapischer Familiennamen lässt sich auf den Bei- oder Vornamen „beilas" zurückführen. Da nun Ἴλιος bei Homer zweifellos ein Digamma zeigt, so würde der Name des Stadteponymen Ἴλος genau dem vorausgesetzten messapischen beilas entsprechen. Auch der unterital. Familienname Bilius, gr. Βίλιος, gehört hierher, auch lat. Duilius = Duillius (Βίλλιος). Nicht nur der Name Troja, auch Ilios ist somit illyrischen Ursprungs.

Der messapische Familienname haχtorrihi, Gen. haχtorres, Nom. = Ἕκτόριος bei Deecke l. c. p. 390, Unterital. Hatterius. Der Name Hector ist somit messapischen Ursprungs. Homer hatte daher sehr recht, als er den Dardanos an die Spitze der troischen Genealogie gestellt hat. Deecke sagt: Da wir auch in Epirus die Mythen von Hector heimisch finden, ist dieser Name ein neuer Beweis für die Verwandtschaft des messapisch-illyrischen auch mit dem phrygisch-troischen Stamme. Sie irren, Herr Deecke! Gleich einem Geologen müssen Sie in Troas verschiedene Völkerschichten unterscheiden.

alzanas der messapischen Inschriften stellt Deecke zu den mysisch-troischen Ortsnamen Ἀλαζία, Αλαζονια, Αλαζόνιον bei Strabo XII, 530 ff.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, dass Γραῖκες sich in Troas vorfanden, worauf schon Diefenbach vor Deecke aufmerksam gemacht hat. Diese troischen Graeken waren eben Messapier (Illyrier).

Deecke erwähnt das Ethnicon Γραῖος und den Landschaftsnamen Γραϊκή in Böotien, nun kam aber in Böotien eine Μεσσαπικὸν ὄρος vor. Das ist ja wiederum klar. Messap. Vorname artas vergleicht Deecke mit Αρταίων τεῖχος in Troas.

8. In dem messapischen Vornamen dalmas ist auch der Stamm des Ethnicon Δαλμάται zu suchen.

9. Messap. balakrahiaihi Gen., balakras, Nom. vergleicht u. A. Deecke mit Falacrinum, einem sabinischen Ortsnamen. Natürlich ist Fala-

*) Völkerkunde Osteuropas I, p. 130.

*) Man vergl. meinen Aufsatz „Zur Paläoethnologie Kleinasiens" in Bd. XI dieser Mittheilungen.

crinum nicht sabinischen Ursprungs, sondern japygisch (japuzkum numen = nomen kennt die iguvinische Tafel in diesem Theile des Apennin).

10. Messap. kilahiaihi Gen., kilas Nom. Die Wurzel κιλλ, Nebenform κελ, treiben, emportreiben (daher Hügel, engl. hill, hochgelegene Orte z. B. Κίλλα in Troas). Deecke bemerkt, dass Κιλλαῖος, auch Κίλλαιος, Beiname des Apollo von Killa, dem messap. Adj. Kilahias genau entspricht.

11. Messap. solahiaihi Gen., solas Nom. Deecke vergleicht Σολόεις (lat. Soluntum) in Sicilien, σόλος Kugel, Wurzel sval „schwellen", wozu auch wahrscheinlich lat. solum, solium, solidus.

Dem sicilischen Soluntum entspricht vollständig Saluntum oder Salluntum (vergl. Solius neben Sollius), wovon die Sallentiner Japygiens den Namen hatten, was Deecke übergangen hat (vergl. sallih(i) in den Inschriften).

12. In meiner Arbeit über Italien habe ich vermuthet, dass Valerius ein messapischer Name ist, wie er denn auch in Unteritalien inschriftlich vielfach bezeugt ist.

Messap. vallaidihi Gen., vallaides Nom., geht auf ein messap. Valla zurück. Deecke vergleicht weiter den Stadtnamen φαλεδας in lat. Umschreibung Valentia, Balesium. Von letzterem wäre Valesius oder Valerius gebildet.

13. θeotor ml., wbl. Vorname θotoria, dazu erwähnt Deecke den Vornamen Tutor der albanischen Cloelii. Nun habe ich schon in meiner Arbeit über Italien bereits vor 5 Jahren die Cloelii der illyrischen Urbevölkerung zugewiesen und dann in meiner „Urzeit von Hellas etc.", wie schon früher, gezeigt, dass Alba in Latium eine illyrische Gründung war. Deecke sagt weiter p. 577: die den Messapiern verwandten Stämme der Poediculer, Daunier, Oenotrer, Choner waren einst weit im Süden und Mitte der Apenninenhalbinsel verbreitet. Habe ich das nicht schon vor 5 Jahren gezeigt und Herr Deecke glaubt erst im Jahre 1881 diese Entdeckung gemacht zu haben?

14. Ich habe in meinen beiden erwähnten Schriften, wie ich glaube für jeden Unbefangenen bis zur Evidenz gezeigt, dass in Etrurien eine Reihe Ortsnamen der illyrisch-messapischen Urbevölkerung zugewiesen werden muss. Führt nicht noch heute Toscana, das Land der Tusker, einen illyrischen Namen, der mit Toškënîa, dem Lande der albanesischen Tosken, identisch ist? Erinnert nicht Livorno an die illyrischen Liburner und an die liburnischen (messapischen) Canusiner bei Horaz Sat. 1, 10? Wohnten nicht im benachbarten Umbrien die messapischen Japyger nach den iguvinischen Tafeln, an die sich wohl die illyrischen Veneter im Norden und die Peligner im Süden (ex Illyrio orti Paul. Diac.) anschlossen? Deecke zerbricht sich nun den Kopf, wie es kommt, dass es ganz singuläre Uebereinstimmungen zwischen der messapischen und etruskischen Namengebung gibt. Er findet Analogien, welche auf längere intime Berührung beider Völker hindeuten. Natürlich müssen die Berührungen beider Völker intime gewesen sein, da beide Völker nebeneinander wohnten, die Rasennas (Etrusker) mit den Tuskern (messapischen Urbewohnern). Hätte Herr Deecke sich die Mühe genommen, meine Schriften genau zu studiren, so würde er jetzt nicht so im Finstern herumtappen. Wie anders sollten messapische Personennamen zu den Etruskern gekommen sein? Man vergl. z. B. messap. plator., etrusk. plaθeriś.

15. plazet ml. Vorname, etruskischer Sklavenname plsnθ, illyr.-lat. Plesontei, daneben Placontis (Deecke p. 590). Ich glaube nicht mit Deecke, dass Πλάκων, Πλακία (Tochter des Atreus, Apollod. III, 12, 3) griechische Namen sind. Sie sind vorgriechisch, wie auch die Mythen von Atreus, Agamemnon der vorgriechischen Zeit angehören.

Das waldige Πλάκη in Troas gehört gewiss hierher, ist aber nicht mysisch-tracischen Ursprungs, wie Herr Deecke meint, sondern gehört der dardanischen (illyrischen) Zeit an.

16. Damatar = Demeter. Deecke nimmt eine Entlehnung aus dem tarentinischen Dorisch an. Zugegeben! Ich will hier nur auf das in Japygien gefundene Idol einer Erdgöttin, das ich in Heft 2, XII. Bd. dieser Mittheilungen p. 100 vor Kurzem erwähnt habe, aufmerksam machen. Die Messapier müssen daher auch eine einheimische Demeter gehabt haben, sonst hätten sie ja dieselbe nicht abgebildet (vergl. Deo, Beinamen der Demeter von Eleusis, alban. δέου „Erde").

17. atitaian Familienname, eigentlich Stammname. Ein neues Licht fällt auf diese Weise auf den epirotisch-illyrischen Volksnamen Ἀτιντᾶνες [ähnlich gebildet sind Ἀθαμᾶνες, Αἰνιᾶνες (thessal.)]. Ich habe bei diesen Völkern gezweifelt, ob sie zur illyrischen oder thrakischen Volksgruppe beizuzählen seien. Sie waren aber Illyrier. Sonst noch messap. atiθas, illyr.-lat. Atitto, Gen. Atittonis.

18. Auf die Nationalität der epirotischen Molosser, Chaoner, Thesproter fällt auch ein Licht

aus den massapischen Inschriften. An der illyrischen Abstammung der Epiroten zweifelt zwar kein Vernünftiger, doch die Vernünftigen sind gewöhnlich nicht sehr zahlreich. E. Curtius etymologisirt z. B. epirotische Namen aus dem Griechischen; er findet nämlich Epirus auf Kiepert's Karte von Griechenland; folglich waren die Epiroten Griechen. Da ist jede Belehrung Verschwendung!

Xonetθihi Gen., Xonetθες aus Xoneties verwandt mit Xoneθon (Deecke). Χῶνες am Siris in Unteritalien, Χαῦνοι in Thesprotien. moldas (moldahias, moldahiaihi Gen.) würde nach Deecke griechisch Μόλδος oder Μόλοδος lauten, das dem epirot. Stammnamen Μολοσσός aus Μολοδjός entsprechen würde. Auf diese Weise entfällt aus den messapischen Inschriften so manches Licht auf die ethnologischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel.

19. Auch der Name Macedonia weist in seiner Bildung auf illyrische Provenienz hin. Dem Wechsel in baledonas und baletθihi der messapischen Inschriften entsprechen, wie Deecke treffend bemerkt, die Völkernamen Μακεδών und Μακέτης, wozu der Ländername Μακετία der Bildung nach dem ursprünglichen Xonetias, baletias in den messapischen Inschriften entsprechen würde.

Deecke bemerkt weiter, dass das Griechische nur Feminina auf -αδών, -ηδών kennt. Der Heros Χαλκεδών von der Stadt Chalcedon ist absolut ungriechisch, da die Griechen Colonien nur dort anlegten, wo bereits vordem ein Ort existirt hat. So war es an der Küste Kleinasiens, wo Milet, Ephesus, Kolophon, Smyrna, Halicarnass bereits vor den griechischen Wanderungen existirt haben (ausser Herodot vergleiche man besonders lib. IV des Pausanias). Ebenso war es in Sicilien und Unteritalien, wo die Ortsnamen Taras (Tarent), Kroton, Sibaris, Adria der vorgriechischen Bevölkerung angehören. Wegen des letzteren Ortes habe ich einmal einen unbegründeten Angriff von Seiten des Herrn Kiepert erfahren. Dieser Gelehrte will mich nämlich belehren, dass Dionys von Syrakus in Adria eine Colonie gegründet hat und dass aus diesem Grunde der Ort Adria den Griechen seinen Namen verdankt, nicht aber den Illyriern, wie ich behauptet habe. Dass Dionysius in Adria eine Colonie gegründet hat, wusste ich schon als Gymnasiast, aber über den Ursprung des Namens Adria war ich damals ebenso im Unklaren, wie es Herr Kiepert noch heute ist. Dass Adria lange vor der syrakusanischen Colonie existirt hat, dass es ein uralter Pfahlbau ist, kann Herr Kiepert in dem bekannten Buche „Victor Hehn, Hausthiere und Culturpflanzen in ihrem Uebergang von Asien nach Europa" nachlesen. Jetzt noch ein positiver, Herrn Kiepert schlagender Beweis. Hadria kam als ein illyrischer Ortsname in Illyrien vor und entspricht ungefähr dem heutigen Medvidje an der bosnisch-dalmatinischen Grenze. Hat der Kartograph Kiepert dieses nicht gewusst?

20. Ueber die Nationalität der Macedonier ist man noch immer uneinig. Ich halte die Macedonier für Illyrier, in deren Lande (an der Küste und im Westen) viele Thraker gewohnt haben. Zur macedonischen Landschaft Κριθώτη stellt Deecke messap. Kriθon, Mannsname. Von Personennamen messap. Maes, maced. Μάης.

21. kalator, Gen. kalatoras, Amtsbezeichnung des blatθes auf dem berühmten Heroldstabe von Tarent. Weiter erwähnt Deecke den homerischen Vers Il. XXIV, 577: ἐς δ'ἄγαγον κήρυκα καλήτορα τοῖο γέροντος. Deecke führt an, osk.-lat. das Gentilicium Calatorius, 10 Mal in den l. R. N., auch der Beiname Calatro. Er hält daher Kalator für echt messapisch. Richtig! Dann sind aber auch die oskischen Namen Calatorius und Calatro voroskisch d. h. messapisch.

22. plator, Gen. platoras, messap. Plator, Bruder des Königs Genthius von Illyrien, Plator, macedonischer Statthalter in Oreus (Deecke). Warum schicken die Römer gerade einen C. Plaetorius als Gesandten an König Genthius (Livius 42, 26)? Offenbar weil dieser Plaetorius ein römischer Illyrier gewesen ist!

23. Dodona war ein illyrisches Heiligthum, habe ich behauptet, Dodona war ein echt griechisches Heiligthum, behaupten die classischen Philologen. In einer dodonäischen Inschrift wird ein Δαζουπος zweimal genannt und Deecke erwähnt dazu messap. dazopoes. Das beweist doch, wie ich glaube, hinlänglich, dass in Dodona auch Illyrier gewohnt haben. Classische Archäologen werden Gift speien!

24. Der römische Name Decius ist messapischer Herkunft, wie ich es schon vor 5 Jahren behauptet habe. Man vergleiche, was Deecke darüber 36. Bd., p. 587 sagt.

25. Staboas, Vorname. Messap., unterital. Stabius, Ort Stabiae am Vesuv, Beweis für die einstige Verbreitung der Messapier in Campanien.

26. In seinen allgemeinen Resultaten geht Deecke zu weit. Er nimmt vorerst eine zu nahe Verwandt-

schaft des Messapischen mit dem Altgriechischen an*). Deecke zweifelt nicht, dass die Messapier Illyrier waren und dass als Tochter des Illyrischen sich das Albanesische erhalten hat. In diesem Falle müsste das Albanesische ein griechischer Dialect sein, was doch nicht der Fall ist. Ich bemerke aber, dass allgemein Albanesisch näher zum Griechischen als zu irgend einer indogermanischen Sprache gestellt wird. Wenn Drecke glaubt, dass Gustav Meyer's angekündigte albanesische Grammatik weitere Aufschlüsse bringen wird, so müssen wir unsererseits nach den Erfolgen der griechischen Grammatik (man vergl. die wenig günstigen Urtheile von Johannes Schmidt in der Berliner Literatur-Zeitung, von Leo Meyer in den Göttinger Gel.-A., von Clemm in den von Masius herausgegebenen Jahrbüchern für Philologie und das so ungünstige Urtheil der Grazer philosophischen Facultät) unsere Erwartungen auf das Minimum herabdrücken. Wir stimmen Herrn Deecke dagegen gern bei, dass er die Verwandtschaft der Messapier mit den Nordthessaliern und Macedoniern nachweisen will, müssen aber entschieden widersprechen, dass er auch die Thraker, Dacier und Phryger in diese Völkergruppe aufnehmen will, da wir die eranische Abkunft dieser Völker für ausgemacht halten. Noch sonderbarer ist es, dass er auch die Nordetrusker (Euganeer, Rhätier) zu den Messapiern in Beziehung bringen will.

Wenige Namen beweisen nichts, da sie entlehnt sein oder von messapischen Einwanderern und Sklaven herrühren können. Bei der Nachbarschaft und Völkermischung der Euganeer mit den illyrischen Venetern sind ja illyrisch-messapische Namen bei den Euganeern erklärlich. Auch die Rhätier haben Illyrische Nachbarn (Istrer, Liburner, Japydier) gehabt. Die Beziehungen dieser Völker mögen recht intensiv gewesen sein. Deecke hat z. B. gezeigt, dass selbst in den ältesten messapischen Inschriften die vollendete Annahme des italischen Namensystems anstatt des älteren urindogermanisch-griechischen bewiesen ist. Nicht minder intensiv mögen die Beziehungen der Italiker zu den Etruskern, und dieser zu ihren messapischen Untergebenen gewesen sein. Dass auch im Etruskischen sich zahlreiche Entlehnungen aus dem Italischen vorfinden (deshalb die Annahme einer italischen Abstammung der Etrusker!) ist nur zu wahrscheinlich. Ja man könnte sogar annehmen, dass Italiker und Etrusker nördlich von den Alpen einst nebeneinander gewohnt haben. Ich weiss nicht, ob ich der Erste bin, der die Erbauung der österreichischen Pfahlbauten den Italikern zugeschrieben hat (vergl. meinen Aufsatz „Die Nationalität der österreichischen Pfahlbautenbewohner" in der Zeitschrift „Kosmos" 1881), da, wie ich soeben aus dem Referat des Herrn Senoner über die italienische Paläoethnologie auf dem internationalen Geographen-Congress in Venedig in dem letzten Hefte dieser Mittheilungen, p. 103 ersehen habe, die Herren Chierici und Pigorini, die vortrefflichen Kenner der italienischen Pfahlbauten und Terremare, den Italikern die Erbauung nicht nur der österreichischen, sondern auch schweizerischen Pfahlbauten zuschreiben. Die Italiker waren dolichocephal, desgleichen die österreichischen Pfahlbautenbewohner (Funde im Laibacher Moor!). Die schweizerischen Pfahlbauten haben gleichfalls ein dolichocephales Volk beherbergt. Prof. His wollte drei Typen von Dolichocephalen unterscheiden (Sion-Typus, Hohlberg-Typus und Bel-Air-Typus). Dort traten diese Dolichocephalen mit einem brachycephalen Volke (Dissentis-Typus des Prof. His) in Berührung, in welchem ich kein anderes Volk als die brachycephalen Etrusker vermuthen kann.

Italiker und Etrusker müssen also nördlich von den Alpen mit einander in Berührung gekommen sein.

Die Etrusker sammt den Rhätiern und Euganeern und anderen in Kelten und Germanen aufgegangenen Stämmen mögen Jahrhunderte lang nördlich von der Schweiz in den Donau-, Neckar- und Main-Thälern gewohnt haben. Von welchem Volke rührt z. B. der berühmte Fund auf dem Ludwigsburger Fürstenhügel in Württemberg her? Er ist gewiss vorkeltisch und ist beeinflusst auf der einen Seite von umbrischer, auf der anderen von orientalischer Cultur, die vom Aegäischen Meere längs der Donau nach dem Centrum Deutschlands ihren Weg nahm.

Noch interessanter ist die Frage, welchem Volke die Funde in Thüringen angehört haben, die so auffallend mit ägyptischen, vorderasiatischen und altkyprischen übereinstimmen. (Man vergl. die Forschungen des Herrn Prof. Klopfleisch im Correspondenzblatt f. Anthrop. 1881, p. 139.) Ich habe an einer anderen Stelle (vergl. meinen Aufsatz „Das Alter der Pfahlbauten" im „Kosmos" 1882, Augustheft) ge

*) Auch Fick hat das Macedonische dem Altgriechischen zu nahe gestellt!

zeigt, dass dieser Cultureinfluss über die Balkanhalbinsel und Ungarn seinen Weg nahm, und bereits um das XIV.—XII. Jahrhundert v. Chr. die Pfahlbauten in den Alpenländern und Mitteldeutschland erreicht hat. Die sonderbaren Anklänge alt-etruskischer Kunst an ägyptische und vorderasiatische Vorbilder wären auf diese Weise erklärt. Herr Gustav Meyer, welcher von all diesen Studien keine Ahnung hatte und in Corssen von ägyptischem Einfluss auf die Kunst der Etrusker gelesen hat, vermuthet gleich, dass die Etrusker aus dem Orient gekommen sind. Uebrigens habe ich dieses unwissenschaftliche Gerede des Herrn Meyer in diesen Mittheilungen, p. 97 unlängst gehörig castigirt. Hoffentlich wird Herr Gustav Meyer das prähistorische Gebiet erst dann wieder betreten, wenn er sich gründlichere Kenntnisse gesammelt haben wird, und — dazu bedarf es langer Zeit.

Ueber die vorerwähnten vorkeltischen Ureinwohner Deutschlands behalte ich mir vor, an einem anderen Orte ausführlicher zu sprechen.

II.

Die vorhergehenden Abschnitte waren bereits an das Secretariat abgesandt, als mir Cuno's neueste Arbeit „Etruskische Studien", im 8.—9. Heft der neuen Jahrbücher für Philologie von 1882 zukam, in welcher ich neues Material für meine These finde, dass in Mittelitalien noch in historischer Zeit messapische (illyrische) Namen sich erhalten haben, die natürlich später ein römisches Gepräge erhalten haben.

Ich bemerke im Voraus, dass ich, wie ich schon früher in diesen „Mittheilungen" auseinandergesetzt habe, mit der Methode des Herrn Prof. Cuno ganz und gar nicht einverstanden bin, dass ferner Cuno ganz etwas Anderes beweisen will und gegen seinen Willen für meine Pelasger-Theorie arbeitet, wovon folgende Beispiele:

27. Der römische Gentilname Petilius oder Petillius (ein Petilius Consul des Jahres 578 d. st. Liv. XLI, 18) ist ein messapischer. Das beweist der messapische Ort Petelia (Πετηλια), Petilia (der Inschriften) bei Kroton. Wenn Livius einen lucus petelinus in der unmittelbaren Nähe Rom's erwähnt, so bemerkt Cuno mit Recht, dass dort auch ein Ort Petelia existirt haben muss.

28. Wenn der Ort Cosa bei Thurii und in Etrurien bei Vulci genannt wird, und wenn Livius XXVII, 15, 1 Vulcientes in Lucanien nennt, so beweist dies nicht, wie Cuno meint, dass in Messapien Etrusker gesessen haben, sondern umgekehrt, dass in Etrurien die Etrusker auf eine messapische Urbevölkerung gestossen sind.

29. Wir haben zu wiederholten Malen den Nachweis zu führen gesucht, dass Rom eine vorsabinische Gründung war und auch den Messapiern zugeschrieben werden kann. (Ausführliches darüber in meiner „Urzeit von Hellas und Italien, Braunschweig 1881, Vieweg".) Uralt ist Aenea, der ältere Name des Janiculus (dieser Name ist dagegen sabinisch!) bei Dionysius I, 73, der gewiss der Urbevölkerung angehört. Woher ferner der Name Capitolium? Zunächst erinnert dieser Name an Capitulum im Lande der Herniker, hierauf, wie Cuno diesmal richtig bemerkt, an die Capitina civitas in Sicilien (Cicero in Verrem III, 103) und an Capitium (Καπίτιον bei Enna) in Sicilien (Ptolemäus III, 4, 2). An der messapisch-illyrischen Abstammung der Sikeler zweifelt aber kein Mensch. Der Name „Capitol" gehört somit dem Sprachschatz der Messapier an. Bei Pozega (Militärgrenze) kommt ein Ort Kaptol vor. Ich vermuthe, dass hier ein illyrischer Ortsname fortlebt. Der Ort ist eine alte Ansiedlungsstätte, denn dort wurden vorhistorische Gegenstände gefunden. (Vergl. Vjestnik 1881, p. 122.)

30. Ich kann nur billigen, wenn Cuno den Namen Rhegion nicht vom griechischen ῥηγνύναι ableitet und als „Spalt" oder „Bruchsal" wie E. Curtires deutet, da Rhegion gewiss bereits vor dem Erscheinen der Hellenen in Unteritalien existirt hat. Er findet, ohne die Bedeutung des Schlusses zu ahnen, den in Rhegion erscheinenden Stamm in dem Namen des Sees Regillus in Latium, sowie in dem Namen der sabinischen Stadt Regillum wieder. Ein neuer Beweis, dass messapische Ortsnamen in Latium und im Sabinerlande existirt haben.

31. Cameria war eine Stadt der Prisci Latini (Urbevölkerung Latiums). Camesis war mit Janus ein König in der Urzeit (Macrobius I, 7). Ich habe schon lange vor Cuno Cameria mit dem sicilischen Orte Camarina verglichen. Cuno erwähnt ferner die umbrischen Camertes, die Landschaft Camesene in Latium und Casmenae in Sicilien.

32. Zum pelasgischen Caere in Etrurien könnte man vielleicht Cerilli (Κήριλλος bei Strabo) stellen. Ob aber in denselben die Wurzel „caer" „facere" enthalten ist, wie Cuno meint, wollen wir dahingestellt sein lassen.

33. Cuno nimmt an, dass der Name Volsci gleichen Stammes ist mit Volsinii. Dass dieser Name illyrisch ist, beweist die Römerstation zu Monte Bulsinio (jetzt Dorf Volice und Bach Voljesnica in Bosnien. Hoernes l. c. p. 937. (Monte Vulsi des Geogr. Rav.) Beide Namen sind voretrurisch und vorsabinisch. Auch Velsuna, Velsina (Bononia) zieht er hierher. Damit ist aber bei weitem nicht der etrurische Charakter des Namens Velsina erwiesen. Velsina gehört den Sikulern an. Es ist merkwürdig, dass ein Fachgenosse, der sich viel mit Albanesischem beschäftigt hat und der aus gewissen Gründen hier keine Erwähnung verdient, mir einmal eine ganz plausible Erklärung des Namens Velsina aus dem Albanesischen gezeigt hat.

34. Auf den Zusammenhang des Namens Ilios mit Vilius (Βείλος) habe ich bereits hingewiesen. Woher der Name des römischen Stadttheils Velia? Aenea (Janiculus), Capitolium und — Velia, drei vorsabinische Namen auf römischem Stadtgebiete! Cuno, der den Zusammenhang nicht ahnt, vergleicht noch römisch Velabrum, volskisch Velitrae und etruskisch Velatri (Volaterrae) und glaubt auf diese Weise den etruskischen Ursprung des Ortes nachgewiesen zu haben, während die Heimat dieses Namens eben bei den Messapiern zu suchen ist.

35. Esquilliae, collis Esquillinus vergleicht Cuno mit dem Namen des römischen Patriciergeschlechts Aquilii (gr. Ἀχύλλιος). In meiner „Urzeit von Hellas und Italien“ habe ich die Beweise beigebracht, warum ich das Geschlecht der Aquilii den Messapiern zuweise. Cuno vergleicht auch den sicilischen Ort Agyrion und das etruskische Agylla. Somit wäre auch der Beweis erbracht, dass Agylla voretrurisch ist, was ich auch schon aus andern Gründen in meiner „Urzeit von Hellas etc.“ behauptet habe. Bekanntlich wurde Agylla eine pelasgische Stadt genannt. Wenn Aquilius in den Consularfasten Tuscus benamt wird, so ist es nicht der Rasenna (Etrusker), sondern Illyrier (modern, aber auch uralt Toske oder Südalbanese). Also gab es doch Illyrier in Etrurien? Den nun folgenden Beweis wolle man besonders beachten! Einer der bekanntesten illyrischen Stämme waren die Dardaner!*) Servius zu Aeneis I, 380 sagt: patriam, hoc est Corythum, Tusciae civitatem, unde Dardanus fuit. Der dardanische Name ist somit für Etrurien bezeugt.

Neben Dardanus nennt Vergil III, 167 den Jasius. Dass in diesem Namen dieselbe Wurzel wie in Jason enthalten ist, liegt auf der Hand. Woher der Name der Stadt Troilum in Etrurien und der Personenname Troas in der epirotischen Fürstenfamilie? Warum ist wiederum Ilion (Troja) von Dardanos gegründet? Ich glaube, dass die Gründe hierfür jedem denkenden Kopf klar einleuchten werden. Einige classische Archäologen, welche nicht zu denken pflegen, werden den Zusammenhang allerdings nicht verstehen.

36. Die topographische Nomenclatur Südetruriens stimmt mit derjenigen Latiums, des Volsker- und Sabinerlandes, auffallend überein. Cuno führt an zwei Artena in Etrurien und eins im Volskerlande, Feronia in Etrurien und bei Anxur, Fregellae in Etrurien und im Volskerlande, Sena und Veij in Etrurien und Umbrien, Falerii in Etrurien, Falarium in Umbrien, Ferentinum in Etrurien, im Hernikerland und in Apulien.

37. Zu Himella im Sabinerlande stellt Cuno mit Recht den sicilischen Fluss- und Stadtnamen Himera.

Hat sich also aus diesen Zusammenstellungen ergeben, dass es in Mittel- und Unter-Italien etruskische Orts- und Personennamen gegeben hat? Nein! Das Resultat ist eben, dass bekannte messapische (illyrische) Orts- und Personennamen in Etrurien und besonders im südlichen Theile dieser Landschaft vorkommen, oder mit andern Worten, dass die Rasennas eine illyrische Bevölkerung vorgefunden und unterjocht haben, welche die bekannten illyrischen Namen Tusci (Tosken), Tyrrheni (so hiessen auch die messapischen Bruttier, gr. Βρέττιοι) und Dardani geführt haben, wie noch heute dieses Land den Namen der Tosken (Toscana) führt und in der bedeutenden Stadt Livorno an den bekannten Stamm der illyrischen Liburner erinnert.

Cuno hat in seinem früheren Werke „Die Vorgeschichte Roms“ eine Pelasger-Theorie aufgestellt, die ich in diesen „Mittheilungen“ und anderen Ortes entschieden habe bekämpfen müssen. Er machte dort Ligurer, Etrusker, Euganeer und, wie es scheint, die Kelten zu Pelasgern. Eine

*) Hahn leitet den Namen von albanes. „darda“ die Birne, da die wilde Birne dort sehr verbreitet ist. Der Ort Dardagani bei Miletković trägt noch den Namen der alten Bewohner des Landes. (Hoernes, Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss. 1881.)

solche Theorie konnte eigentlich nicht einmal ernst genommen werden. Fünf Jahre später (1882) hat Cuno noch einmal eine Pelasger-Theorie aufgestellt, die trotz vielfacher Fehler diesmal ernst genommen werden kann und muss.

Er sagt: In Italien werden drei Gruppen mehr oder weniger oft Pelasger genannt: Illyrier, Ligurer, Etrusker. Die Nachkommen der einst (vielleicht doch zum Theil über das adriatische und jonische Meer) in die italische Halbinsel eingewanderten Illyrier werden auch Thessaler genannt, denn so hiessen ursprünglich die Bewohner von Epeiros, von ihnen erst erhielt Haimonia seine historische Benennung.

Nirgends findet sich der geringste Beweis, dass irgend ein Schriftsteller des Alterthums die Ligurer für einen pelasgischen Stamm erklärt hat. Die Ligurer wollen wir daher ganz auflassen. Was der Verfasser für den pelasgischen Charakter der Etrusker vorbringt, beweist zur Evidenz, dass Illyro-Pelasger vor der Einwanderung der Rasennas im Arnolande gesessen haben, was ich schon vor Cuno definitiv nachgewiesen habe. Es bleiben also als Pelasger nach Cuno nur — die Illyrier übrig.

Nur die Illyrier waren Pelasger. Den Beweis hierfür kann ich entschieden behaupten, für jeden logisch denkenden Forscher in meiner „Urzeit von Hellas und Italien“ erbracht zu haben.

Schon in meiner „prähistorischen Ethnologie Italiens, Wien 1877“ habe ich die Verbreitung der Illyrier sowohl im adriatischen wie im tyrrhenischen Küstenlande bis zur Evidenz nachgewiesen. Wie kann daher Cuno sagen: es ist anderen Orts (Vorgeschichte Roms, Leipzig 1878) auf ein illyrisches Bevölkerungselement im adriatischen Küstenlande der italischen Halbinsel hingewiesen, wahrscheinlich war dieser Stamm durch die Gallier von Norden nach Süden gedrängt worden; die Alten aber stellen sich vor, dass in vorhistorischer Zeit eine Einwanderung über das jonische Meer stattgefunden habe, was um so natürlicher war, als in historischer Zeit der Zusammenhang dieses illyrischen Elementes im Süden des Garganus mit den Venetern durch das Vordringen der Etrusker, der Kelten, später durch römische Colonien unterbrochen war. Wie kann Cuno auf illyrische Stämme an der adriatischen Küste hinweisen, nachdem ich vor ihm den definitiven Beweis hierfür erbracht habe? An einer anderen Stelle sagt Cuno: Mit dem hier Pelasger genannten (nämlich von Hellanikus) Volke sind also Illyrier gemeint; man hatte Illyrier zu beiden Seiten der Adria erkannt. Habe ich das nicht lange vor Cuno nachgewiesen?

An einer anderen Stelle sagt er wiederum: Dieses Alles drängt die Ueberzeugung auf, dass in der Nordwestecke Siciliens noch zu des Thucydides Zeit Reste eines illyrischen Stammes sassen, der einst einen grossen Theil der Insel bewohnt haben mag.

Ist das nicht schon längst von mir nachgewiesen? Der Erste übrigens, welcher in Sicilien Illyrier erkannt hat, war Herr Virchow (1874). Deecke und Cuno sind beide bereits auf dem richtigen Wege, um — Dinge zu beweisen, die ich eben schon längst bewiesen habe.

Die Verhandlungen

der

Anthropologischen und Archäologischen Section

auf dem

zweiten Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher

in Prag

am 26. bis 29. Mai 1882.

Aufzeichnung von BŘETISLAV JELÍNEK.

Auf den Congressen der böhmischen Aerzte und Naturforscher wurde die vorhistorische Anthropologie und Archäologie als ein Zweig der gesammten naturhistorischen Wissenschaft in einer selbstständigen Section verhandelt.

Auf dem Ersten Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher im Jahre 1880 zu Prag wies die anthropologische Section nichts Bedeutendes auf; es galt damals vielmehr eine Uebersicht der einheimischen Anthropologen und Archäologen zu gewinnen und sich gegenseitig kennen zu lernen. Deren Zahl war jedoch eine überraschend geringe, denn es fanden sich da von Fachmännern und Freunden der Prähistorie nicht mehr als zwölf . . . . Allein es scheint, dass eben dieses schwache Interesse seitens des weitern Publicums die Fachmänner zur Energie antrieb, was sie am Zweiten am selben Orte (in Prag 1882) stattgefundenen Congresse der böhmischen Aerzte und Naturforscher durch ihre rege Betheiligung an den Tag legten.

Die allseitigen Vorbereitungen, welche die einzelnen Sections-Comité's zu diesem Behufe getroffen haben, boten auch den einheimischen Anthropologen Gelegenheit, ihr Wissen zu entfalten, und obzwar man mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, erreichte man doch einen Erfolg, der sachlich sehr viel geboten hat.

Der erste Erfolg war gleich bei der Ausstellung (unter der Leitung des Ausschussmitgliedes Herrn Dr. Stefan Berger) sichtbar. Es war da aus Böhmen-Mähren die ganze Prähistorie vom Diluvium an bis in die geschichtliche Zeit durch nahezu 6000 Stück repräsentirt. Namentlich verdienen angeführt zu werden:

Herr M. H. Dr. Heinrich Wankel (Blansko in Mähren). Ausgrabungen aus der Slouper Höhle aus der Diluvial- und Alluvialzeit. Unter vielen Gegenständen, welche insgesammt überraschendes Material für die Anthropologie darboten, wurden vorzugsweise bewundert: Mammuthknochen mit eingehauenen Splittern von Steinwerkzeugen, die beim Zerschlagen der Knochen darin stecken blieben, von Menschen geschnitzte und bearbeitete Knochen des Mammuth, Rhinoceros, Bein- und Steinwerkzeuge, geschnitzte Rhinoceroszähne aus der Slouper Höhle, Steinwerkzeuge, Messer, Pfriemen, Nadeln, Pfeilspitzen mit einer grossen Menge von Beinwerkzeugen, geschnitztem Rennthierhorn aus der Höhle Pekárna in Mähren. Ein eisernes Messer, durch Rost an einen Rennthierknochen fest in Travertin eingewachsen. Ferner aus der Býčí Skálahöhle der schon bekannte broncene Stier (Býk*) und ein trepanirter Mädchenschädel, ebenfalls aus der vorgeschichtlichen Zeit herrührend und daselbst (Býčí Skála) aufgefunden; ferner pathologische vorhistorische Knochen von Höhlenthieren, die Abgüsse von dem Neutitscheiner menschlichen Unterkieferfragment und einen Mahlzahn des Zwergmammuth u. dgl.

Herr Prof. Carl Maška (Neutitschein in Mähren). Ausgrabungen aus den Stramberger Höhlen, bestehend aus den höchst interessanten Höhlenfunden bei Stramberg, Steinwerkzeuge, Knocheninstrumente, bearbeitete Rhinocerosknochen.

Herr J. U. Dr. Stefan Berger (Prag). Repräsentanten (aus seinen reichen Sammlungen) von Hradišt bei Stradonic, Hradišt Šárka, Paseka bei Písek, den Brand- und Leichengräbern von Vokovic und anderen vielen Funden. Alles übersichtlich geordnet.

---

*) Siehe Dr. Heinr. Wankel: der Bronce-Stier aus der Býčí Skálahöhle in Mittheil. d. Anthrop. Ges. Wien 1877.

Herr Čeněk Ryzner (Roztoky). Funde von Řivnáč*) und Ausgrabungen aus den Skeletgräbern von Unětic (Hocker).

Herr Ludwig Schneider (Jičín). Ausgrabungen aus den Skeletgräbern bei Neu-Bydžov.

Ein sehr interessantes Gefäss, vollkommen erhalten und von ungewöhnlicher Grösse stellte Herr Kořenský (Smichov) aus; es wurde in der Nähe Prag's gefunden. Es gehört zu jener Gattung Gefässe von becherförmiger Gestalt, die aus gelblichem feinen Thon gearbeitet sind, mit rothem Lacküberzug und ringsherum laufenden, punktirten Ornamenten, man schrieb sie der älteren Steinzeit zu. Bekannt sind solche Gefässe von vielen Orten Europa's. Das Prager Museum besitzt zwei von Kralup, einige wenige befinden sich in Mainz und Kiel, eine reiche Collection besitzt Dr. Wankel in Blansko von Branovic in Mähren und Scherben dieser Gattung, aus gleichem Material und mit gleicher Ornamentik, hat Baron Andrian in den Höhlen von Sicilien gefunden.

Herr Georg Graf Waldstein. Einen Theil des Duxer Massafundes.

Herr Břetislav Jelínek (Prag). Viele, bis in's Detail ausgeführte Diagramme des Plešivecberges und seiner Umgebung, welche bildlich die ehemaligen Wohnsitze, Burgwälle, Grabfelder und das Heiligthum fasslich wiedergaben, durch mehrere daselbst ausgegrabene und aufgefundene Gegenstände, theils durch Originale, theils durch Zeichnungen erörtert, welche insgesammt von den ältesten Zeiten der Stein- und Bronzecultur bis zum Verfalle des Heidenthumes in Böhmen eine Reihe von Jahrhunderten in sich schliessen.

Herr Godfried Ossowski (Krakau) eine grosse Anzahl photographischer Abbildungen der Fundobjecte aus den Krakauer Höhlen, welche derselbe untersuchte. Besonders haben die phantastischen Knochenschnitzereien, die zu Hunderten dort gefunden sein sollen, die grosse Aufmerksamkeit der Fachmänner erregt. Herr Ossowski demonstrirte dieselben im Originale bei seinem Vortrag.

Ausser diesen Vorgenannten betheiligten sich noch an der Ausstellung die Herren: Erwin Graf Schönborn, Klemens Čermak und Josef Kuthan (aus Čáslav), Ferdinand Perner (Elbeteinic) u. a. m. mit verschiedenen werthvollen Gegenständen **). Alles in systematischer Folge geordnet.

*) Hier, sowie auch bei Šarka und Vokovic erregte besonders die auffallende Aehnlichkeit vieler Fundobjecte mit jenen aus den italienischen Terramaren berechtigtes Aufsehen.

**) Siehe Památky Archaeologické. D. XII. S. 95—96

Die feierliche Eröffnung des Congresses fand am 27. Mai um 10 Uhr Vormittags im Saale der Sofieninsel statt, worauf um 12 Uhr die Besichtigung der Ausstellung in den Wintersälen der Prager Bürgerressource erfolgte.

Nachmittags um 2 Uhr versammelten sich die Theilnehmer der anthropologisch-archäologischen Section in den ihnen zugewiesenen Räumlichkeiten des böhmischen Polytechnikums, woselbst die einzelnen Vorträge stattfinden sollten. Nachdem der Geschäftsleiter Herr Prof. Josef Smolík in einer kurzgefassten Empfangsrede die versammelten Theilnehmer begrüsst hatte, wurde über Antrag desselben Herr M. Dr. Izydor Kopernicki, Universitätsdocent aus Krakau, per acclamationem zum Vorsitzenden für die ganze Dauer des Congresses erwählt. Dr. Kopernicki nahm dankend mit einer kurzen Anrede an die Versammlung seinen Platz ein und ertheilte nach der schon bestimmten Reihenfolge dem Vortragenden das Wort.

Herr **Břetislav Jelínek:**

Ueber den Plešivec (bei Jinec) und seine nächste Umgebung in der vorgeschichtlichen Zeit.

Hochgeehrte Versammlung! Bereits im Jahre 1876 lenkte ich in den Památky Archaeologické (T. X. p. 691) die Aufmerksamkeit auf die Wallburg des Berges Plešivec und seine Ortsbenennungen, dessen steinerne Wälle früheren Achäologen Anlass zu verschiedenen Muthmassungen über seine Urbevölkerung gegeben haben. Heute kehre ich zu demselben wieder zurück, denn nach weiteren Forschungen, welche ich in den endlosen Waldungen dieses denkwürdigen Berges vorgenommen habe, machte ich die Entdeckung, dass in den schattigen Forsten des Plešivec ein wichtiger Theil des grossen Ganzen unserer Wissenschaft verborgen sei, indem uns hier eine örtliche Uebersicht eines — wie ich vermuthe — ungestörten Entwicklungsganges aus der vorgeschichtlichen Vergangenheit bis auf die historische Zeit geboten wird — inclusive der ganzen nächsten Umgebung.

Alle vorgeschichtlichen Denkmäler, welche sich auf dem Plešivecer Berge und seinem Fusse vorfinden, lassen sich in fünf Hauptgruppen theilen, und zwar in: 1. Die Wallburg, 2. Běštín (Dorf) sammt den untergegangenen Wohnstätten und der Mořina (Todtenstätte), 3. Běřín (Dorf), 4. Die Waldflur „Nad Rejkovici" und 5. Rejkovice (Dorf). Die Lage aller dieser Gruppen beträgt insgesammt: in der Länge 3800 M., in der

Breite 2280 M., und schliesst eine Fläche von nicht weniger denn 600 Hektars ein.

Was die Wallburg anbelangt, besteht dieselbe aus *A.* der Burg (Hauptburg, urbs-hrad), *B.* aus der Vorburg (suburbium-předhradí) und *C.* aus der sogenannten Zahrada (Verschanzung, munitio, munimentum). Alles das schliesst bei einem Umfange von 3062 M. eine Fläche von 63 Hektaren ein, von denen auf die Burg fast 17 Hektare, auf die Vorburg 46 Hektare und auf die Zahrada nur $3^1/_2$ Are entfallen. — Die Wälle tragen an sich Merkmale einer regelmässigen Bauart: nach Aussen höher (1—2 M.), nach Innen niedriger ($^1/_2$—1 M.), das Gemäuer nach Aussen hin wie von aufgeschlichtetem Gestein gemauert. Solches Gemäuer ohne Kalk und Mörtel (slavisch Suché zdi, d. i. Trockene Mauern) finden wir z. B. auf dem Hradiště bei Žďar, am Hradec, auf dem Gradišče oberhalb des Lukaner Baches in Krain und anderwärts vor*). Was diese Art von Mauerwerk betrifft, bildet es in Böhmen gar keine Seltenheit, denn wir finden und sehen solche noch im Mittelalter (wie z. B. auf der Ritterburg Valdek bei Jinec), ja selbst bis auf unsere Tage bedient man sich solcher Mauern bei Umzäunungen von Gärten und bei Böschungen.

Was die Ausrüstung oder Befestigung dieser Wälle durch Pallisaden und Holzwerk betrifft, fand ich auch hier Aehnliches wie auf dem gegenüberliegenden Burgwalle am Hradec, d. i. merkliche Spuren von Pfählen, die einst in die Wälle eingeschlagen oder eingemauert waren, so dass man bis heutzutage hie und da die Löcher deutlich bemerkt**).

In den Wällen befinden sich ursprünglich zwei Haupteinfahrtsthore, eines in die Vorburg, das andere in die Hauptburg, dieses ähnelt in seiner Anlage anderen schon anderwärts bekannten, wie z. B. der Wallburgen am Žďar, Březina und Katovic. Bedeutender als diese ist die Einfahrt bei den sogenannten „Stará vrata“ oder „ve Vratech“ (in portis; zum Thor), welche sonst der gesammten Wallburg zum Haupteingang diente. Die hierortige Befestigung ist aussergewöhnlich hergestellt, sie besteht aus drei terrassenartigen Wällen, die sich an ihren beiden Eckseiten auf zwei Felsblöcke anlehnen. — Ausser diesen Einfahrten befinden sich hier noch zwei andere Eingänge, nämlich der eine bei den sogenannten „Malá vrata“ (Kleines Thor), und der andere bei den „Nová vrata“ (Neues Thor), welche zweifelsohne zu kleinen Seiteneingängen (aditus, exitus, introitus) gedient haben mochten, da man bei ihnen keine besonderen Befestigungen wahrnimmt.

Von Wichtigkeit ist die Benennung „Vrata“ (Thor), denn in derselben erkennen wir die Bedeutung der schon aus dem allgemeinen Gebrauche fast verschwundenen Benennung des Thores, heutzutage „Brana“ genannt — sonst bei uns und im Slavischen überhaupt „Vrata“ gebräuchlich. Diese Benennung finden wir in Böhmen nur noch bei den Bauernhöfen oder bei alten Bauten, wie z. B. auf dem Hradiště am Kotýs, am Dřevíč, auf dem Gradišče zu Turnau in Krain u. a. m. Ja noch mehr, dieser Name erscheint uns noch aus den römischen Zeiten — wie Katančić und nach ihm Venelin nachweisen*) und zwar auf der Wiener goldenen Tafel, wo es heisst:

„Vrata Ivazka“ (Porta Juliana). — Von nicht geringerer Bedeutung ist auch die Ortsbenennung der Waldflur „Na Sklepech“. Auch dieses deutet auf eine ehemalige Wohnstätte (altböhm. sklep = Hütte, celle) hin.

An archäologischen Funden ist diese Wallburg verhältnissmässig sehr arm; es finden sich am meisten blos Scherben von Gefässen aus rohem, sowie auch aus feinem Material gearbeitet, aus Graphit, reich und einfach verziert vor. Aus allen kann man wohl aber auf deren Dauer von der ältesten bis auf die jüngste Zeit schliessen. Von Bedeutung ist vor Allem der im Jahre 1872 gemachte Massafund in den sogenannten „Stará vrata“, der aus einem bronzenen Kessel, gefüllt mit verschiedenen Gegenständen ebenfalls aus Bronze, wie Ringen, Lanzenspitzen, Paalstäben u. a. bestand, auch ein bronzenes Schwert soll mit gefunden worden sein. Nachfunde von hier aus den Jahren 1878 und 1879 weisen noch zwei Lanzenspitzen und einen Paalstab auf. — Der zweite Massenfund wurde im Jahre 1878 ausserhalb der Wallburg gemacht, u. z. in der Nähe der sogenannten „Malá vrata“. Hier fand man ausser einer Menge von Bronze-Rohguss viele Ringe, Armbänder, Lanzenspitzen, einen Paalstab, eine überaus schöne, 95 Cm. lange (jedoch dreimal gebogene) Bronzenadel, ein Stechwerkzeug, einen kugelförmigen Reibstein und einen eisernen Gegenstand, einem Schwerte ähnlich,

*) Vergl. Vogel's Pravěk, S. 104. Alfons Müller, Emona, S. 230.

**) Vergl. Pam. Arch. XI, S. 111.

*) Siehe Katančić, Istri Accolar. Geograf. Vetus T. I, p. 467, und J. Venelin, Istor. Kryt. Izyskanie T. I, p. 14.

mit goldbeschlagener Handhabe, der aber leider des Edelmetalles wegen verloren ging*). Von einzelnen hie und da gefundenen Gegenständen verdienen noch erwähnt zu werden: eine bronzene Dolchklinge, ein zerbrochener Mahlstein und Bruchstücke von Eisen.

Nachträglich muss ich hier noch der Sage dieser Wallburg erwähnen. Das hiesige Landvolk erzählt nämlich, dass hier einst eine Stadt (Hrad, město) gestanden, welche unter der Herrschaft der „drei Prokope", die sich während eines unglücklichen Krieges sammt ihren Unterthanen hierher geflüchtet hatten, erstürmt und verwüstet worden sein soll; seit der Zeit liege sie in Ruinen. — —

Nunmehr wende ich mich zu den untergegangenen Wohnstätten. Ihre bedeutendsten Gruppen liegen zu beiden Ufern des Baches Řeřicha, vom Fusse des Plešivec bis nach Běřín. Ihr Gros misst in der Länge 1300, in der Breite 900 M. und schliesst einen Flächeninhalt von 60 Hektaren ein. Auf dieser Fläche befinden sich viele verschiedenartig laufende Wälle, regelmässige, zumeist viereckige Steinhaufen von 5—6 M. Breite und ungleicher Länge. Die Wälle begegnen und kreuzen sich in verschiedenen Figuren, häufig bis 200 M. lang; oft bleiben sie offen oder verlieren sich im Bache, in neueren Furchen u. s. w. und ziehen sich von da bis nach Běštín, mit welchem Dorfe sie ein Ganzes zu bilden scheinen. Auch ihre Anlagen gleichen insgesammt den heutigen hier noch (in Běštín, Běřín und Rejkovic) üblichen Dorfanlagen: einzeln stehende Hütten und Häuser inmitten von halbumzäumten Gärten, Wiesen und Feldern. Daraus schliesse ich, dass sich diese Ansiedlung einst auf den ganzen südlichen Fuss des Plešivec erstreckte und die heutigen Ortschaften Běřín und Rejkovic mit Běštín in Verbindung gestanden haben mochten. — Ausser Gefässscherben werden hier auch steinere Keile, gebohrte Hämmer, sowie andere Gegenstände vorgefunden, hauptsächlich Bruchstücke von Eisen kommen häufig vor.

Verschiedenartig zerrissen ziehen sich von hier aus die nicht hohen Wälle weiter gegen Běřín, wo sie aber durch Waldlichtungen und Feldanlagen sehr viel gelitten haben. Nur grosse Steinhaufen erinnern nunmehr an ihr einstiges Dasein. — Běřín gewann in der Anthropologie durch seinen Massenfund vom Jahre 1825 an Bedeutung, welcher unter dem Namen „Jinecer Bronze" bekannt ist*).

Aehnlich zerstörte Wallbauten wie im Běříner Walde findet man auch in der Richtung gegen Rejkovic. Erst in der Waldflur „Nad Rejkovici" (d. i. oberhalb der Rejkovicer) treffen wir einen kleinen geschlossenen Wallbau an, welcher von niedrigen steinernen Wällen ganz umsäumt ist. Von unregelmässiger Anlage, misst er in der Länge 80 M. und ebensoviel in der Breite, und schliesst einen Flächenraum von 46 Are ein. Von da nordwärts, in einer Entfernung von 264 M., befindet sich wohl das sehenswürdigste und zugleich bedeutendste Monument der hiesigen vorgeschichtlichen Baudenkmäler. Es ist ein regelmässiges, von einem steinernen, 1·5 M. hohen und 2 M. breiten Walle eingeschlossenes Rondel, von der Westseite mit einem 7 M. langen und 3 M. breiten Gange versehen. Im ganzen Baue kann man die regelrechte Bauart der mörtellosen Mauern ganz gut ersehen. Das ganze Rondel hat 17·7 Meter im Durchmesser und nimmt eine Fläche von 1 Are ein. Dem Gange gegenüber (also gegen Osten) näher zu dem Walle sieht man eine viereckige Säule in der Form eines Altars frei aus der Erde emporragen, dessen Untertheil aus keilförmigen, 70 Ctm. hohen Steinen zusammengestellt ist, so dass diese oben eine platte Fläche bilden. Den Obertheil darüber bilden einige Lagen von grossen Steinen, mittelst welchen er eine Höhe von 1·2 M. erreicht. Wenn wir das Ganze näher betrachten, so werden wir uns nicht verhehlen, dass dieser Bau den Anschein eines Heiligthums hat; übrigens müssen solche in unserem Vaterlande aufzufinden sein, da nach alten Nachrichten unsere heidnischen Vorfahren in solchen offenen Stätten, in Hainen (böhm. Ráj) ihre Andachten und religiösen Ceremonien zu verrichten und Versammlungen abzuhalten pflegten; was auch die Volkstradition bestätigt. — Die hier bestehende Sage „vom goldenen Tische", der am Plešivec verborgen sein soll, verdient erwähnt zu werden. Möglich, dass diese mit dem Altare dieser heiligen Stätte im Zusammenhange steht. — Die hier gemachten Funde sind bisher unansehnlich: blos Scherben und ein Steinhammer. — Ausser diesen Bauten befinden sich hier noch andere Wallanlagen ähnlich den bei Běštín schon beschriebenen, bieten

*) Sämmtliche Gegenstände befinden sich theils im Hořovicer Schlosse, theils im Eigenthume der Herren F. Hlavin und H. Pitschmann in Běstín.

*) Siehe seine Beschreibung in Wocel's Parallelen 1853 u. 1855. — 28 Stück aus denselben befinden sich im Vaterl. Museum in Prag.

jedoch nichts Bedeutendes, ausser dass sie sich auch unterhalb einer Quelle dahinziehen.

Etliche 500 Schritte bergab von hier liegt am rechten Ufer diesseits der Litavka das Dorf Rejkovice. Dieses, sowie auch die Berglehnen des Plešivec oberhalb dieses Dorfes haben durch mehrfache, hier gemachte Funde nicht wenig an Bedeutung gewonnen. Der erste Fund wurde im Jahre 1867 zunächst des Dorfes selbst gemacht und enthielt verschiedene broncene Gegenstände, von denen leider nur ein ganz glatter Paalstab, ein Messer, ein Armring, ein Bruchstück von einer Sichel und ein glockenartiger Gegenstand erhalten sind. Ihre Zahl soll beträchtlich gewesen sein und mehrere Pfund gewogen haben. — Ein anderer Massenfund wurde im Jahre 1876 in der Berglehne unterhalb der Wallburg gemacht. Steinhauer stiessen hier nämlich auf einen Schmelzofen und fanden daselbst ausser einer Menge verschiedener Bruchstücke einige ganz wohl erhaltene Sicheln und Bronze-Rohguss von über 20 Kg.*) Noch weiter unten längs des Flusses wurden im Jahre 1872 bei dem Bahnbaue zwei bronzene Ohrringe mit S-förmigem Schluss und zu gleicher Zeit daselbst auch zwei Goldmünzen gefunden. Letztere kamen leider nach Hořovic zum Goldarbeiter, der die eine von ihnen zerschmolz, die andere aber nach Pilsen verkaufte. Von demselben Goldarbeiter erfuhr ich blos, dass selbe schlüsselförmiger Form waren, am Avers das sogenannte Gottesauge (drei Finger), am Revers einige undeutliche Kugeln zum Gepräge hatten und je $^3/_4$ Ducaten wogen. Aus dieser Beschreibung schliesse ich, dass dieselben mit den Podmokler und Stradonicer Goldmünzen gleichartig waren.

Unterhalb der Wallburg, östlich von den Stará Vrata, gruppirt sich malerisch die sogenannte „Krkavčí Skála“ (Rabenfels). Im Jahre 1880 wurde an deren Fusse in einem wohlausgesuchten Versteck ein Gefäss voll Asche gefüllt entdeckt, gehoben und zerschlagen. Es war, wie sich aus den Scherben ermitteln liess, von Letten oder feinem Lehm auf der Töpferscheibe gearbeitet, von aussen schwarz angelaufen, unterhalb des Halses mit einem geriffelten Ringstreifen verziert, $2^1/_2$ Mm. dick, 22 Cm. hoch und mass am Bauche 21 und am Rande 18 Cm. im Durchmesser. — Weiter von hier, längs des Waldweges gegen Běštín und oberhalb von den untergegangenen Wohnstätten gelangt man zu einem ungeheuren Steinblock, der sich ganz selbstständig über der Schwelle eines niedrigen, kaum 1 M. hohen Riffes erhebt. Er steht ganz einsam da und misst 180 Cm. in der Höhe, 240 Cm. in der Breite und über 250 Cm. in der Länge. Seine Stirn ist gegen den Aufgang gewendet. Möglich, dass die Natur selbst seiner Lage behilflich gewesen war, nichtsdestoweniger findet man bei seiner genaueren Untersuchung, dass er zu seinen beiden Stirnseiten durch scharfe Hiebe (höchstwahrscheinlich vom Meissel herrührend) bearbeitet ist, so dass er nach Unten in eine einzige Kante zusammenläuft und von der Seite einem umgestürzten Kegel ähnelt. Diese Kante ist mondförmig, wie ein Gewölbe ausgehöhlt, und sonach ruht der ganze Steinblock nur auf seinen zwei Seitenständern. Es scheint wirklich, dass er sich einst geschaukelt haben mag, und sonach, wenn ich nicht irre, ein Schaukelstein gewesen war*).

Nunmehr wende ich mich noch zu der sogenannten „Mořina“. Diese Benennung birgt in sich die mythologische Bedeutung einer Begräbnisstätte. In der hiesigen Umgegend wiederholt sich dieselbe öfters; was ich aber bisher nur bei Brandgräbern ermitteln konnte. — Die hierortige Mořina liegt am Fusse des Berges unterhalb der Wallburg, zunächst des Dorfes Běštín und grenzt unmittelbar an die untergegangenen Wohnstätten. Bis auf die heutigen Tage erstreckt sie sich in ersichtlichen Ueberresten ihrer einstigen Umwallung auf den herrschaftlichen Feldern bis an den daran stossenden Wald, „Pod zeleným kalem“ genannt. Auf den Feldfluren befinden sich nunmehr blos niedrige Steinwälle und klafterhohe Haufen von zusammengetragenem und neu aufgeschichtetem Gestein aus den zerstörten Hügeln herrührend. In der Waldflur aber sieht man ausser den Wällen nebst 15 mohylenartigen Rundhügeln noch 22 mehr oder weniger erhaltene regelmässige und in Vierecke gebaute Kuppen verschiedener Dimensionen. Die gesammte Mořina hat die Form eines unregelmässigen Fünfecks, dessen grösste Länge 500 und Breite 450 Meter beträgt. Bei einem Umfange von 1690 Meter schliesst sie eine Fläche von nicht weniger als 20 Hektars ein, von welchen auf die Waldflur blos ein Siebentel entfällt.

Die hier befindlichen Rundhügel weichen in ihren Dimensionen nicht bedeutend von einander ab, zumeist haben sie 4 M. in der Basis Durchmesser und eine

*) Vieles aus diesem Funde befindet sich im Vaterl. Mus. in Prag.

*) Diesen Steinblock, sowie auch die Heilige Stätte habe ich bereits in der illustr. Zeitschrift „Ruch“, Prag 1882, abgebildet und näher beschrieben.

Höhe von 1·3—1·5 M. Vier von ihnen wurden geöffnet und drei ergaben nachstehendes Resultat: Inmitten am Boden eine Koppe von Asche, 40 Cm. hoch, 120 Cm. im Durchmesser, die mit Steinen gewölbartig belegt und gedeckt war. Oberhalb dieser Steinlage befand sich ein Aufwurf von Erde und Lehm mit stellenweisen Brandspuren, darüber deckte abermals eine überwölbende Steinlage den ganzen Hügel, so dass das Ganze wie von Stein gebaut aussah. Ihre Oberfläche war mit Moos, Gestrüpp und Bäumen bewachsen. In den Aschen- und Lehmlagen fanden sich ausser Holzkohle Scherben von verschiedenen Gefässen vor, und selten nur Reste von verbrannten Knochen. Die Asche war offenbar auf einen Haufen aufgescharrt und betrug an $2^1/_2$ Hektoliter. Derselben Beschaffenheit scheinen auch alle übrigen Rundhügel zu sein, nur einer von ihnen (der vierte geöffnete), der ganz isolirt von allen übrigen dastand, war ganz von Steinen aufgetragen, nichtsdestoweniger desselben Inhaltes, wie die übrigen: Asche und Scherben. Dieser ähnelt sonach denen von Komorsko ($^1/_2$ Stunde von hier entfernt). Auffallend ist aber die Lage dieser runden Hügeln, denn sie befinden sich gewöhnlich in einer Entfernung von 6 M. von den viereckigen Hügeln gegen Sonnenaufgang, und es scheint, dass sie zu denselben in einem Zusammenhange stehen.

Von den rechteckigen Hügeln erreichen die wohlerhaltenen eine Höhe von 80 Cm., weichen jedoch sehr in der Länge und Breite von einander ab. Der kleinste von ihnen misst 2 M. im Quadrat, der grösste 18 M. Länge und 9 M. Breite; die übrigen variiren zwischen 5—8 M. in der Länge und 5—6 M. in der Breite. Viele von ihnen sind zum Theile noch nicht ausgefüllt, so dass man den steinernen Rahmen, der sie einschliesst, offen sieht. — Ich werde des interessanten Gegenstandes halber einen, den ich im vorigen Jahre (1881) geöffnet habe, beschreiben. Er war ganz mit einem steinernen Rahmen (ohne Mörtel) ummauert und mass 5 M. im Quadrat. Querüber (von Süden nach Norden) war er durch eine Steinwand in zwei Hälften getheilt, in welchen sich je fünf wieder durch vier Steinwände von einander abgetheilte, Gräbern ähnliche Lagerstätten befanden. Jede von diesen war 180 Cm. lang und 60 Cm. breit. Alle waren der Länge nach nebeneinander in Reihen gelegen und von West gegen Ost angelegt; sonst glichen sie in ihrer Bestattung und Inhalt ganz den Rundhügeln, nämlich: unten am Boden Asche 20 Cm. hoch, diese mit Steinen bedeckt, darüber eine Aufschüttung von Erde und Lehm, und wieder deckte eine Steinlage das Ganze zu. Von der Asche befanden sich ebenfalls in jeder Lagerstätte an $2^1/_2$ Hektol. und ausser Gefässscherben fand ich hier auch ein eisernes Messer und ein Bruchstück scheinbar von einem Hufeisen.

Die hierortigen, mit denen der Wallburg ähnlichen Scherben (darunter zwei zur Hälfte zusammengestellte Thongefässe ohne Henkel) haben zumeist auffallende Aehnlichkeit mit denen von Tetin (in den Brand- und Skeletgräbern vorgefundenen), daraus schliesse ich, dass sie schon der jüngsten Zeit, und wenn ich selbe näher bezeichnen soll, vielleicht dem 10. bis 11. Jahrhunderte angehören. Doch habe ich nicht die Absicht, viele von den übrigen zu unterschätzen, die offenbar älteren Zeiten angehören. Bei dieser Gelegenheit muss ich auch erwähnen, dass bei der Schleifung der Hügel auf der Feldflur zu Mořina zwei bronzene Paalstäbe aufgefunden wurden.

Dass hier zur Stelle Verbrennungen stattgefunden, darüber kann kein Zweifel obwalten; denn hie und da stösst man häufig auf stark vom Feuer angegriffene Steine, Lehm, Erde, Eisenerz und Schlacken, ja selbst auch der Boden der Hügel weist solche Brandspuren auf.

Aus allen diesen angeführten Gründen halte ich die Rundhügel für Mohylen (hier „Homole“ genannt) oder einzelne Grabhügel, die rechteckigen Hügel dagegen für Gesammt- oder Familiengräber.

Ueber die Hügelgräber ist bereits Mehreres bekannt, deswegen erlaube ich mir blos einige Reflexionen über die Gesammtgräber. Diese erheben sich manchmal über die Bodenfläche, wie z. B. bei Břas und „Pod Líškem“ bei Stradonic, und sind mit Erde überdeckt, anderwärts wieder mit Gestein ummauert (je nach der Bodenbeschaffenheit), oder wie Cohausen bei Rheinfels beschreibt*) mit Steinplatten gedeckt, welche bei jeder neuen Grabbestattung gehoben und mit der Asche des Verblichenen gefüllt wurden. — Aehnlich wie oberhalb der Bodenfläche findet man auch unterhalb derselben, nämlich, dass die Asche in gemauerte Gräber oder in blosse Gruben bestattet wurde. Solche finden sich nicht nur in Böhmen, sondern auch in der Lausitz, in Schlesien, Preussen, Polen und auch anderwärts häufig vor. In diesen

*) Siehe seine Verschanzungen und Grabhügel auf dem Hunsrück, Bonn 1852.

Brandgräbern befinden sich so wie auf der Mořina zumeist nur Scherben von Thongefässen, seltener ganze Gefässe, manchmal auch Thierknochen und metallene Gegenstände. — Dass sich einzelne Gräber neben Gesammtgräbern angelegt vorfinden, ist gar nichts Seltenes, man findet es z. B. gleich in Kotopek und in Vokovic, wo sich ausser kleinen Gräbern grosse Gruben voll Asche und mit gleichem Inhalte und Gegenständen gefüllt vorfinden. — Auf der Mořina bildet blos die Reihenlage der Ruhestätten eine Seltenheit, möglich jedoch, dass wir bei sorgfältigeren Nachgrabungen auch anderwärts auf solche stossen werden. Schliesslich muss ich noch auf einen wichtigen Umstand aufmerksam machen, und zwar: dass nach den bisherigen Forschungen in der hiesigen Umgegend das Verbrennen der Leichen sozusagen allgemein war und von langer Dauer sein musste, denn ausser einigen Skeletgräbern bei Otmik und einem bei Želkovic wurden bisher nur Brandgräber (auf nicht weniger als 19 Grabfeldern) entdeckt. Auf Grundlage dieser Wahrnehmung stimme ich mit jenen Forschern überein, welche die Dauer der heidnischen Bestattungen und localen Verbrennungen der Leichen bei uns in Böhmen bis in das XI. Jahrhundert für erwiesen ansehen.

Aus dem hier Angeführten ist ersichtlich, dass der Plešivecer Gau von vorgeschichtlichen Denkmalen besäet ist. Nicht ohne Bedeutung sind die fünf Massenfunde, die hier gemacht wurden und deren Gegenstände zumeist durch Beschaffenheit und Bild von einander gänzlich verschieden sind, so dass sie verschiedenen Perioden und Culturen zuzuschreiben sind. Die zwei hier gemachten Funde von Bronze-Rohguss beleuchten die hierortige Fabrikation, und möge sie auch durch Fremde hieher importirt worden sein, bleibt sie den hiesigen umfangreichen vorgeschichtlichen und auch heutigen Ansiedelungen gegenüber, in deren Bereich sie gemacht wurden, immerhin von grosser Bedeutung.

Welche Nation in diesen Gauen einst angesiedelt war, ob hier ganze Völker oder blos Stämme eines Volkes ihre Wohnstätten ausgetauscht haben, darüber habe ich nicht die Absicht zu discutiren; dass aber jede Nation etymonische Andenken und selbst auch Ortsbenennungen nach sich hinterlässt, ist unläugbar. Beweise dafür haben wir im heutigen Russland jenseits des Dněper nach den Čuden (Finnen und Uralvölkerschaften), nach den Slaven im heutigen Deutschland weit über den Rhein in Elsass, Lothringen und Frankreich, nicht ausgeschlossen die Schweiz, Norditalien, Griechenland u. s. w. Die hierortigen Benennungen sind, wie wir kennen gelernt haben, überhaupt slavisch und der patronymische Name Rejkovice weist von selbst auf die ältesten Zeiten hin. Möglich, dass der Stamm der Rejkovicen in diesen Gauen einst verbreiteter war. Selbst der Name des Berges „Plešivec“ (Mons Cetius = der Kahle Berg) weist noch auf die Zeiten hin, wo er kahl — unbewaldet dastand. Und wie lange Zeit ein so kolossaler und felsiger Berg zur Selbstbewaldung braucht — ob Jahrhunderte oder Jahrtausende — darüber mögen uns die Botaniker belehren. Doch darüber will ich mich absichtlich in keine Discussion einlassen, und schliesse meinen Vortrag blos mit dem Eindrucke, den der Plešivec mit seiner Umgebung bei meinen Forschungen auf mich gemacht hat, dass er, wie aus den Funden zu schliessen ist, seit der grauen Vorgeschichte bis auf die historische Zeit bevölkert war und dass sich daselbst, wie aus den etymologischen und ethnologischen Ableitungen zu ersehen ist, von keiner anderen Nation ausser von Slaven Spuren vorfinden.

Herr Prof. Dr. **Johann N. Woldřich**:

Aus dem Vortrage des Herrn Vorredners habe ich entnommen, dass am Plešivec auch bronzene Ringe mit einem S-förmigen Ende aufgefunden wurden. Ich erlaube mir diesfalls zu bemerken, dass derlei S-förmig endigende Ringe (Ohrringe und Ohrgehänge) häufig in Gräbern gefunden werden, die man den Slaven zuschreibt. Ich selbst fand solche Ohrringe verschiedener Grösse aus Silber, aus Bronze mit Silber plattirt, aus Bronze und aus Zinn in Skeletgräbern mit mesocephalischen Schädeln bei Schüttenhofen im verflossenen Jahre. Diese Gräber gehören aber wegen der in einer Kindeshand vorgefundenen Münze in die zweite Hälfte des XI. Jahrhunderts und sind sicherlich slavischen Ursprunges. — Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit auch darauf aufmerksam zu machen, dass man bei allen Funden auch auf Thierreste, besonders von Hunden, sehr achten soll, denn nach der Hunderace können wir auf die Lebensweise der betreffenden vorgeschichtlichen Bevölkerung schliessen, ob selbe von der Jagd, oder vom Ackerbau, von der Viehzucht u. s. w. gelebt hat, was wieder Schlüsse bezüglich ihrer Abstammung ermöglicht. — (Redner wird von mehreren Seiten ersucht, über letzteres Thema in der nächsten Sitzung einen Vortrag zu halten.)

Herr Dr. **Isidor Kopernicki**:

Es freut mich, dass ich zu der Bemerkung des Herrn Dr. Woldřich gleich eine Erläuterung beifügen kann, da es sich um eine Sache, die mich vorzüglich interessirt, handelt.

Im Verlaufe der verflossenen drei Jahre habe ich eine ziemliche Anzahl von Schädeln erhalten, die zwei vorhistorischen polnischen Grabstätten entnommen waren, bei welchen sich auch Ringe mit S-förmigem Ende massenhaft vorfanden. Von diesen Grabstätten befand sich eine bei Slaboszew (Grossherzogthum Posen) — über welche im Anthropologischen Verein in Berlin bereits öfters verhandelt wurde — die andere in dem Dorfe Žarnowec an der Weichsel (Königreich Polen), welche letztere später entdeckt wurde. Aus der ersten sind mir durch Herrn Tiedemann 10, aus der zweiten durch Herrn Luniewski 19 Schädel eingesandt worden. Ich habe alle sorgfältig geprüft und kam dabei zu dem Resultate, dass alle Cranien beider Fundorte einander sehr ähneln und sich zumeist als Dolichocephalen herausgestellt haben. Die männlichen sind ohne Ausnahme Dolichocephalen, die weiblichen von Slaboszew dagegen theils Dolichocephalen, theils aber auch Mesocephalen. In Žarnowec sind die weiblichen Schädel zumeist Mesocephalen, von denen sich aber zwei (Index = 80) zu den Brachycephalen nähern. Nachdem der dolichocephalische Typus hier vorwiegend ist, kann es sich meiner Ansicht nach hiebei um keinen slavischen Völkerstamm handeln, da sich die Slaven bis jetzt überall als Brachycephalen erwiesen haben. Da nun aber Herr Sophus Müller — wie den Herren bekannt — die S-förmig endigenden Ringe als einen zweifellos slavischen Schmuck bezeichnet hat, indem sich selbe nur in slavischen Ländern vorfinden, erscheinen sie somit als ein Rest älterer Zeiten, und zwar des XI. bis XII. Jahrhunderts n. Chr., wie die bei den Hakenringen (mit S) aufgefundenen polnischen Münzen aus dieser Zeit nachweisen. Dieser Fall würde somit das erste Mal zwischen Anthropologen und Archäologen eine gewichtige Contradiction constatiren.

Diese Sache aufzuklären ist nicht leicht, da sich beide Theile auf Facta berufen können. Ich wundere mich deshalb gar nicht, dass Prof. Virchow, um diese Contradiction aufzuklären, angenommen hatte, dass sich unter den Urslaven auch Dolichocephalen befinden konnten. Was mich betrifft, gestehe ich offen, dass es schwer begreiflich sei, wie jene dolichocephalischen Grosspolen und Mazuren (denn von diesen ist die Rede) ohne einen überwiegenden Einfluss eines brachycephalischen Stammes — wovon unsere Geschichte gar nichts weiss — binnen acht Jahrhunderten ihren kraniologischen Urtypus verlieren konnten, nachdem davon heutzutage blos 3% in dem jetzigen Volke vorgefunden werden. Sonach halte ich dafür, dass, was die dolichocephalischen Cranien mit dem hakenringigen Schmuck anbelangt, die Frage so gestellt werden muss: Welcher Volksstamm von Dolichocephalen konnte da in slavischen Ländern und unter slavischen Völkern im XI. Jahrhunderte n. Chr. gelebt haben? — Eine genügende Antwort würden uns vielleicht neue archäologisch-anthropologische Entdeckungen und besonders eine Geschichte der Ursitze in Polen und den westslavischen Ländern darbieten.

Herr **Constantin Wojciechowski**:

Zu dem durch die Herren Vorredner Vorgebrachten sei es mir gestattet einen Bericht über den Grabhügel bei Kęszyce, in welchem auch Ohrringe gefunden worden, zu erstatten. Obzwar dieselben nicht mit S-förmigem Schluss versehen sind, bleiben sie doch von Interesse, da selbe in einem Lande gefunden worden sind, über dessen nationale Bevölkerung kein Zweifel obwalten kann.

Während der Osterfeiertage d. J. hat man mich benachrichtigt, dass zwischen der Stadt Lowicz und Sochaczew in der Ortschaft Kęszyce (½ Werst von dem Flusse Bzura) ein unförmiger, 6 M. hoher, in der Länge 100 M. und in der Breite beiläufig 60 M. messender Sandhügel steht, der früher mit Gesträuch bewachsen, nunmehr aber verödet und vom Winde zum Theile abgetragen ist, wo viele Scherben und selbst ganze Gefässe auf der Bodenfläche aufliegen. — Ein Müller, der hier die ersten Nachgrabungen unternommen hatte, unterlies seine Arbeit, nachdem alle durch ihn gehobenen Gefässe (und es mochten ihrer weit über hundert gewesen sein) an der Luft zerfielen und er selbst jede Hoffnung auf einen etwaigen daselbst vergrabenen Schatz aufgegeben hatte, da ausser Asche, Scherben und gebrannten Knochen sonst nichts zum Vorschein kam. Ein Herr (Mazowiecki), der hier eine weitere Ausgrabung vorgenommen hatte, fand schon, dass die hier befindlichen Gefässe mit Asche und gebrannten Knochen gefüllte Urnen sind, und sich sehr seicht unter der Bodenfläche befinden, so dass dieselben blos mit der Schaufel erreicht werden. Davon überzeugte ich mich auch, als ich den Hügel

öffnete. Ausser einer zahllosen Menge von Scherben und gebrannten Knochen, die der Wind um den Hügel herum zerstreut hatte, fand ich hier ganz verschiedenartig geformte und in der Grösse von einander sehr abweichende Thongefässe, Urnen, Schalen und Schüsseln. Auch Werkzeuge, Geräthschaften und Schmucksachen von Feuerstein, Bronze und Eisen nebst Korallen von Glas und Email waren da mit verscharrt. Blos die interessantesten Gegenstände will ich erwähnen, die ich unter vielen vorgefunden. Es sind dies von Feuerstein: Ein 6·5 Cm. langer und 2 Cm. dicker Keil, Pfeilspitzen, ein 2 Cm. langer Meissel, verschiedene bis 4 Cm. lange Messer und andere Bruchstücke von verschiedener Farbe: gelb, weiss und dunkel; manche tragen auch Brandspuren an sich, woraus ich schliesse, dass sie bei der Bestattung der Leichen mit gebrannt wurden. Von Eisen: Geräthe wie Messer (bis 9 Cm. lang), Pfeilspitzen (bis über 5 Cm. lang), Nadeln mit S-förmigem oder einem stumpfgebogenen Oehr (8—9 Cm. lang), kleine dicke Ringel, Nieten, Fibeln sammt Gewinde, ein 5·5 Cm. langer, 2·5 Cm. breiter und 1 Cm. dicker Setzhammer, mit einem viereckigen Schaftloch versehen, und andere Bruchstücke, hauptsächlich aber Ohrringe mit einem kleinen kübelartigen Gehänge versehen. Von Bronze: Eine 2 Cm. breite Spirale, eine Nähnadel mit einem Oehr versehen, eine Nadel sammt Gewinde, eine Pincette und mehrere Bruchstücke, auch Tropfen von geschmolzener Bronze, von denen zwei an einem eisernen Stabe fest angerostet erscheinen. Von Glas und Email grüne und weisse Perlen, andere mit dunkelröthlichem Email überzogen, gläserne geschliffene Korallen von dunkel kirschrother Farbe, zwei Glasstücke von grün-bläulicher Farbe u. a. m. Den Hauptinhalt aber bildeten die thönernen Gefässe, die uns ein deutliches Bild über jedes einzelne Grab darboten.

Ein Aschenbehälter, 12 Cm. hoch und 17 Cm. im grössten Durchmesser, unten ausgebaucht, dem Halse zu mit einem Nabel versehen, war von schwarzem Thon, geglättet und mit Asche und verbrannten Knochenresten, die einem etwa 10 bis 12jährigen Kinde angehört haben mochten (wie aus den dort gefundenen Zähnen zu schliessen), gefüllt. Ihn deckte eine Schüssel von grauer Farbe. Das Ganze war mit einem grossen, umgestürzten, kesselartigen Topfe bedeckt. — Dies mochte die hier übliche Bestattungsweise gewesen sein, da sich sonst alle übrigen bis auf wenige Ausnahmen vollkommen glichen. — Das kleinste Grab unter allen diesen bot eine umgestürzte, mit einem Henkel versehene Schale auf einer tiefen Schüssel. Die Schale mass blos 5·5 Cm., die Schüssel 6 Cm. in der Höhe. Die grösste Urne hatte eine Höhe von 18 Cm. und 21 Cm. im Bauche zum Durchmesser, und das grösste Gefäss erreichte eine Höhe von 36 Cm. und ebensoviel im Bauche zum Durchmesser, am Rande eine Lichte von 33 Cm. und ihr Boden mass 14 Cm. im Durchmesser. Ausserdem fand ich da noch unter anderen Scherben auch ein Bruchstück von einem Sieb oder Rauchgefäss.

Aus allen den hier gemachten Funden schliesse ich:

I. Dass die erwähnten Töpfe der nämlichen Nation angehören, die heutzutage diese Stätte noch bewohnt, da sich dieselben Formen der Geschirre traditionell in der ganzen Umgegend bei der Landbevölkerung bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Denselben Schluss kann ich auch aus den Glasperlen ziehen, die ebenfalls das hiesige Volk in unveränderter Form noch heute trägt. Hiemit rühren sie von den Slavo-Polen her.

II. Dass die Slaven ebenso wie alle übrigen Völker Ohrringe getragen haben, und zwar mögen selbe schon aus Bronze oder Eisen verfertigt worden sein.

III. Dass das Zeitalter, in welchem diese Begräbnissstätte existirte, dasjenige der Bronze und des Eisens war: also kurz vor der Einführung des Christenthums in Polen. — Die miteinander gefundenen Stein-, Bronze- und Eisengegenstände geben mir auch die Handhabe, derzufolge ich mit Bestimmtheit schliessen kann, aus welcher Epoche derartige Begräbnissstätten herrühren können — falls mich andere locale Beweise davon nicht anders belehren sollten.

IV. Diese Gräber, welche zu den Glockengräbern gehören, schlage ich vor, slavisch korcowe oder gorcowe groby (böhm. korcové oder hrncové hroby = Topf- oder Gefässgräber) zu benennen, da es bekannt ist, dass die ersten Masse aus thönernen Gefässen verfertigt waren. So wurde das Getreide „na korce“ oder „gorce“ (heute polnisch gorce, gorcki, garnki oder garki, böhm. korce genannt; d. i. Metzen) gemessen. Als die alten Slaven Polens in solche gorce ihre theuren Schätze versteckten, thaten sie auch dasselbe mit der Asche ihrer theuren Verblichenen — mit ihren Vätern und Verwandten. — —

Nachdem der Vortrag des Herrn Prof. J. Maška (der leider verhindert war, an dem Congresse theil-

zunehmen): „Ueber die Ausforschungen in den Stramberger Höhlen“ entfiel, erschien das Programm des Tages erschöpft und schloss der Vorsitzende nach $1^3/_4$stündiger Dauer diese erste Sitzung.

Montag den 29. Mai um 10 Uhr Vormittags eröffnete der Vorsitzende die zweite Sitzung, indem er die Herren, welche ihre Vorträge angemeldet haben, ersuchte, der Reihe nach fortzuschreiten.

Prof. Dr. **Joh. N. Woldřich**:

Ueber den Haushund von Stradonic.

Hochgeehrte Versammlung! Ich erlaube mir hier einige Schädel des Haushundes aus der Sammlung des Herrn Dr. Stefan Berger vorzulegen. Diese Schädel rühren aus den Ausgrabungen des „Stradonicer Hradiště“ her und gehören drei Racen des vorgeschichtlichen Haushundes an, und zwar: dem *Canis familiaris palustris* Rütimeyer, *Canis familiaris intermedius* Woldřich und *Canis familiaris optimae matris* Jeitteles. Der Fund dieser Schädel ist von hoher Bedeutung, denn wenn wir den Entwicklungsgang und die Ausbildung des Menschen beurtheilen wollen, dürfen wir nicht blos Rücksicht auf seine Erzeugnisse nehmen, sondern auch auf die ganze Natur, die ihn umgab, die er zu seinem Leben benützt, kurz gesagt, die ihm seine Existenz ermöglichte. Zu diesem Behufe muss auch das Thierreich mit berücksichtigt werden, hauptsächlich jene Thiere, mit deren Fleisch er sich genährt und die er so lange gepflegt hat, bis sie zu Hausthieren geworden sind. Und diese Umstände sind nicht weniger wichtig als die Geräthschaften, Waffen, Werkzeuge, Kleidungsstücke, Geschmeide und Aehnliches, dessen sich der Mensch zu seinem Lebenswandel bedient hatte. Ich bin der Ansicht, dass eine gründliche Auffassung aller dieser Umstände uns mit der Zeit manche zweifelhafte Frage beleuchten helfen wird, welche derzeit noch dunkel erscheint. Auch der Hund, welchen der vorgeschichtliche Mensch gezüchtet hat, ist nicht blos interessant, sondern diesbezüglich auch durch seine Race höchst wichtig. — Ich habe nicht die Absicht, über die Herkunft des Haushundes, mit deren Lösung ich mich bereits durch eine geraume Zeit befasse, zu discutiren *), sondern beschränke mich blos auf die Schädel, welche mir hier aus dem Stradonicer Hradiště vorliegen. Der eine gehört dem *Canis fam. palust.* Rütimeyer an, welcher unserem Hofhunde und dem kleinen Jagdhunde ähnlich ist. Der andere ist *Canis fam. interm.* Woldřich und ähnelt dem Schäferhunde, und der dritte ist *Canis fam. optimae matris* Jeitteles, der mit dem grossen Jagdhunde übereinstimmt.

Da ich nicht feststellen kann, ob alle diese Schädel gleichzeitig sind oder verschiedenen Perioden des einst bewohnten Hradiště bei Stradonic angehören, lässt sich nichts entschieden Positives über die diesbezüglichen Verhältnisse der Stradonieer Insassen schliessen. Doch falls alle diese Schädel coexistent sind, was ich auch aus Allem schliessen würde, ohne auf die bekannten reichhaltigen Funde, die dabei mit gemacht wurden, zu reflectiren, waren die Stradonicer Insassen bedeutend vorgeschritten, und die Zeit, in der sie gelebt haben, erscheint somit von der historischen nicht weit entfernt. Man hatte schon einen Hund zur Huth der Wohnung *(Canis fam. palustris)*, einen anderen zur Huth des Viehes *(Canis fam. intermedius)* und einen dritten für die Jagd *(Canis fam. opt. matris)*. Auch daraus schliesse ich auf den Fortschritt der Hradištěr Insassen, dass uns hier ein vierter Schädel vorliegt, der, wie es mir scheint, einem Bastarde von zwei der genannten Racen des Haushundes entstammt. Da ich aber diesen Schädel kurz vor meinem Vortrage in die Hand bekommen habe, ist es mir derzeit unmöglich, etwas Entschiedenes über ihn zu behaupten, bevor ich ihn nicht gründlich untersucht habe.

In den vorgeschichtlichen Ansiedelungen finden wir gewöhnlich blos nur eine, höchstens zwei von den oben angeführten Racen beisammen, aus welchen wir sodann mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen können, ob die Bewohner der Ansiedlung sich vorherrschend mit dem Ackerbau und der Viehzucht oder mit der Jagd beschäftigt haben.

Ausser diesen Schädeln von Stradonic liegt mir noch ein anderer, gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Dr. Berger vor, und zwar von Vokovic. Dieser gehört dem *Canis fam. intermedius* an und bezeugt, dass die Vokovicer Insassen sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigt haben. Der Hundeschädel aus der Šárka, den ich im Vaterländischen Museum zu Prag unter Schloss gesehen habe, gehört gleichfalls dieser Race *Canis fam. intermedius* an. Aus meinen eigenen Funden und namentlich aus

*) Siehe Dr. J. N. Woldřich's: „Unter Caniden des Diluviums“ (Denkschrift d. kais. Akad. d. Wiss., Wien 1878). „Ein neuer Haushund der Bronzezeit“ (Mittheilg. d. Anthropol. Gesellschaft, Wien 1877). „Beiträge zur Geschichte des fossilen Hundes“ (ib. 1881).

denen der Herren Dr. Berger, Dr. Wankel, Prof. Maška, Lud. Schneider, Godfr. Ossowski und Anderen, die sich im Münchener Museum ausgestellt befinden, schliesse ich, dass dieser Hund — nämlich der *Canis familiaris intermedius* Woldřich — in den vorgeschichtlichen Fundstätten Mitteleuropas sehr häufig vorkommt, und es scheint, dass in den so häufigen sogenannten Aschenlagerstätten (Ustrinen = Ostřiny) von Böhmen, Mähren und Niederösterreich dieser Hund allein vorkommt, woraus sich ergibt, dass diese Länder ehemals von einem grossen Volke bewohnt sein mussten, höchst wahrscheinlich von Slaven, welches Volk friedliebend war und sich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt hatte.

Herr **Godfried Ossowski:**

Ueber die Erfolge der Erforschungen in den Höhlen aus der Umgebung von Krakau.

Der Vortragende hat vorerst die Aufmerksamkeit auf die grosse Wichtigkeit geleitet, die der Wissenschaft aus der Durchforschung der Höhlen Westeuropas erwächst, und sprach seine Ueberzeugung dahin aus, dass diese Ergebnisse, obschon gross und bedeutend, nicht als voller Ausdruck jener Endresultate betrachtet werden können, welche wir hinsichtlich der Beleuchtung vorhistorischer Geschehnisse aus den weiteren Forschungen dieser Art zu erwarten das Recht haben.

„Das ungeheure Erdreich von ganz Osteuropa liegt sozusagen noch unberührt vor uns. Die Bürgschaft besserer Hoffnungen für die Zukunft erblicken wir in den gelungenen Forschungen, die Dr. Wankel und andere böhmische Gelehrte in Mähren, sowie auch J. Zawiša in Polen ausgeführt haben. Diese glücklich begonnenen, mit sehr wichtigen Erfolgen gekrönten Arbeiten sind ein sicheres Zeichen, dass die weit ausgedehnten slavischen Länder noch lange das für ähnliche Forschungen ausgiebigste und an neuen Entdeckungen reichhaltigste Feld bieten werden."

Herr Ossowski kommt nun zu seiner Hauptaufgabe, nämlich zu den Erfolgen der Durchforschung der Höhlen aus der Umgebung von Krakau, die ihm von der Akademie der Wissenschaften in Krakau aufgetragen wurde. Im Verlaufe von drei Jahren seiner Durchforschungen kam er zu folgendem Resultate:

Die Umgebung von Krakau lässt sich in drei Zonen eintheilen, und zwar: 1. Die nördliche oder Kobylańskische; 2. die mittlere oder Mnikowskische, und 3. die südliche oder Powislanskische (d. i. die längs der Weichsel sich erstreckende).

„In der nördlichen Zone durchforschte ich mehr als 20 Höhlen, von denen viele in dem vorhistorischen Zeitraume bewohnt waren, denn in deren Schichten findet sich eine grosse Menge Erzeugnisse menschlicher Handarbeiten vor, namentlich verschiedene Werkzeuge (wie Ahle, Nadeln u. dgl.) aus Thierknochen, Hämmer aus Hirschgeweihen, Streich- und Stechbeine, an die Tausende Stücke und Splitter gespaltenen Feuersteines, nebst sehr zahlreichen Ueberresten vorhistorischer Keramik. Dortselbst wurden Feuerherde sowie auch gespaltene und zerschlagene Knochen von Haus- und Waldthieren aufgedeckt. — Hiebei muss ich bemerken, dass in einer von diesen Höhlen (Bezimienna bei Bolechowic) und zwar in einer höher gelegenen Schichte, also oberhalb aller dieser angeführten Erzeugnisse, die entschieden der Steinperiode angehören, auch Gegenstände von Bronze aufgefunden wurden."

„Einer ähnlichen Ausbeute erfreute ich mich auch bei der Ausforschung der Höhlen der südlichen Zone, die ich mir hier sammt jenen aus der nördlichen Zone herrührenden in Photographien natürlicher Grösse vorzuweisen erlaube." — Der Vortragende lässt dieselben in mehreren Exemplaren herumreichen und fährt nach einer Pause fort: „Wichtiger jedoch als die vorgehenden zeigte sich die mittlere Zone, in welcher die Mnikowskische Schlucht das grösste wissenschaftliche Interesse darbietet. Hier habe ich acht Höhlen durchforscht, und zwar: Zwei „na Gajku" (I. II.), zwei „na Lopjankach", und je eine „pod Kochankou", „Dr. Majera", „nad Potoczkem" und „Murek". Die Schichten aller dieser Orte zeichneten sich durch eine ungeheure Menge vorhistorischer Erzeugnisse menschlicher Handarbeit aus. Die hier gefundenen Gegenstände waren theils aus Knochen oder Tropfstein angefertigt und es wurden davon an 6000 Stück gefunden. Splitter von Feuer- und Kalkstein gab es hier auch viele Tausende (gering geschätzt 10.000), von welchen ich mir die bedeutendsten theils im Originale theils in photographischen Abbildungen vorzulegen erlaube." (Der Vortragende lässt ausser mehreren Photographien an 300 Originale circuliren, welche lebhaftes Interesse erregen.) — „Die Hauptmasse der in der Mnikowicer Schlucht vorgefundenen Gegenstände besteht in plastischen Darstellungen verschiedenartiger Vierfüssler und Vögel, selbst von Antlitzen und menschlichen Gestalten, ausserdem

noch in verschiedenen geschnitzten Verzierungen, Kinderspielzeugen, Schaufeln und anderem Hafnergeräth, was sich alles in einer erstaunlichen Menge mit Ahlen, Pflöcken, Nadeln, Hämmern und Keilen, Alles aus Knochen gearbeitet, deren eine nicht geringe Zahl auch an anderen Orten vorzukommen pflegt, zusammengeworfen vorfindet. — Aehnlich wie in der nördlichen Zone wiederholt sich auch hier in den obersten Schichten die Erscheinung von Bronzegegenständen."

Diese Ergebnisse seiner Forschung auseinandersetzend, bot der Vortragende ein klares Bild der Lage der Culturschichten in allen von ihm untersuchten Höhlen, beleuchtete ihre petrographische und paläontologische Ausdehnung und bestimmte die Fauna, deren Ueberbleibsel sich in den Schichten erhalten haben. „Das Alter dieser Schichten und der daraus gewonnenen Gegenstände, die ich bei meinen Erforschungen in diesen Höhlen gemacht habe, gehören — wie ich vermuthe — der Alluvialzeit an, und die darin vorgefundenen Erzeugnisse menschlicher Handarbeit rühren vom vorhistorischen Menschen her, und zwar aus jener Zeit, welche unter dem Namen „das neolitische Zeitalter" allgemein bekannt ist."

Herr **Dr. Stefan Berger**:

Ueber die Fibula in Böhmen.

Hochgeehrte Versammlung! Bevor ich mich zu dem eigentlichen Gegenstande meines Vortrages wende, sei es mir gestattet, einige einleitende Bemerkungen vorauszuschicken.

Wenn wir die sämmtlichen Völker des ganzen Weltalls überblicken, so können wir dieselben ohne Rücksicht auf ihre Race in zwei grosse Gruppen theilen: nämlich in civilisirte und nichtcivilisirte. Zwischen diesen zwei Contrasten liegt freilich noch eine grosse Reihe von Mittelbegriffen. Meiner Ansicht nach ist man berechtigt, den Begriff einer Nationalcultur zu jeder Zeit aus der Fülle jener, theils materiellen, theils geistigen Bedürfnisse abzuleiten, womit jedes einzelne Volk sein privates und communales Wohlbefinden zu erreichen sucht, worauf dann noch fraglich, mit welchen Mitteln es diesen Bedürfnissen gerecht zu werden bestrebt ist. In Anbetracht dessen begegnen wir bereits im tiefen Alterthume Völkern mit einem vollständigen System von Bedürfnissen und demzufolge auch mit einem reichlichen Vorrath von Mitteln zu deren Befriedigung ausgerüstet. — Diese im häuslichen Prunke, ja Luxus schwelgenden, sich gleichzeitig äusserer, mächtiger Staatsgewalt und hoher Geistesbildung erfreuenden Völker lernten wir unter dem Namen classischer Nationen kennen. Dieselben hinterliessen so zahlreiche Denkmäler ihrer materiellen und geistigen Bildung, dass ihnen der Ruhm der Classicität für ewige Zeiten gesichert verbleibt; von ihnen schöpfen wir aber auch die ersten Nachrichten über jene Völker, die sich dazumal einer so hohen Culturentwicklung noch nicht erfreuen konnten, weshalb wir selbe als Barbaren zu bezeichnen lernten.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, ein mildes Klima, das ruhige Meer nebst zugänglichen Gauen bevölkerten den Süden mit nach materieller und geistiger Wohlfahrt lechzenden Menschen. Unter dem Einflusse älterer Culturen erstrahlen im fernen Alterthume bereits die Gestade von Kleinasien und Afrika, Griechenland und Italien, sowie in weiteren Zeitläufen Gallien und Spanien im Glanze hoher Civilisation und weit über die Alpen und den Balkan, hinauf zum Belt, die Kreidefelsen Britanniens und Auen Jütlands und Irlands bis in das eisige Skandinavien treffen wir in Ländern und bei Völkern niederer Culturentwicklung den Wiederschein dieser classischen Cultur. Bis nach „ultima Thule", welches in jenen Regionen zu suchen ist, erstreckt sich dieser Einfluss classischer Völker; einestheils bestätigen uns dies deren Schriftdenkmäler, andererseits verkündigt uns deren Spur jene stille, heute bereits verständliche Sprache, welche zu uns aus der Tiefe längstvergessener Gräber und Wohnstätten der ehemaligen Urbewohner empordringt.

Nun entsteht die Frage, in welchem Masse machte sich der Einfluss classischer Völker in unserem Vaterlande geltend, wann äussern sich seine ersten Spuren, welche Erfolge hat derselbe aufzuweisen und wie ist dessen Einwirkung nachweisbar? — Hier gelange ich nun zum eigentlichen Thema, welches zu behandeln ich mir vorgenommen habe — nämlich zur Fibula in Böhmen.

Das Auftreten der Fibula bei uns oder wo immer bekundet entschieden ein wichtiges Culturmoment. Die Fibula ist zu einer gewissen Zeit ein integrirender Bestandtheil des Kleides und muss von diesem Standpunkte auch aufgefasst und beurtheilt werden. Es lässt sich kaum vermuthen, dass der Begriff von der Nothwendigkeit der Fibel bei allen Nationen gleichzeitig sich entwickelt habe, oder dass deren Fabrikation auch bei allen stattgefunden hätte;

heute wird mit voller Berechtigung angenommen, dass das Vaterland der Fibel südlich gelegene Länder mit mildem Klima gewesen sein mussten und dass dieselbe von hier aus ihre Wanderung allmälig gegen Norden nahm. Diese Ansicht unterstützen triftige Gründe. Zu einer Zeit, wo — wie es heute bereits feststeht — Mitteleuropa unabsehbare Urwälder bedeckten, wo aus endlosen Seen, Sümpfen und Morästen aufsteigende Nebel die Gegend verdüsterten, zu jener Zeit hüllte sich der damals in diesen Regionen hausende Mensch gewiss in warme Pelze und dichte Kotzen ein, welche wohl schwerlich eine zarte Fibel zu heften vermochte, und welche noch heute jedem Seidengewande zum Schmucke dienen könnte. Die Fibula konnte deshalb nur in Ländern mit mildem Klima ihren Ursprung nehmen und sich allgemach nach solchen Ländern die Wege bahnen, in welchen im Verlaufe der Zeit hauptsächlich in Folge emsigen Ackerbaues ein milderes Klima platzgegriffen hatte, welches dem Bewohner daselbst gestattete, sich in ebensolche Gewänder zu hüllen, wie jene waren, denen im Süden die Fibel als Heftnadel und Schmuck diente.

Der Ursprug der Fibel ist, wie allgemein angenommen wird, bei den Italikern und Etruskern zu suchen, die Urtypen derselben finden wir in den von diesen Völkern ehemals bewohnten Gebieten vor und von hier aus überkam sie auf die übrigen Völkerschaften Europas. Alles dies wird von einer grossen Reihe berühmter Gelehrter als erwiesen betrachtet, so wie denn auch viele andere Bronzeartefacte, welche den genannten Völkerschaften zugeschrieben werden, wo immer angetroffen, als Handelswaare zu betrachten sind. Es gibt aber auch Forscher, welche diese Theoreme in allen ihren Consequenzen nicht anerkennen. — Zur Lösung dieser Streitfrage bietet die Fibel mit ihren verschiedenen Abarten ein höchst schätzenwerthes Material. Es kann nicht abgeläugnet werden, dass die Fibel in höchst verschiedenen Formen auftritt, möglicherweise entstammen diese alle einem Urtypus; allein die Fibel nahm im Verlaufe der Zeit bei verschiedenen Völkern theils nach deren Geschmacke, theils nach ihrer Fertigkeit verschiedene Typen an. — Ich erlaube mir der geehrten Versammlung die Gruppirung der Fibel nach dem Werke unseres berühmten Compatrioten Sadowski „Drógi handlowe“, welches sich auf Studien anerkannter Gelehrter, wie Hildebrand und Hostmann, stützt, hier vorzuführen.

Die von Sadowski gruppirten Fibeln sind theils etrurische oder altitalische, hauptsächlich jedoch römische aus der Kaiserzeit. Ich vermisse jedoch unter denselben zwei Typen, welche eben bei uns in Böhmen hauptsächlich zum Vorschein kommen und welche wir sowohl in unseren Gräbern als auch in alten Wohnstätten und an anderen Fundorten vorfinden, so dass wir selbe als die in Böhmen hauptsächlich vorherrschenden erklären können. Darunter meine ich den Typus der la Têne-Fibeln, und jenen, den uns der Duxer Bronzefund in so schönen, verschiedenen und mitunter gänzlich unbekannten Exemplaren bietet. Die etrurischen Formen sind bei uns zu Lande entschieden selten, die altitalischen kennen wir nicht einmal, ja selbst römische Formen sind bis jetzt sporadisch. Als letzter Repräsentant der Fibel überhaupt erscheint eine den alemannischen ähnliche Art, sowie misslungene Nachbildungen der jüngsten römischen Fibelformen. Dies bis jetzt die Typen der Fibula in Böhmen.

Was die Bestimmung des Alters der einzelnen Arten betrifft, so ist es nöthig, dieselben mit Funden in anderen Ländern zu vergleichen, die bereits bezüglich des Alters sichergestellt erscheinen. Hiebei ist aber unläugbar, dass die Duxer und Stradonicer (la Têne) Typen sich mit denen der Schweizer Pfahlbauten und sonstigen Funden im unbestreitbaren Zusammenhange befinden, womit die Lösung der Schweizer Fundfragen auf unsere ihre Rückwirkung findet. Das Alter der römischen Formen bestimmt uns der wichtige Fund von Castra Vetera (Xanthen), jenes der alemannischen die Funde bei Mainz; bezüglich der etrurischen und altitalischen Typen erscheint freilich noch nicht Alles sattsam aufgeklärt. Aber freudig können wir heute schon behaupten, dass der in Böhmen dominirende Typus der Fibula, nämlich der la Têne-Typus, in Böhmen auch zugleich verfertigt wurde, wovon sich die geehrte Versammlung durch die hier in Original vorgelegten halbfertigen Fibelfabrikate unzweifelhaft überzeugen kann, da selbe, dem berühmten Hradiště bei Stradonic entstammend, davon Zeugniss ablegen, dass an diesem Orte, der grossen Anzahl nach zu schliessen, die Fibula fabriksmässig zu Handelszwecken erzeugt wurde, welches Factum nicht blos für unser Vaterland, sondern für die Wissenschaft der prähistorischen Archäologie von Gesammteuropa ein höchst bedeutsames Moment bildet, das wir um so freudiger begrüssen können, als es uns zur Wahrheit führt, nach der

wir Alle streben — ob selbe nun diesen oder jenen Erwartungen entspricht oder nicht!

Herr **Ludwig Schneider**:

„Ich erlaube mir hier die Photographie einer Fibel aus den Bydžover Skeletgräbern zur Besichtigung vorzulegen, welche ebenfalls den Typus der Stradonicer Fibeln aufweist." — (Das Bild stellt ein Bruchstück einer Fibel vor.)

Die Anwesenden untersuchen dieselbe und finden, dass ihr Bügel in eine Angel enden musste (da sich kein Schluss auf dem Bügel befand), wodurch sie daher nur dreien dieser Art, welche in Stradonic gefunden worden sind, ähnelte, nicht aber den Hauptcharakter der Stradonicer — nämlich den geschlossenen Fuss — (deren an Tausend bereits vorgefunden wurden) an sich trage und constatirten, dass selbe somit mit denselben nicht identisch sei, wohl aber eine Aehnlichkeit mit den Duxer Fibeln ausweist.

Herr Dr. **Isidor Kopernicki**

ersucht den Herrn Dr. Wankel, für ihn den Vorsitz einzunehmen und nachdem dies geschehen, übergeht er zu seinem Vortrage:

Ueber die prähistorisch trepanirten Cranien aus Böhmen.

In der Einleitung macht der Vortragende eine Erwähnung von der vorgeschichtlichen chirurgischen Operation, nämlich der Trepanation, welche hauptsächlich auf Schädeln von lebenden Kindern (wie Prof. Broca beweist) vorgenommen wurde, und bespricht weiter die herrschende Sitte, nach dem Tode der auf solche Art operirten Personen aus den trepanirten Oeffnungen Amulete auszuschneiden. Nachdem der Vortragende das bei diesen Operationen stattgefundene technische Verfahren kurz beschrieben hatte, führte derselbe alle Fundstätten Süd- und Mittelfrankreichs an, in denen ähnliche trepanirte Cranien und nebenbei auch Amulete aufgefunden wurden (u. zw. entweder in Dolmen oder in Felsenhöhlen) und die insgesammt der neolitischen Zeit angehören.

„Nun werde ich durch Belege beweisen, dass uns auch aus Mitteleuropa zweifellose Beispiele der Trepanation vorliegen; es sind dies drei Schädel, über welche ich eben reden will, nämlich zwei, die in den Reihengräbern von Strupčic bei Komotau (in Böhmen) durch den Herrn Ingenieur Pudil gefunden wurden und ein weiterer, der aus der Býčí-Skálahöhle (in Mähren) herrührt und durch den Herrn Dr. Wankel bereits bekannt geworden ist. Die zwei ersteren sind nunmehr Eigenthum des vaterländischen Museums in Prag, der dritte ist noch im Besitze des Herrn Dr. Wankel." — (Die Schädel werden nun im Originale vorgelegt und mit grossem Interesse von den Anwesenden geprüft. — Die von Strupčic sind: ein männlicher und ein weiblicher Schädel, beide vollkommen entwickelt und daher älteren Leuten angehörend; der aus der Býčí-Skálahöhle eines beiläufig zwölfjährigen Mädchens.) Hierauf analysirt der Vortragende alle drei Schädel im Detail und folgert daraus, dass auf allen diesen Cranien die Operation in ihren Kinderjahren stattfand, in der Weise, dass mit einem scharfen Feuerstein-Instrumente ein Loch ausgeschabt wurde, und zwar auf dieselbe Art, wie sie auch bei den französischen erscheint. — „Der Unterschied zwischen ihnen" — fuhr der Vortragende fort — „besteht nur darin, dass auf den böhmischen Cranien die Trepanirung an der Stirn und oberhalb der Schläfe, wo das Haupt also vom Haar nicht gedeckt war, vollzogen wurde, auf den französischen aber wurden die vom Haar entblössten Haupttheile geschont und nur auf den vom Haare gedeckten Schädeltheilen durchgeführt."

„Was die Trepanation nach dem Tode anbelangt (trepanation posthume), wurden zwar in Böhmen keine grösseren Amulets aufgefunden, nichtsdestoweniger findet man doch auf dem weiblichen Schädel von Strupčic offenbare Spuren von Ausschneidungen, die darauf hindeuten, dass von dem Rande der trepanirten Oeffnungen kleine Stücke ausgefeilt wurden, deren Form mit jenen von der Insel Sachalin von mir am Foramen magnum von Ainosschädeln entdeckten vollständig übereinstimmen und die ich bereits anderwärts beschrieben habe."

„Wenn wir nun den ganzen Sachverhalt erwägen und alles hier kurz Gefasste untereinander vergleichen, finden wir, dass in den böhmischen Ländern in der vorgeschichtlichen Zeit die nämlichen Trepanationen wie in der neolitischen Zeit in Frankreich stattgefunden haben. Ich will mich absichtlich in eine vorzeitige Discussion über einen möglichen archäologischen Zusammenhang dieser beiden Entdeckungen von Böhmen und Frankreich nicht einlassen, obzwar man der Wahrheit gemäss schliessen muss, dass der Gebrauch der Trepanation bei den slavischen Bewohnern Böhmens nicht üblich war und dass die bisher in Böhmen entdeckten zwei Cranien von Strupčic offenbar Langschädel (Schädelindex =

67 und 68) sind, und hiemit als nichtslavisch erscheinen. Ueber den dritten Schädel aus der Býčí-Skálahöhle will ich nichts Positives urtheilen, da er noch unentwickelt ist, jedoch muss ich bemerken, dass er den Charakter eines Kurzschädels (Index = 82) an sich trägt. — Schliesslich muss ich die Wichtigkeit des Einflusses betonen, den die drei in Böhmen-Mähren aufgefundenen trepanirten Cranien auf die zukünftige Entwicklung und Aufklärung dieser wichtigen Frage ausüben müssen, und ich hoffe, dass bei einer grösseren Aufmerksamkeit, die, wie ich mich überzeugt habe, die böhmischen Fachmänner heutzutage diesem Gegenstande widmen, in kurzer Zeit diese Raritäten durch mehrere andere Funde entweder auf denselben oder auch an anderen neu entdeckten Orten vermehrt und die Art der einheimischen Trepanation ergänzen werden." —

Da sich weiter Niemand zum Worte meldete (die Sitzung dauerte bereits über $3^1/_2$ Stunden), schloss der Vorsitzende die Verhandlungen mit einer Anrede an die Versammlung, in der derselbe für die Auszeichnung, die ihm durch die Wahl zum Vorsitzenden zu Theil wurde, warm dankte; worauf der Geschäftsleiter im Namen der Versammelten dem Vorsitzenden seinen Dank erwiederte.

Sämmtliche Verhandlungen und Vorträge, die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, fanden in böhmischer und polnischer Sprache statt. An selben hatten sich betheiligt:

Die Damen: Frau Strzyżowska (Krakau), Frl. Pazderníkova (Prag) und Frl. Magdalena Wanklova (Blansko). Die Herren: Dr. Stefan Berger (Prag), Klim. Čermak (Časlav), Dr. Jos. Emler (Prag), Prof. Hnilička (Prag), Břetislav Jelinek (Prag), Kyril Jurenka (Prag), Dr. Katz (Prag), Dr. J. Kalousek (Prag), Fr. Kittler, A. Knittel, Dr. Js. Kopernicki (Krakau), Dr. Lambl (Prag), Lego (Prag), k. k. Statthaltereirath Moric Lüssner (Smichov), Maticzka, V. R. Mazura (Žamberk), Jos. Mužik (Hořovic), Gottfried Ossowski (Krakau), k. k. Bergrath Frt. Pošepny (Přibram), Čeněk Ryzner (Roztoky), Prof. J. Řežabek (Prag), Prof. Jos. Smolik (Prag), Ludwig Schneider (Jičín), J. Schulz (Prag), Thearer, Dr. Hein. Wankel (Blánsko), P. Wojčicki, Const. Wojciechowski (Warschau), Dr. Joh. N. Woldřich (Wien), Vavruška, Prof. F. Zoubek (Smíchov) etc. etc.

Kleinere Mittheilungen.

1.

Wo bleibt die Analogie?

Herr Geheimrath Virchow in Berlin hat in seiner eben erschienenen Schrift über den menschlichen Unterkiefer aus der Šipka-Höhle in Mähren (Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, Jahrgang 14, p. 310) Nachstehendes angeführt:

„An dem Šipka-Kiefer ist Alles so gross, dass man daraus, selbst wenn man mit mir den Kiefer für den eines Erwachsenen nimmt, auf eine recht grosse, oder wenn man mit den Herren Schaffhausen, Wankel, Maška und Woldřich den Kiefer für den eines 8- oder 9jährigen Kindes ansieht, sogar auf eine riesige Rasse schliessen müsse.

„Wo bleibt hier die Analogie?"

Diese dahingeworfene Frage können wir vollkommen ausreichend dahin beantworten, dass diese Analogie in einem Kieferfragment des Menschen, welches unter dem Diluvium der Býčískála-Höhle in Mähren mit Höhlenbärenknochen gefunden wurde, offen und unbestreitbar zu Tage tritt.

Der Sachverhalt ist nachstehender: Im Jahre 1869 stiess ich in mehreren Meter Tiefe in obbenannter Höhle unter dem Höhlenlöss auf einen diluvialen Schotter, bestehend aus Sand, scharfkantigen Kalktrümmern, Grauwackengeschiebe, zerbrochenen Höhlenbärenknochen mit einigen wenigen Menschenknochen und zwar einem zahnlosen zerbrochenen Unterkiefer, einem Stück Oberschenkelknochen, einem Lendenwirbel-Fragment und einem zu Staub zerdrückten Cranium.

Ich theilte dies in einem Briefe meinem Freunde Prof. Hyrtl mit, welcher ihn in den Sitzungsberichten der kais. Akademie zu Wien, 58. Band, I. Abth., p. 7, dem Wortlaute nach veröffentlichte. In Folge einer Aufforderung des Herrn Hofrathes R. von Hauer, in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft darüber zu berichten, erschien von mir ein kleiner Aufsatz im I. Bande der Mittheilungen vom Jahre 1870, pag. 101, worin ich des Fundes des Menschenkiefers mit Höhlenbärenknochen näher gedachte. Schon damals fiel mir die ungewöhnliche Grösse und Dicke eines kindlichen Kiefers auf, aber durch einen unvorhergesehenen Zufall wurde derselbe verlegt und nur ein glücklicher Zufall brachte ihn neuester Zeit wieder zu Tage, gerade zu einer Zeit, in welcher die Šipka-Kiefer-Frage beginnt acut zu werden.

Das Unterkieferstück bildet in der That eine frappante Analogie zu dem Šipka-Kiefer; es ist ein ebenfalls defectes, jedoch besser erhaltenes Stück, die Aeste sind wohl theilweise abgebrochen, dafür aber ist das Mittelstück wohlerhalten, die Zähne sind ausgefallen, dafür aber sind alle Alveolen vorhanden, wenn auch der Alveolarrand etwas abgestossen ist. Die Farbe des Stückes ist graubraun gleich der der Höhlenbärenknochen, mit zahlreichen schwarz braunen Dentriten durchmischt. Von den zurückgebliebenen Alveolen

sind zehn vorhanden, und zwar vier der Schneidezähne, zwei der Eckzähne und vier nach den Doppelwurzeln des ersten Prämolar. Es sind dies durchgehends Milchzähne gewesen, und der Umstand, dass vom zweiten Prämolar noch keine Spur vorhanden ist, lässt mit Gewissheit annehmen, dass die erste Dentition noch nicht vollendet war und das Alter des Kindes auf höchstens zwei Jahre angesetzt werden muss. Die Alveolen der Schneidezähne sind sehr seicht, hingegen die des Eckzahnes und des ersten Prämolars aber bis auf 8 Mm. tief, gross und breit und setzen sehr grosse und starke Milchzähne voraus.

Was nun den Kiefer ebenso auszeichnet wie den Šipka-Kiefer und an dessen Seite stellt, ist die verhältnissmässige Grösse und Dicke.

Vorläufig sei bemerkt, dass die Mentalhöhe 25, die des Šipka-Kiefers 29 Mm., die Höhe in der Gegend der ersten Wurzel des linken ersten Prämolaren 28, die Dicke unten am Kinn genau in der Mitte 12, die des Šipka-Kiefers 11 Mm. beträgt.

In Anbetracht dessen, dass der Šipka-Kiefer, nach dem Zahnprocess zu urtheilen, von einem 9—10jährigen Knaben herrühren dürfte, der aus der Býčískála-Höhle, aber einem höchstens 2 Jahre alten Kinde angehörte, sind die kleinen Differenzen gar nicht in Betracht zu ziehen und wir können vielmehr mit Recht und Gewissheit behaupten, dass die Dimensionen dieses Kiefers bei einem Alter von 9—10 Jahren noch grösser geworden wären, als die des Šipka-Kiefers und wir mithin ein zweites Riesenkind vor uns gehabt hätten.

Aus dem Angeführten folgt vorläufig, dass der Grösse des Šipka-Kiefers weder ein pathologisches Moment zu Grunde lag, noch eine Zahnretention vorhanden war, vielmehr aber, dass der quaternäre Höhlenmensch einer sehr grossen Menschenrasse angehörte.

Dr. Heinrich Wankel.

2.

Die Donnersteine als Medicin bei den mährischen Slaven.

Von *Florian Koudelka.*

Die Sonne steht wie ein glühender Ball am Firmamente und ihre sengenden Strahlen dringen tief in die zerklüftete Erdrinde; eine lautlose, verhängnissvolle Stille herrscht in der Gegend, welk und dürr hängt das Laub der Gewächse herab.

Bang und sorgenschwer erhebt der Landmann seine Blicke, kopfschüttelnd betrachtet er jenes kleine Wölkchen, das hoch oben aus blauer Ferne scheinbar unbeweglich herabschimmert. Weit und breit neigen sich strotzende, goldgelbe Aehren auf der Flur und harren sehnsüchtig der Sense. Es ist ja die frohe Zeit der Ernte eingetroffen, Alles freut sich, den Segen mühevoller Arbeit einzuheimsen.

Aber, weit entfernt, mit seiner lustig singenden Schaar in's Feld hinauszuziehen, eilt der Bauer von Stall zu Stall, sein Auge schweift prüfend und kummervoll über den Hof, den Garten, das Gebäude, das Feld, dann wieder hinauf zum Firmament und er begibt sich hinein in die Stube.

Er ahnt, er befürchtet Schreckliches!

Und thatsächlich, es dauert nicht lange und die Bläue des Himmels wird von schweren, dunklen Wolken verdrängt, ein pfeifender Sturmwind wälzt noch grössere, schwarze, verderbnissschwangere Massen heran — — ein fernes, dumpfes Grollen übertönt das Brausen des Windes. Lauter und immer lauter ertönt dieses Grollen, schon stürzen schwere Tropfen herab, zuckende Blicke erhellen die eingetretene Dunkelheit.

Und im Gebäude? — Baarhäuptig umsteht das Gesinde den einfachen länglichen Tisch und in der Mitte brennt vor dem Crucifix die grosse, dicke „Wetter- oder Donnerkerze", welche die sorgsame Hausfrau zu Mariä Lichtmesse vorsorglich von Priesterhand weihen liess. Bis herein vernimmt man den furchtbaren Donner, das Geräusch der herabströmenden Wasserfluthen und nur gedämpft ertönt aus dem Dorfe das Geläute der „Sturmglocke". Bei jedem neuen Blitz bekreuzigt sich furchtsam die Versammlung und murmelt mit zitternden Lippen einen frommen Spruch. — — —

Aber trotz der Wetterkerze und trotz der verbrannten Weihkätzchen toben die Elemente verderblich weiter. Jetzt — — — todtenbleich, mit geblendeten Augen stehen sie Alle wie erstarrt in dem magisch erleuchteten Zimmer, ein furchtbarer Schlag — und laut jammern die geängstigten Weiber auf.

Es hat eingeschlagen!

Fahle Blitze beleuchten das schreckliche Schauspiel im Garten. Der riesige Birnbaum liegt gespalten, niedergeschmettert am Boden und obwohl das Donnergetöse immer mehr und mehr verhallt, blickt noch Alles wie festgebannt hinaus voll Schauer und Furcht vor der schrecklichen Naturkraft. Erst in geraumer Zeit regt sich das steinalte Mütterchen hinter dem Ofen und nachdem es sich nochmals bekreuzt, murmelt es unverständliche Worte. Dann erzählt es den verschüchterten Horchern von dem wunderbaren, glatten, länglichen Steine, dem eine geheimnissvolle Zauberkraft innewohnt, und der tief an jener Stelle, die der Blitz berührte, in der Erde steckt. Immer höher wächst er allmälig aus der Tiefe empor und glücklich ist der, welcher in sieben Jahren dahin kommt. Denn er findet ganz an der Oberfläche einen grossen Schatz.

Das ist der Donnerstein. — —

Und der Aberglaube, der dem Donnersteine einen solchen Ursprung dichtete, verleiht ihm nicht wenig geheimnissvolle Kräfte. So manche unheilbare Krankheit des Menschen, nicht wenige Schäden des Hausviehes weichen nur dem einfachen Berühren mit einem solchen Wundersteine. Darum gibt die Hausfrau nur ungern, ja manche nicht einmal um schweres Geld diesen Stein her und in vielen Wirthschaften bewahrt man ihn von Geschlecht zu Geschlecht als ein theures Pfand aus alten Zeiten, zu dem in Unfällen immer und wieder Zuflucht genommen wird. Es ist dies ja der Donnerstein.

Man kennt die Donnersteine in fast allen Ortschaften unseres Vaterlandes und bewahrt sie auch, allerdings hier häufig, dort minder häufig, in manchen Orten fast in jedem Bauernhause in grossen Ehren.

Prof. L. H. Jeitteles berichtet uns, dass in den benachbarten Orten von Olmütz dieselben in sehr grosser Menge vorzukommen scheinen *).

„In dem Dorfe Gross-Senitz hat fast jeder Bauer einen solchen Donnerstein. Nicht um schweres Geld würde die Bäuerin

*) L. H. Jeitteles: „Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung.

einen hergeben; heilt sie doch damit die kranken Kühe, wenn sie wenig oder schlechte Milch geben, in welchem Falle die Euter mit dem Stein berührt werden." Man bewahrt sie besonders häufig in Smrschitz, Unter-Aujezd, Kanitz, Laschkau etc.

Ebenso häufig kommen sie in der Umgebung von Boskowitz vor, wo sie noch immer am Felde ausgeackert werden. „Nach der Meinung der Landleute in und bei Skalitz heilen alle Warzen bei Menschen und Pferden, wenn man sie vor Sonnenaufgang mit einem solchen Donnerstein berührt." In der Umgebung von Olmütz heilt das Volk einige Halsleiden damit, bei Krankheiten der Thiere werden die Donnersteine hier nur selten verwendet.

In Jezkovic, Bezhptmsch. Wischau, verwendet man sie als ein probates Mittel gegen den Kropf. Ausserdem besitzt ein solcher Stein, als Amulet getragen, die Macht, den glücklichen Besitzer vor jedem Ungemach zu schützen, während er den durch einen Wurf damit Getroffenen augenblicklich tödtet.

In der nächsten Umgebung von Brünn kennt man die Donnersteine in Horakow, Mokrau, Jirschikowitz, bei Blansko in Ruditz. Ein Inwohner von Hussowitz bei Brünn erzählte mir Folgendes: Seine Schwester hatte schon seit längerer Zeit eine Beule auf der Stirne, die lange nicht weichen wollte, und sie dem Gespötte preisgab, dass ihr ein Horn emporwüchse. Da hörte sie von einem alten Weibe, das sich mit Curiren allerlei Gebrechen und Schäden mittelst Salben und Kräutern befasste und begab sich zu ihr. Diese nahm sie auch sogleich in Behandlung und bestrich die Beule täglich mit einem länglichen, glatten Steine, wobei sie geheimnissvolle Sprüche murmelte. Nach dem Steine befragt, gab sie folgende Auskunft: „Mein Urgrossvater pflanzte in unserem Garten in Butschowitz einen Apfelbaum, der nach einigen Jahren eine Menge der besten Früchte trug. Während eines Sommers wurde aber dieser Baum vom Blitze getroffen und seit jener Zeit verdorrte eine Hälfte vollständig, was meinen Grossvater derart verdross, dass er den Baum fällte. Beim Absägen gewahrte er aber zu seinem grössten Erstaunen in dem Stamme ein kreisrundes Loch, das tief hinunter ging; er verfolgte dasselbe und fand in dem letzten Ausläufer einer starken Wurzel, wohin das Loch führte, einen länglichen, glatten Stein, es war dies der Donnerstein." Auch in Schimitz treibt ein solches altes Weib mit einem Donnersteine ihren Spuk.

In Keltschau bei Gaya schätzt man den Donnerstein sehr hoch, denn das abgeschabte Pulver heilt viele Krankheiten der Kinder; in den Passionstagen hat der Stein die Macht, den Ort vergrabener Schätze dem Sucher zu verrathen. In Kinitschka und Gurein bewahrt man den Donnerstein als Amulet gegen das Einschlagen des Blitzes in ähnlicher Weise wie das „Donnerkraut" (Sempervivum tectorum L.). Aus dieser Gegend gelang es mir, einen Donnerstein käuflich an mich zu bringen, es ist eine sehr schön polirte Dioritart. In Sloup kennt man auch hie und da die Donnersteine und ein Bergmann erzählte mir, dass sein seliger Vater einen solchen im Walde bei Sloup, oberhalb der Höhlen gefunden und mit besonderem Erfolg gegen den „Hexenschuss" verwendet habe.

Ist eine Kuh verzaubert, melkt sie gar keine, oder gar blutige oder blaue Milch, dann hilft gewiss ein Donnerstein in Leipnik, Urtschitz bei Prossnitz u. s. w.

Es liessen sich noch viele andere Ortschaften nennen, in welchen das Landvolk die wunderbaren Donnersteine als Medicin gegen irgend welche Krankheiten von Menschen und Vieh, oder als Amulete in Verwendung bringt. Sind auch die Anwendungsweisen verschieden, der Name Donnerstein (kámen hromovy) und sein Ursprung ist überall derselbe. Aber auch die Südslaven kennen den Donnerstein, sie benennen ihn mit einem synonymen Namen „Strela" und wie in Mähren, so verwendet man ihn auch in Croatien, Slavonien, im südlichen Steiermark, in Serbien u. s. w.

3.

Ein Hausberg nächst Schwarzau.

Westlich von Schwarzau, einem an der Schwarza (Niederösterreich) gelegenen Dorfe, das von Payerbach über die Singerin erreicht werden kann, erhebt sich der Pfarrkogel (924 M.), dessen nach Schwarzau abfallende Seite eine Erhebung, gewissermassen einen Vorberg trägt, welcher von den Bewohnern des Ortes mir mit dem Namen „Hausberg" bezeichnet wurde. Durch diesen Namen aufmerksam gemacht, begab ich mich, nachdem ich die erwähnten Höhlen besucht hatte, auf die Spitze und glaube allen Grund zu haben, annehmen zu können, dass diese Oertlichkeit wirklich prähistorische Bedeutung habe. Die sich dem Beschauer bietende Erscheinung ist die eines Hügels, der von einem 1½—2 M. breiten Weg umgeben ist, der an der rückwärtigen, der Spitze des Pfarrkogels zugekehrten Seite allmälig ansteigt, so dass der Mittelhügel an dieser Seite niederer als vorne erscheint. Der um den Hügel laufende Weg ist anderseits durch einen Wall begrenzt, der in dem gegen O liegenden Theil vollkommen erhalten, gegen SO und NNW fast völlig unkenntlich ist.

Was die Masse, die der Tumulus in seinen einzelnen Partien aufweist, anlangt, so wurden dieselben an der Oberfläche mit dem Messband abgenommen und ergaben sich folgendermassen: In den Richtungen NS und OW beträgt die Entfernung der beiden äusseren Seiten des Walles, demnach die Wall-, Weg- und Mittelhügelbreite, annähernd in der ersten Richtung 48 M., in der zweiten 50 M. Die Breite des Walles für sich wechselt zwischen 1 und 2 M., seine Höhe zwischen 30—60 Cm. im westlichen und 1—1½ M. im östlichen und nordöstlichen Theil. Die Breite des Weges, des Raumes zwischen Wall und Mittelhügel, ist mit wenig Abweichungen 1½ M. Die Höhe des Hügels auf der O-Seite beträgt an der Oberfläche gemessen 18 M., auf der W-Seite 12 M., wovon die ersten 6 M. auf schwächeren Abfall, die zweiten 6 M. auf steilen vertheilt sind. Der Mittelhügel ist oben abgeplattet und misst diese Abplattung, auf welcher zwei grössere Bäume ihren Standort haben, in der Richtung von N nach S 12 M., in der Richtung von WNW nach OSO 13 M., inclusive einer 6 M. breiten Erhebung, die sich auf ihr in dem gegen NO gelegenen Theil erhebt. Ausser den zwei erwähnten Bäumen finden sich am Mittelhügel auf dem Abhang gegen SO zu mehrere jüngere Bäume und ebenso tritt Baumwuchs auf dem Wall in seinem nordwestlichen Theile auf.

Nachdem es von Interesse wäre, im alpinen Theile Niederösterreichs Tumuli constatiren zu können und dieselben kennen zu lernen, habe ich mich veranlasst gesehen, auch diese Beobachtung zur Mittheilung zu bringen und gibt sie vielleicht, weiter mitgetheilt, Veranlassung zu eingehender Erforschung der betreffenden Localität.

C. Fruhwirth.

4.

Die Nandorer Höhlengruppe bei Vajda Hunyad in Siebenbürgen.

Im Thale des Patak, eines Nebenflusses der Maros, befinden sich in der Nähe der Gemeinde Nandor zahlreiche Höhlen, deren Untersuchung von Professor Gabriel Teglás im Auftrage der ungarischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft durchgeführt wurde. Eine Darstellung derselben findet sich in dem 132. Hefte der Mittheilungen des genannten Vereines.

Von den Höhlen sind insbesondere zwei von Bedeutung, nicht nur durch ihre Grösse, sondern insbesondere durch die Reichhaltigkeit der Ausbeute, die sie gewährten. Bei Besprechung derselben verdient der Umstand Beachtung, dass der Boden der Höhlen sich vielfach durchwühlt zeigte, so dass die meisten Funde sich nicht mehr an primären Fundstätten befanden; ebenso waren auch die die Höhlen umgebenden Felsenterrassen mit zahlreichen Gefäss- und Knochenfragmenten bedeckt. Thierreste waren sehr zahlreich; von ihnen kann allerdings nur ein Theil als fossil angesehen werden. Bereits im Jahre 1876 fand Sofie von Torma in einer dieser Höhlen zwei Geweihe von *Cervus megaceros, Hardtm.* Professor Teglás erwähnt überdies als Resultat seiner Ausgrabungen neben Knochen von *Hyaena spelaea, Ursus spelaeus, Rhinoceros tichorrhius, Equus primigenius, Bos primigenius* auch Reste von *Cervus elaphus, C. capreolus, Bos urus, B. taurus, Capra hircus, Ovis aries, Sus scrofa, Canis familiaris, C. lupus, C. vulpes, Castor fiber, Lepus timidus* und *Meles taxus.*

Skelettheile von Vögeln waren relativ häufig, namentlich solche von Schwänen, Hühnern, Enten und Gänsen.

Die Funde von Artefacten waren besonders zahlreich.

Vor Allem in grosser Menge Fragmente in Thongefässen, die grösstentheils ohne Scheibe angefertigt erschienen. Einen Theil der Gefässstücke, die eine Bearbeitung mit der Scheibe erkennen lassen, deutet Professor Teglás als römischen Ursprungs, da in nicht grosser Entfernung von den Höhlen in einem römischen Castelle gleiche Topfscherben sich fanden. Die Verzierung der Fragmente ist eine meist sehr einfache. Nur wenige Gefässe waren unversehrt, darunter mehrere kleine Kännchen, die in einer Seitennische der grösseren Höhle gefunden wurden.

Die vorgefundenen Werkzeuge und Waffen waren zum Theile aus Stein, vorwiegend Jaspis, Hornstein und Quarz, zum Theile aus Knochen gefertigt. Zu ersteren gehören besonders Aexte, Pfeilspitzen, zweischneidige Messer und Hämmer; zu letzteren eine zu einer Säge verarbeitete Rippe und ein am Ende durch Schleifen zugespitzter Hauzahn eines Schweines. Von Metallgegenständen fand sich blos ein Stückchen Kupferdraht.

Trotz der grossen Menge von Artefacten fehlten Menschenknochen gänzlich. Die einzige Ausnahme bildete ein Stück eines Schädelknochens, das jedoch Professor Lenhossék in Pest für recent erklärte.

Im Allgemeinen scheinen die vorgefundenen Thierreste und Artefacte sehr verschiedenen Zeitabschnitten anzugehören, da einerseits Knochen von wirklich fossilen Thieren zugleich mit solchen noch heute lebender vorkommen, anderseits auch die vorgefundenen Geräthe einen verschiedenen Grad der Vollkommenheit aufwiesen.

(Aus Mittheilungen des H. Gabriel Téglas.)

5.

Das Hunnen-Grabfeld am Dobogó bei Keszthely (Ungarn),

durchforscht von Professor Dr. Wilhelm Lipp.

Herr Professor Dr. W. Lipp hat im vorigen und in diesem Jahre 1594 Gräber in dem genannten Orte geöffnet und über seine Resultate im diesjährigen Juni-Hefte der „Ungarischen Revue" einen ziemlich ausführlichen Bericht publicirt, dem ich Folgendes entnehme:

Das Grabfeld am Dobogó besteht aus Flach- oder Reihengräbern. Der Hügel, auf dessen südlichen und östlichen Abhängen sich das Grabfeld ausbreitet, ist ein Dolomitfelsen, dessen Oberfläche mehr oder weniger verwittert ist. Diese seine Beschaffenheit bedingt auch die Lage der Gräberreihen. Auf den höher liegenden Stellen, wo der Dolomit theils kreideweich, theils sehr bröckelig ist, sind die Reihen, die von Westen nach Osten laufen, sehr dicht und knapp nebeneinander, es ist sozusagen jedes Fleckchen ausgenützt, die Scheidewände zwischen den Reihen und Gräbern sind öfter kaum 5 bis 10 Centimeter stark. Die Skelete liegen in der Regel von Westen nach Osten, nur am südöstlichen Abhange, und zwar ganz unten fand Prof. Lipp zu seiner nicht geringen Ueberraschung drei Reihen Gräber, in denen die Todten von Osten nach Westen gebettet sind. Diese Gräber gehören offenbar — schliesst Prof. Lipp — einer jüngeren Periode an, weil die spärlichen Beigaben ausschliesslich von Eisen sind. Das Grabfeld ist an mehreren Stellen unterbrochen und Prof. Lipp nimmt daher an, dass mindestens über 1000 Gräber zerstört worden sind. Die einfache Beerdigung ist die einzige Bestattungsart. Spuren von Holzsärgen fanden sich vor. In einem Doppelgrabe lagen zwei Männer, jeder mit 5 bis 6 Messern und einer Hacke ausgerüstet. Dieses seltene Beispiel von Freundes- oder Bruderliebe ehrte Prof. Lipp und liess die Beiden unangetastet zudecken. Uebrigens waren fünf Sechstel der Beerdigten Frauen und Kinder und nur ein Sechstel Männer. Das beweist, dass es ein kriegerisches Volk war, dessen Männer auf Schlachtfeldern ihre Gebeine liessen. Dass es ein Reitervolk gewesen ist, schliesst Prof. Lipp daraus, dass sehr viele von den bestatteten Männern unverkennbare Merkmale von schlecht zusammengeheilten Beinbrüchen aufwiesen. Die grosse Mehrzahl der Männer besteht, nach der Ausstattung der Gräber zu urtheilen, entweder aus sehr armen Leuten, vielleicht Sklaven, oder aus Greisen und Krüppeln. Die Skelete weisen auf einen mittelgrossen Menschenschlag, mit sehr knochigem, gedrungenem Körperbau. Die Männer haben zumeist Säbelbeine, das Attribut eines Reitervolkes. Die Schädelform ist eine dolichocephale. Die näheren anthropologischen Bestimmungen wird Prof. Dr. Aurel Török vornehmen.

Als Beigaben der Männergräber sind Eisenwaffen zu erwähnen, ebenso verschiedene Dolchmesser aus Bronze oder Eisen sind nie fehlende Attribute eines Mannes. An Hausgeräthen hat der Mann häufig Stahl und Feuerstein bei sich. An Schmucksachen ist es ein Armring aus Bronze oder Eisen, ferner silberne oder bronzene Fingerringe. Die grösste Verschiedenheit in Form und Ornamentirung hat der Gürtelschmuck. Die Gräber der Mädchen und Frauen sind am mannigfaltigsten; Perlen wurden in allen Gräbern gefunden.

Man sieht aus der ganzen Bestattungsweise, dass das schwächere Geschlecht in Ehren gestanden haben muss, was man bei einem Volke der Völkerwanderung kaum erwarten würde.

Zum Schlusse erörtert Lipp noch die Frage: welcher Zeit und welchem Volk gehört dieses Grabfeld, und auch das schon früher durchforschte in Keszthely*) an? Die in den Gräbern gefundenen Römermünzen gehen bis Gratianus, eine spätere byzantinische oder fränkische kommt nicht vor. Dies beweist, dass man den Gräbern kein höheres Alter als das V. Jahrhundert anweisen kann. Es fanden sich ferner römische Gegenstände, welche deutlich zeigen, dass dieses Volk der unmittelbare Erbe der in Pannonien ansässig gewesenen Römer war. Es lässt sich auch annehmen, dass römische Handwerker noch im Lande verblieben, welche diese Gegenstände verfertigt haben. Prof. Lipp schliesst daraus, dass auf diesen Grabfeldern Hunnen bestattet waren und dass diese Grabstätten von den später eingewanderten Awaren benützt wurden, eine Ansicht, der sich auch Franz Pulszky und Dr. Otto Tischler angeschlossen haben. Prof. Lipp wird seine dankbaren Untersuchungen fortsetzen.

Dr. Fligier.

6.

Kappadocische Inschriften.

Der Engländer Ramsay hat unlängst fünf kappadocische Tafeln mit Keilinschriften erworben. Dabei fand man einen Scarabaeus und Terracotta-Figuren, welche ganz und gar denjenigen entsprechen, die Schliemann in Troja gefunden hat. Er hat ferner zwei sonderbare Steine untersucht, die zwischen Amasia und Amisos gefunden wurden. Dieselben sind bedeckt mit rohen Reliefs, von denen eines einen König und seine Diener in hittitischer Kleidung darstellt, wie sie Gefangene vorführen, deren Costüm Ramsay das phrygische nennen möchte. Nach dieser Scene kommt eine Keilinschrift von fünf Zeilen, welche getrennt sind von einer anderen Zeile, die wiederum hittitischen Texten ähnelt. Hierauf kommt ein Kennzeichen, welches in den hittitischen Inschriften das Ende eines Paragraphen angibt. Die Formen der Schriftzeichen sind roh und bemerkenswerth. Die Sprache gleicht ganz und gar derjenigen der kappadocischen Inschriften. Die Inschrift des zweiten Steines besteht aus zwei kurzen Linien von gänzlich unbekannten Schriftzeichen. Wie man sieht, beherbergt Kleinasien auch eine grosse Zahl Denkmäler, welche für die Aufhellung der Ethnologie dieses ebenso interessanten wie wichtigen Landes von unschätzbarer Bedeutung sind. Diese Nachricht entnehme ich der trefflichen Londoner Zeitschrift „Academy“ vom 2. September 1882. **Dr. Fligier.**

7.

Zur Somatologie der Franzosen.

Bekanntlich hat Broca in seiner ausgezeichneten Abhandlung „sur la race celtique ancienne et moderne“ den Beweis erbracht, dass die Kelten somatisch als zwei ganz verschiedene Völker bezeichnet werden müssen. Die eigentlichen Kelten (Gallier) waren brachycephal und von dunkler Complexion, am besten haben sich ihre Nachkommen in den Auvergnaten (Arverner), Savoyarden (Allobroger) und Bretonen erhalten. Den hellen Typus der Nordfranzosen hat Broca als den kymrischen bezeichnet. Denselben tragen auch vielfach die britischen Inselkelten an sich. Wesentlich bestätigt werden diese Resultate durch eine Arbeit des englischen Anthropologen Dr. Beddoe in Bristol, welcher vor Kurzem der anthropologischen Gesellschaft in Paris eine werthvolle Abhandlung unter dem Titel „sur la couleur des cheveux et des yeux dans la France du Nord et dans la France du Centre“ vorgelegt hat. Seine Beobachtungen hat er an 4750 Individuen angestellt. Das Gebiet seiner Beobachtungen umfasst die Provinzen Bretagne, Normandie, Champagne, Berry, Auvergne und die Departements Haute Loire und Ardèche. Die wenigsten Personen mit schwarzen Haaren finden sich in der Normandie und zum Theil in der nordöstlichen Bretagne, die Zahl der Individuen mit schwarzem Haar nimmt bedeutend zu in Berry und Ardèche und culminirt in der westlichen Bretagne. Die Farbe der Augen entspricht nicht immer derjenigen der Haare. Lichte Augen kommen z. B. gerade in der westlichen Bretagne vor. Lichte Augen in Verbindung mit schwarzem Haar kommen dagegen bei den britischen Inselkelten oft vor. **Dr. Fligier.**

8.

Die wichtigen archäologischen Funde des Fräulein Sophie von Torma in Siebenbürgen.

Carl Gooss*), der leider zu früh verstorbene siebenbürgische Forscher, hat im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, XIV. Band, III. Heft, einen Bericht über die Funde des Fräulein *Sophie von Torma* erscheinen lassen, den ich schon früher besprochen hätte, wenn mir das Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde früher zugekommen wäre. Da Fräulein *von Torma* auf der diesjährigen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Frankfurt am Main eine Rede über ihre Forschungs-Ergebnisse gehalten hat, die mir jedoch noch nicht zugekommen ist, und ausserdem ein grosses Werk demnächst erscheinen lässt, an dem sich Männer wie der ungarische Akademiker Graf Geza Kuun, C. Mehlis, Professor Sayce in Oxford und Heinrich Schliemann als Mitarbeiter betheiligen, so will ich nur auf das Wesentlichste in Carl Gooss' Bericht aufmerksam machen.

Es sei gleich im Voraus bemerkt, dass sich aus den Funden vielfache Beziehungen der Bewohner Siebenbürgens zu den Bewohnern Kleinasiens ergeben. Sie rühren aus der Periode des hittitisch-kleinasiatischen Cultureinflusses, wie ihn z. B. die zweite Stadt auf dem Boden Ilions zeigt (vergl. Schliemann, Ilios). Fräulein von Torma erklärt sich diese wahrhaft prähistorischen Beziehungen damit, dass sowohl die uralte Bevölkerung Siebenbürgens (Agathyrsen, Dacier) als auch die Bewohner von Troas zum thrakischen Stamme gehört haben. Der Ansicht war auch Carl Gooss. Er

*) „Ungarische Revue“ 1881, S. 429—444.

*) Carl Gooss, Gymnasial-Professor in Schässburg (Siebenbürgen), hat sich um die Aufhellung der vorrömischen und römischen Epoche Siebenbürgens die grössten Verdienste erworben. Seine zumeist in seltenen Zeitschriften zerstreuten Schriften haben überall die verdiente Anerkennung gefunden. Im vorigen Jahre hat den kranken Forscher seinen Fachgenossen der Tod entrissen. Möge die Erinnerung an den wackeren Mann noch lange bei seinen Fachgenossen fortleben!

bemerkt l. c. p. 622: Wenn Fligier in seinen — Arbeiten über die ethnographischen Verhältnisse Südost-Europas und Kleinasiens die Ausbreitung des thrakischen Stammes von der Nordküste des schwarzen Meeres über die Balkanhalbinsel und ihr Hinterland bis zu den Karpathen und in das Quellgebiet der Weichsel, sowie über ganz Kleinasien aus Fluss-, Gebirgs-, Volks-, Gau-, Orts- und Personennamen und Culten, die auf diesem ungeheueren Gebiete durchaus gleichartig vorkommen, nachgewiesen hat; so fügt dazu auch unsere flüchtige Betrachtung der beschriebenen prähistorischen Funde im südwestlichen Siebenbürgen einen neuen Beweisgrund hinzu, indem sie zeigt, dass die Bewohner Hissarliks aus der vorhellenischen Periode, welche nachweislich mit den stammverwandten Thrakern Dakiens die gleiche Sprache redeten, auch in ihrer Lebensweise, Industrie und Geschmacksrichtung Gemeinsames hatten, wenn schon die Cultur im Osten weiter fortgeschritten und daher alle Lebensverhältnisse behäbiger waren als in den rauhen Gebirgsthälern Siebenbürgens.

Dr. Fligier.

9.

Aus der Vorzeit des südlichen Tirol.

Einer interessanten Arbeit des Herrn Augusto Panizza*) entnehme ich, dass Trentino archäologisch schon so weit durchforscht ist, dass man auf die Nationalität der ältesten Bewohner des Landes einen Schluss ziehen kann. Die in Trentino gemachten archäologischen Funde entsprechen vollständig den in den Pfahlbauten und Terremare Italiens gemachten Funden.

Man kann daraus den Schluss ziehen, dass sie von den Italikern oder Umbro-Sabellern herrühren. Da diese Funde nördlich vom Brenner nicht vorkommen, so schliesst Panizza daraus, dass die Italiker von Süden her Trentino betreten haben. Diese Funde finden sich im Thale der Etsch und an ihrem Nebenflusse Noce, an der Sarca und Chiese, endlich an der Brenta. Meine Meinung, dass die Italiker über den Brenner eingewandert sind, hat durch archäologische Funde keine Bestätigung gefunden. Die Italiker haben, wie es übrigens neuestens Chierici und Pigorini bewiesen haben, die Pfahlbauten in der Schweiz bewohnt, bevor sie die Apenninenhalbinsel betreten haben. In der letzten Nummer dieser Mittheilungen suchte ich zu beweisen, dass die Italiker gleich den Hellenen und Germanen ein dolichocephales Volk gewesen sind. Die Schweizer Pfahlbautenbewohner waren gleich den Bewohnern des Pfahlbaues im Laibacher Moore dolichocephal. Die wenigen Brachycephalen der Schweizer Pfahlbauten zähle ich den Etruskern bei. Ich stimme mit Pigorini vollständig überein, dass die Italiker die Bronze aus dem Osten gebracht haben. Da Osteuropa nachweislich die Heimat aller arischen Stämme ist — das unwissenschaftliche und geradezu alberne Gerede von einer asiatischen Heimat der Arier darf nicht ernst genommen werden — so sind auch die Italiker von Osteuropa nach dem Westen gewandert. In Osteuropa ist ihnen von Asien her — vermuthlich aus Kleinasien — die Bronze bekannt geworden. Die Hellenen haben vor den Italikern im vollsten Steinzeitalter Osteuropa verlassen. Die Bezeichnung der Bronze und Bronzetechnik ist in beiden Sprachen eine ganz verschiedene, wie dies W. Helbig schlagend nachgewiesen hat.

Der Weg, welchen die Italiker eingeschlagen haben, lässt sich archäologisch wie bei keinem zweiten arischen Volke nachweisen. Sie zogen nördlich von den Karpathen. In den Höhlen bei Krakau, wo ein mit der Bronze bereits vertrautes Volk gewohnt hat, obwohl Steinartefacte noch immer vorherrschten, finden wir ihre ersten Spuren. (Die Krakauer Höhlen hat Ossowski im Auftrage der Krakauer Akademie der Wissenschaften durchforscht und beschrieben.) Ihre Spuren finden wir weiter in Olmütz. Hierauf zogen die Italiker nach Ungarn. Pigorini hat bekanntlich bei Gelegenheit des internationalen Anthropologen-Congresses in Budapest (1876) in der alten Ansiedelungsstätte bei Tószeg im Jazyger Districte die vollständige Analogie mit den Terremare seiner Heimat constatirt. Der Pfahlbau des Neusiedlersees ist ihnen natürlich auch zuzuweisen. Von Ungarn zogen die Italiker nach Krain, wo noch im Laibacher Moor die Pfahlbauten von ihnen herrühren (ein dolichocephales Volk!) Von hier zogen sie über Kärnten und Salzburg nach Oberösterreich, wo sie wiederum in den Pfahlbauten des Mondsees die Spuren ihrer einstigen Anwesenheit zurückgelassen haben. Sie durchzogen hierauf Baiern (Würmsee!) und besiedelten die Schweiz, wo sie gleichfalls Pfahlbauten errichtet haben. Von hier aus haben sie die Apenninenhalbinsel betreten. Helbig's Scharfsinn ist ferner der Beweis gelungen, dass die Pfahlbauten Oberitaliens und hierauf die Terremare der Emilia von den Italikern errichtet worden sind.

Es ist auch wahrscheinlich, dass die Etrusker sammt den Rhätern und Euganeern gleichfalls nicht über Tirol, sondern über die Schweiz den ihnen jedenfalls bekannten Italikern nachgefolgt sind.

Dr. Fligier.

*) Augusto Panizza. Sui primi abitatori del Trentino Archivio trentino pubblicato per cura della direzione della biblioteca e del museo comunali di Trento. Anno I, fasc. I. Trento 1882.

10.

Die Ursitze der Semiten*).

Prof. Guidi hat in den Denkschriften der römischen Accademia dei Lincei die Frage nach den Ursitzen der Semiten einer recht gründlichen Untersuchung unterzogen. Alle Semiten, wenn man die Ge'ez Abessiniens ausnimmt, haben dieselbe Bezeichnung für „Fluss", dagegen wird „Berg" mit verschiedenen Worten bezeichnet. Daraus kann man schliessen, dass die Semiten in ihren Ursitzen an einem grossen Flusse gewohnt haben und dass ihre Heimat nicht gebirgig sein konnte. Hiermit ist Armenien nächst den angrenzenden Theilen Assyriens als Urheimat der Semiten ausgeschlossen. Wären alle Semiten aus dem Centrum Arabiens gekommen, so müssten sie für „Wüste" eine gleiche Bezeichnung haben. Die Wüste der Aramaeer konnte aber, wie dies die Etymologie des Wortes „madhberâ" zeigt, Heerden ernähren.

Alles spricht somit dafür, dass in der Gegend am unteren Euphrat die Ursitze der Semiten zu suchen sind.

Dr. Fligier.

*) Della Sede primitiva dei popoli semitici. Memoria del Socio Aquario Guidi. R. Accademia dei Lincei. Roma 1879.

11.

Hittitischer Cultureinfluss in Kleinasien.

Prof. Sayce in Oxford, der verdienstvolle Orientalist, hat Schliemann's neuestem Werke „Ilios" eine Abhandlung beigegeben, welche von dem Einflusse der Hittiter Mesopotamiens auf die sogenannte dritte und vierte Stadt auf dem Boden Ilions handelt. Die semitischen Hittiter vermittelten dem Westen vorwiegend die Cultur Babyloniens und es kann jetzt als ausgemacht gelten, dass der Einfluss der Hittiter auf Kleinasien auf dem Landwege ein bedeutenderer gewesen ist, als der Einfluss der Phönizier auf dem Seewege. Ueberhaupt hat man ungerechter Weise den Phöniziern so manches Verdienst zugeschrieben, das den Hittitern gehört. Sayce hat, wie ich glaube, überzeugend dargethan, dass die Hittiter vor den Phöniziern die Kleinasiaten mit ihrer Schrift bekannt gemacht haben. Aus dieser Schrift hat sich auch die kyprische entwickelt. Hittitische Schrift war um die Mitte des VII. Jahrhunderts v. Chr. in Cilicien im Gebrauche (vergl. „Academy 1882, vom 10. Juni). Neuerdings fand man hittitische Inschriften in Rephanea (Seleucia Pieria) und in Marash in Syrien (vergl. „Academy" vom 12. August), in Thyana in Kappadocien (= Dana des Xenophon) und Boghas, Keni und Enjuk (= Pterion) in Phrygien (vergl. „Academy" vom 5. August und „Ausland" Nr. 28). Fräulein v. Torma fand solche Schriftzeichen in Siebenbürgen! Wie man sieht, war der hittitische Cultureinfluss ein recht intensiver.

Dr. Fligier.

12.

Die erste Entdeckung eines Steinzeitalters in Dalmatien

lautet die Ueberschrift einer Abhandlung des rühmlichst bekannten kroatischen Archäologen Abbé Ljubić, die in der kroatischen archäologischen Zeitschrift „Vjestnik hrvatskago arkeologičkoga družtva. Godina III, Broj) unlängst abgedruckt worden ist. Auf der Insel Lesina (kroatisch Hvar), wurde in der Nähe von Starog-Grad, genannt Purčin-Kuk, eine ungeheure Höhle entdeckt, in welcher Messer und Beile verschiedener Art gefunden wurden. — Ein Steinzeitalter ist somit für die dalmatinischen Inseln von Ljubić definitiv constatirt worden.

Die benachbarte Insel Veglia (kroatisch Krk) ist dagegen sehr reich an sogenannten Mogilen (Grabhügeln). Diese Denkmäler müssen der illyrischen Urbevölkerung dieser Inseln zugewiesen werden. Auch die illyrischen Urbewohner Italiens kannten keine Bronze, denen sie erst durch die Italiker bekannt geworden ist. Ein arischer Stamm — die Illyrier — hat also ohne Kenntniss der Metalle die zwei südlichen Halbinseln besiedelt. Es ist also die Meinung unrichtig, dass alle Arier in ihrer gemeinsamen Heimat bereits Metalle gekannt haben.

Archäologisch ist diese Meinung in illyrischen Gebieten gründlich widerlegt worden. Nebenbei sei hier bemerkt, dass Krk (der kroatische Name der Insel Veglia) illyrischen Ursprungs ist und dass dieser Name in dem gleichfalls illyrischen Namen der Insel Korkyra (Krkir?) enthalten ist.

Dr. Fligier.

13.

Eine vorhistorische illyrische Venus.

In Nr. 4 des I. Bandes der kroatischen archäologischen Zeitschrift berichtet Ljubic über eine in Konijk in der Herzegowina gefundene Statue einer vorhistorischen Venus. Der archaische Styl und schon der erste Anblick — sagt Ljubić — weisen sie der vorhistorischen Zeit zu (arkaizam, kojse jasno očituje na ovom Kipiću već na prvi pogled stavlja go medju predmete prähistor. dobe.) — Ljubić zieht zum Vergleich einige in der bekannten Nekropole zu Villanova bei Bologna gefundene weibliche Statuen (vergl. Gozzadini, La Necropole de Villanova Bologna 1870, pag. 32—36, wo es von diesen Idolen heisst: toutes nues d'une grossiéreté primitive) und weist sie dem illyrischen Stamme der Ardiaeer zu, wobei er zugleich an einen hellenischen Einfluss denkt. Bei den Hellenen wurden die Grazien, die Göttinnen der Jahreszeiten und die Horen unbekleidet dargestellt. In der besprochenen Statue vermuthet er das Bild einer „Venus pudica" der illyrischen Eingeborenen.

Dr. Fligier.

14.

Uralte Königsgräber in Paphlagonien.

Das Interesse für die Archäologie Kleinasiens nimmt immer mehr zu. Von Tag zu Tag mehren sich die Funde, welche von einer hohen Cultur der Halbinsel in sehr frühen Epochen das schönste Zeugniss ablegen. Während des Monats August hat Prof. G. Hirschfeld aus Königsberg Kleinasien wiederum durchreist. In Paphlagonien, dem jetzigen Vilajet von Kastamuni, hat er, wie ich der Zeitschrift „Globus" Nr. 15, Jahrg. 1882, entnehme, uralte Königsgräber mit Abbildungen von Phallen, Löwen, Jagdscenen etc. entdeckt.

Dr. Fligier.

Literaturberichte.

1.

Vámbéry, Hermann. Der Ursprung der Magyaren. Leipzig. Brockhaus. 1882. 8. XII. 587 S.

Um den Ursprung einer Nation zu erforschen, gibt es im Ganzen drei verschiedene Wege, nämlich 1. den anthropologischen, 2. den historischen und 3. den linguistischen. Damit ist nicht gesagt, dass jeder der Wege die anderen ausschliesse oder allein zum Ziele führen könne; es ist damit vielmehr die verschiedenartige Methode, die man bei Erörterung der Frage befolgen kann, angedeutet.

Was die anthropologische Methode anlangt, so ist sie eine der sichersten, die es gibt; sie vermag aber auch, gleich der sichersten aller Wissenschaften, der Mathematik, blos über gewisse Allgemeinheiten Aufschluss zu geben und hat, soll sie mehr als dies bieten können, die ausgedehnteste Empirie zur Voraussetzung. Dort, wo gar keine Mischungen mehrerer Völker vorliegen, wo ein einheitlicher Typus herrscht, ist es ziemlich leicht, diesen zu bestimmen und auf eine Formel zurückzuführen. Dagegen wird es dort, wo zahlreiche Mischungen vorhanden sind und diese erwiesenermassen mehrere Jahrhunderte weit zurückreichen, sehr schwer, ja oft unmöglich, den ursprünglichen Typus eines Volkes nachzuweisen und seine allmäligen Umgestaltungen näher zu bestimmen.

Was die zweite, die historische Methode anlangt, so führt sie am wenigsten zu einem sicheren Ziele, da ihr Material selten vollständig ist und in Folge der geringen wissenschaftlichen Bildung (im modernen Sinne) der Verfasser der betreffenden Nachrichten an Widersprüchen leidet. Sie bedarf also einer eingehenden Kritik, hat mithin gewisse durch eine andere Methode bereits gewonnene sichere Resultate zu ihrer Voraussetzung.

Dagegen ist die dritte, die linguistische Methode relativ die sicherste und bestimmteste. Ihr Object liegt in der Regel vor unseren Augen und erlaubt uns nicht so sehr allgemeine, als vielmehr concrete Resultate aufzustellen, deren Richtigkeit wir jeden Augenblick prüfen und durch Vermehrung des Materials bestätigen können.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der durch seine Reisen in den asiatischen Türkenländern berühmte Budapester Professor Herm. Vámbéry, sucht der vielfach, sowohl von den kaltabwägenden Männern der Wissenschaft, als auch von den heissblütigen Patrioten ventilirten Frage über den Ursprung des magyarischen Volkes, respective dessen ethnologischer Stellung beizukommen, indem er den zweiten, historischen, und den dritten, linguistischen Weg einschlägt. Es zeigt sich dabei, dass der historische Weg so gut wie zu gar keinem sicheren Resultate führt, da wir aus den Nachrichten der Araber (Jbn-Dasta), Byzantiner (Constantinus Porphyrogenitus) und der einheimischen Chronisten blos über die alten Sitze und Wanderungen der Magyaren sowie deren Sitten, nicht aber über deren Sprache und Nationalität Aufschlüsse erhalten. Dass die Araber und Byzantiner die Magyaren als „Türken" bezeichnen, hat nach Vámbéry's eigenen Ausführungen (vgl. S. 130) nicht viel auf sich und würde höchstens erst dann verwerthet werden können, wenn das heutige Magyarische als türkisches Idiom unzweifelhaft nachgewiesen wäre.

Daher haben für uns die Untersuchungen Vámbéry's über die magyarische Sprache, worin das Magyarische als türkisches Idiom zu erweisen versucht wird, in Betreff der Frage über den Ursprung des magyarischen Volkes die höchste Wichtigkeit. — Wir müssen jedoch gestehen, dass Vámbéry nicht mit der gehörigen Strenge zu Werke gegangen ist, wie es die in Rede stehende Frage erfordert. Eine Mischsprache, mit welcher er operirt, ist ebenso ein Unding, wie ein Mensch, der zwei leibliche Väter besitzen soll. Es wäre zuvor nothwendig, diesen missbräuchlich angewendeten Ausdruck genau zu definiren und dann streng in einem und demselben Sinne zu verwenden. Wenn Jemand z. B. das Englische oder Osmanisch-Türkische als Mischsprachen bezeichnet, so kann er dies doch nur in dem Sinne thun, dass er behauptet, das zu den germanischen Sprachen zählende Englisch habe französische, das zu den türkischen Sprachen zählende Osmanische habe arabisch-persische Elemente in sich aufgenommen. Dabei wird es Niemandem einfallen, das Englische auch zu den romanischen, das Osmanische auch zu den semitischen oder indogermanischen Sprachen zu rechnen. Und gesetzt auch, es liesse sich nachweisen, dass neun Zehntel des englischen und osmanischen Sprachschatzes fremdes Eigenthum, dagegen blos ein Zehntel sammt dem grammatischen Bau ursprünglich sind, dann wird trotzdem das Englische als germanische und das Osmanische als türkische Sprache anerkannt werden müssen.

Wir halten es daher für vollkommen überflüssig und die Schärfe des Beweises abschwächend, dass Vámbéry das lexikalische Moment in die Untersuchung hereinzieht, ja sogar neben demselben das eigentliche grammatische Element so nebenbei stiefmütterlich (im Ganzen 15 Seiten!) behandelt. — Darin liegt das Mangel- und Fehlerhafte der ganzen Untersuchung! — Ist das Magyarische eine türkische Sprache (auf eine Mischsprache gehen wir nicht ein), so muss es als solche aus der Grammatik erwiesen werden, so wenigstens fordert es die Bopp'sche Methode. Durch die blosse Untersuchung des Lexikons verfallen wir in die alte Vocabelvergleichung, welcher ja Bopp mit der von ihm begründeten Methode für immer ein Ziel gesetzt hat.

F. Müller.

2.

Müller, Ferdinand. Unter Tungusen und Jakuten. Erlebnisse und Ergebnisse einer Olenek-Expedition der k. russ. geogr. Gesellschaft in St. Petersburg. Mit vier Abbildungen und einer Karte. Leipzig. Brockhaus. 1882. 8. X., 326 S.

Der Verfasser, ehemals Professor am Gymnasium in Irkutsk, machte in Gemeinschaft mit dem Geologen Alexander Czekanowsky, einem Polen, der in Folge seiner Betheiligung an der letzten polnischen Insurrection nach Sibirien verbannt worden war, die im Jahre 1872 von der k. geographischen

Gesellschaft in St. Petersburg angeordnete Expedition zur Erforschung der unteren Tunguska (östl. Nebenfluss des Jenissei, nicht weit von Turuchansk einmündend) und des Olenek (westlich von den Lena in's Eismeer mündend) mit und unternimmt es in dem vorliegenden Werke seine Erlebnisse während der Reise in erzählender Form mitzutheilen.

Wenn auch die landschaftlichen Schilderungen, persönlichen Erfahrungen und naturwissenschaftlichen (geologisch-meteorologisch-botanisch-zoologischen) Beobachtungen vorwiegen, so gehen dennoch die Anthropologie und Ethnographie nicht leer aus, und wir können hier manchen Zug gewinnen, der das aus anderen Quellen bereits gewonnene Bild der Tungusen und Jakuten vervollständigt und das Leben der sibirischen Polarvölker lebendig illustrirt. Vor allem anderm jedoch dürfte das Buch dazu beitragen, die falschen Anschauungen, welche über Sibirien in Europa im Allgemeinen cursiren, zu berichtigen. **F. Müller.**

3.

G. Ossowski. Dritter Bericht über die im Jahre 1881 durchgeführten archäologisch-anthropologischen Höhlenuntersuchungen in der Gegend von Krakau. (Mit drei Tafeln.) *)

In weiterer Fortsetzung der schon vor drei Jahren begonnenen Höhlenuntersuchungen der Gegend von Krakau bringt Herr Ossowski in dieser inhaltsvollen Abhandlung die ebenso interessanten wie für die Vorgeschichte des Landes wichtigen Resultate seiner Nachgrabungen in den zahlreichen Höhlen der Mnilröw'er Schlucht westlich von Krakau. Wenn auch diese in den Kalksteinen des obersten weissen Jura befindlichen Höhlen und Grotten sich nur wenig von einander unterscheiden und nur in ihrer Gesammtheit ein lohnendes Studium darbieten, so ist schon ihr ganz ausserordentlicher Reichthum an verschiedensten prähistorischen Objecten wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf diese Gegend besonders zu lenken.

In allen diesen grösstentheils an den Ufern des Sankabaches gelegenen, vom Verfasser mit neuen Namen belegten Höhlen lassen sich in den daselbst befindlichen Anschwemmungen drei verschiedenartige Schichten unterscheiden, und zwar zu oberst lehmige Dammerde, 10 bis 20 Cm. mächtig, dann lehmig-sandige Dammerde mit Kalksteingerölle, bis zu 1 M. mächtig, zu unterst ein dichter Lehm mit grobem Schotter und unregelmässig zerstreuten grösseren Blöcken.

Die erste Schichte lieferte noch frische Knochen jetzt in dieser Gegend lebender Säugethiere, wie Dachs, Fuchs und zahlreiche Vögelreste, sonst aber keine wichtigeren Objecte. Erst die zweite Schichte war die eigentliche Fundstelle von allerlei, vorwiegend aus Thierknochen und Tropfstein, seltener aus Hornsteinen verfertigten Gegenständen. Es sind das knöcherne Nadeln von verschiedenster Form und Grösse, Keile, Messer, Spateln, Schmuckgegenstände, thier- und menschenähnliche Figuren, ja in der Höhle „Pod Kochanka" wurden sogar mehrere Glieder einer Halskette aus Bronze gefunden.

Eine reiche Fauna ist hier, meist in losen Knochenbruchstücken und Splittern, vertreten; man fand *Cervus alces, Cervus elaphus, Ovis aries, Bos sp., Equus caballus, Sus scrofa, Ursus arctos, Meles taxus, Canis lupus, Lulpes vulgaris, Castor fiber, Lepus timidus, Felis sylvestris, Antilope rupicapra*, nebst zahlreichen verarbeiteten oder noch unzerstörten Menschenknochen.

In der dritten Schichte liegt die echte diluviale Fauna vergraben mit Resten von *Elephas primigenius, Rhinoceros sp., Ursus spaeleus, Equus, Cervus alces* und *elaphus* und *Bos*. Von Menschenhand herrührende Gegenstände sind aber bisher aus dieser Schichte nicht bekannt.

Den Schluss der vorliegenden Arbeit bildet die nähere Untersuchung einiger wichtiger, bisher gar nicht oder nur unvollständig bekannter Objecte. Am längsten wird der Verfasser bei der Beschreibung der aus Knochen verfertigten Thier- und Menschenfiguren aufgehalten. Mit Recht hebt er die sorgfältige Vollendung mancher Figuren hervor, die in den beigegebenen Tafeln anschaulich gemacht werden. Die Deutung des Verfassers einiger menschenähnlichen Figuren als Götzenbilder kann jedoch nur mit grosser Reserve angenommen werden. Jedenfalls hat sich derselbe durch diese Höhlenuntersuchungen ein grosses und unbestreitbares Verdienst erworben und die von ihm zusammengebrachte Sammlung (bis zu 6000 allein aus Knochen und Tropfstein verfertigten Stücken) bleibt eine wahre Zierde der Krakauer Akademie der Wissenschaften. **Dr. Ladislaus Szajnocha.**

*) Man vergleiche den Vortrag des Herrn G. Ossowski über diesen Gegenstand in den in diesem Hefte enthaltenen Verhandlungen der anthropologischen und archäologischen Section des zweiten Congresses der böhmischen Aerzte und Naturforscher.

4.

Sigismund Gloger. Prähistorische Ansiedelungen im Flussgebiete der Biebrza.

In der vorliegenden Mittheilung beschreibt der Verfasser, wenn auch nur sehr flüchtig, die von ihm in neuester Zeit entdeckten, an den Ufern der Biebrza, eines Seitenflusses der Narew im Gouvernement Grodno gelegenen prähistorischen Ansiedelungen aus der Steinzeit. In allen acht der Reihe nach aufgezählten Localitäten, wie Szafranek, Orowiec, Sośnia, Szostaki, Bursyn, Ruthi novy, Sambor und Kepa gielczyviska sammelte der Verfasser ein reiches Material, welches hauptsächlich aus Pfeilspitzen, Steinäxten, Messern, Steinsägen, Glas und Chromsteinsplittern, wie auch aus durchgebrannten Bruchstücken von Knochen und Thongefässen bestand. Besonderes Interesse verdienen die dreieckigen, wie Pfeilspitzen geformten Glassplitter und die in Kepa gielcsyviska am häufigsten gefundenen Bruchstücke von Thongefässen, deren sorgfältige und mannigfaltige Verzierung wohl schon auf einen ziemlich hoch entwickelten Schönheitssinn der damaligen Bewohner zu schliessen erlaubt. Auf Grund der topographischen Vertheilung dieser Ansiedelungen kommt der Verfasser zum Schlusse, dass die prähistorischen Völker ebenso wie ihre späteren Nachkommen ihre Lager an sandigen Flussufern am ehesten gründeten, wo sie sich auch von der Jagd und vom Fischfange am reichlichsten ernähren und im Nothfalle in den benachbarten Sümpfen und Wäldern vor dem Feinde eine sichere Zuflucht finden konnten.

Dr. Ladislaus Szajnocha.

3.

Virchow. Alttrojanische Gräber und Schädel. Mit 13 Tafeln. Aus den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1882.

Wenige Landstriche in der Welt — sagt Virchow — dürften so reich mit hoch aufragenden und weithin sichtbaren Hügeln von künstlichem Aufbau oder wenigstens Anschein ausgestattet sein, als das vordere Troas. Nirgends sonst bezeichnen so alte Sagen die einzelnen Hügel als die Grabstätten der berühmtesten Helden. Die Arbeit des Aufgrabens hat indessen wenig Ergebnisse geliefert. Nur ein einziger der grösseren Hügel, oder wie sie türkisch heissen, Tepés, hat bis jetzt eine Ausnahme gemacht. Es ist dies der Hanai-Tepé, einer der grössten Hügel. M. Frank Calvert hat das Verdienst, ihn zuerst untersucht zu haben. Die grosse Zahl von menschlichen Skeleten, welche er darin fand und von denen Alles, was davon erhalten ist, sich gegenwärtig in Berlin befindet, bot die nächste Veranlassung zu dieser Schrift Virchow's. Mr. Calvert hat auch das erste und bis jetzt einzige grosse Gräberfeld, welches in der vorderen Troas bekannt geworden ist, in der Nähe von Renköi gefunden. Endlich ist es Schliemann gelungen, in der grossen Trümmerstätte des Burgberges von Hissarlik einige Schädel und zwar aus sehr tiefen Schichten zu gewinnen. Die grosse Bedeutung dieser Funde — sagt Virchow — liegt klar zu Tage: ihr hohes Alter sichert ihnen schon einen hervorragenden Werth und die genaue Feststellung ihrer Lage gestattet es, wenigstens ihr relatives Alter zu bestimmen. Eine genaue Bearbeitung dieser ehrwürdigen Reste kann für manche Fragen der alten Völkerkunde und der vergleichenden Ethnologie Anhaltspunkte gewähren. Renkiöi entspricht nach Calvert's Meinung dem alten Ophrynion. In den Gräbern fand man dagegen Kaisermünzen von Philippus, Maximinus Pius und Alexander Severus. Ihre Zeitbestimmung ist also eine ziemlich sichere. Sie dürften durch ein Jahrtausend ungefähr von denen des Hanai-Tepé getrennt sein.

Er fand 15 Schädel und zwar:

	Männer	Weiber	Summa
Brachycephalen .	5	3	8
Mesocephalen . .	5	—	5
Dolichocephalen .	2	—	2

Der sechste Schädel, welchen Calvert aus archäologischen Gründen in das 6. oder 5. Jahrhundert v. Chr. versetzt, war ein dolichocephaler.

Nach diesen Erfahrungen nimmt Virchow keinen Anstand, zu sagen, dass der Schädeltypus der kleinasiatischen Griechen, etwa abgesehen von der Höhe, schon im 5. oder 6. Jahrhundert in den meisten Haupteigenschaften festgestellt war und den das Gräberfeld von Ophrynion in verhältnissmässiger Reinheit zeigt. Die Brachycephalie dominirt im Ganzen und nur die Mesocephalie stellt ein erhebliches Element der Mischung dar. Im Ganzen stimmt Virchow mit Weisbach überein.

Im Jahre 1872 hat Schliemann ein weibliches Skelet ausgegraben, im Jahre 1873 zwei ganze Gerippe, welche die Reste kupferner Helme auf dem Kopfe hatten. Schliemann rechnet diesen Fund der dritten verbrannten Stadt zu, wahrscheinlich waren es Leichen von Kriegern. Der erste Schädel ist ausgemacht brachycephal, der zweite gehörte einem jüngeren Manne von sehr edler Bildung an. An den sonst gelblichweissen und höchst brüchigen Knochen sieht man einzelne grünliche Flecke vom Bronzehelm. Der andere Schädel ist subdolichocephal und der dritte Schädel ist ausgemacht dolichocephal. Der Schädel aus der Urne oder dem Kruge der dritten Stadt ist wiederum dolichocephal und gehörte einem weiblichen Individuum an. Was den ersten anbetrifft, so muss man berücksichtigen, dass er der einzige ist, welcher in der sogenannten zweiten Stadt gefunden wurde. Die Hissarlik-Schädel tragen nach Virchow in höchst auffälliger Weise das Aussehen von Knochen einer schon in vorgerückter Civilisation befindlichen Bevölkerung an sich. Nichts Wildes, nichts von massenhafter Knochenbildung, von besonders starker Entwickelung der Muskel- und Sehnenansätze ist an ihnen zu bemerken. Alle Theile haben ein glattes, feines, fast graciles Aussehen. Die Ueberreste der Nahrungsstoffe, welche in grosser Menge die verschiedensten Schichten des Trümmerberges von Hissarlik durchsetzen, legen Zeugniss davon ab, dass Ackerbau, Viehzucht und Fischerei schon von der ältesten Bevölkerung mit Erfolg getrieben wurden.

Calvert unterscheidet in seinem Durchschnittschema tiefere griechische, etwas höhere römische, hierauf byzantinische und zu oberst moderne türkische Gräber. Da nun diese Gräber aus so verschiedenen Zeiten sind, so würde es nichts Auffälliges an sich haben, wenn sich eine grössere Mannigfaltigkeit der Formen ergeben hätte. Virchow ist aber in hohem Masse von der verhältnissmässig grossen Homogenität des Materials überrascht worden. Keine Brachycephalie, keine Chamäkonchie, ein einziger Fall von Platyrrhinie — das ist sicherlich recht überraschend.

Die Reste dieser Todten lassen sich mit den Resten menschlicher Leichname aus der dritten Stadt von Hissarlik, auch mit dem Schädelfragment aus der Stadt Ophrynion vergleichen und man kann daraufhin die Vermuthung aufbauen, dass die alttrojanische Bevölkerung sich in erkennbaren Resten noch bis in die byzantinische Zeit fortgepflanzt hat. Aber um eine solche Vermuthung zu einer begründeten Lehre zu erheben — sagt Virchow — wird es noch einer beträchtlichen Verstärkung der Thatsachen bedürfen. Die schwierigste Aufgabe für die vergleichende Ethnologie ist die, zu ermitteln, woher die brachycephalen Elemente gekommen sind, welche in immer zunehmendem Masse die neuere Bevölkerung von Anatolien durchsetzen, und in ihrem Typus, wie es scheint, verändert haben. Als der natürlichste Ausgangspunkt bietet sich allerdings das gegenüberliegende Thracien dar. Wie noch jetzt Bulgaren und Albanesen von dorther hinüberströmen und die Bevölkerung durchsetzen, ist leicht zu beobachten, und dass ähnliche Beziehungen schon im fernsteu Alterthum bestanden, das beweisen die Zeugnisse der klassischen Schriftsteller (z. B. des Strabo. A. d. R.) und insbesondere auch der Ilias. Aber die alte und namentlich die prähistorische Anthropologie Thraciens ist erst zu machen; dann fehlen vor der Hand fast alle Unterlagen. Wir können umsoweniger darüber hinweggehen, als die Möglichkeit nicht zu läugnen ist, dass schon in alter Zeit brachycephale Stämme einen grossen Theil Kleinasiens eingenommen haben. Die Armenier sind ein schlagendes Beispiel hierfür. So weit Herr Professor Virchow.

Die Vermuthung des Herrn Professor Virchow, dass das brachycephale Element Anatoliens auf Rechnung der in

Kleinasien eingewanderten thrakischen Stämme (der Myser, Treren, Kimmerier, Bithyner, Bebryker und Mariandyner) zu setzen sei, findet beinahe darin ihre Bestätigung, dass die Rumänen, directe Nachkommen der alten Thraker, ein exquisit brachycephales Volk sind. Ich habe in meinem Aufsatze „die Nationalität der Trojaner, Correspondenzblatt 1882, August" zu beweisen gesucht, dass in Troja auf eine dardanische oder teukrische Bevölkerung später eine thrakische gefolgt ist Nun ist es bezeichnend, dass auf eine dolichocephale Bevölkerung in Troas eine brachycephale gefolgt ist. Die Mesocephalen in Troas sind das Resultat einer Mischung des dolichocephalen und des später hinzugekommenen brachycephalen Elementes. Die Dardaner in Troas waren ebenso Illyrier, wie die Dardaner im Centrum der Balkanhalbinsel.

Die Albanesen, Nachkommen der alten Illyrier, sind ein brachycephales Volk und aus diesem Grunde könnte man vielleicht die Reste der dolichocephalen Bevölkerung des alten Troas den alten Dardanern, welche den Thrakern vorausgegangen waren, absprechen. Das ist durchaus nicht der Fall. Die Messapier Unteritaliens sind doch auch Illyrier gewesen und waren dolichocephal. Es muss demnach unter den alten Illyriern ein brachycephales und ein dolichocephales Element gewesen sein. Es ist auffallend, dass, wie ich in meinen Beiträgen zur altitalischen Ethnologie zeige, troische Namen gerade bei den Messapiern wiederkehrten.

Dr. Fligier.

6.

Tomaschek, Wilhelm. Die Goten in Taurien. Wien 1881. Hölder.

Der Verfasser spricht vorerst über diejenigen Völker, welche vor dem Erscheinen der Goten in Taurien gewohnt haben. Leider müssen wir im Voraus erklären, dass wir selten mit dem Verfasser einverstanden sein können. Auf der einen Seite sehen wir uns genöthigt, die oft sehr willkürlichen Behauptungen des Verfassers zurückzuweisen, auf der anderen Seite müssen wir aber auch erklären, dass der Verfasser seinen Stoff bei Weitem nicht beherrscht.

Falsch sei die Meinung des Herodot und des Aristeas, dass die Kimmerier ein von den Skoloten (Scythen) verschiedenes Volk gewesen sind. Woher weiss das der Verfasser? Woher weiss es Herr Tomaschek, dass die Assyrier (vergl. Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wiss. XCIX. Band, p. 503) die Skoloten Gimirri nannten? Die Kimmerier waren im Kampfe mit den Skythen und sollen selbst Skythen gewesen sein! *) Wer soll das Herrn Tomaschek glauben? Die bekannte Stelle bei Strabo: Οἱ Κιμμέριοι οὓς καὶ Τρῆρας ὀνομάζουσι — Τρηρῶν Κιμμερικοῦ ἔθνους beweist, dass man die Kimmerier für Verwandte der Treren hielt, und an der thrakischen Abstammung der Treren zweifelt ja auch der Verfasser nicht. Der Verfasser übersieht eine Tradition der thrakischen Mariandyner in Kleinasien, nach welcher Mariandynos, der heros eponymos der um Heraclea wohnenden Mariandyner, ein Sohn des Kimmerios gewesen ist. Auch durch diese im Schol. zu Apollon. Rhod. I 1126 enthaltene Tradition der Mariandyner ist die thrakische Herkunft der Kimmerier erwiesen. Es muss hier noch bemerkt werden, dass Kallisthenes von Heraclea nachweislich die Quelle für das erwähnte Scholion zu Apollonius von Rhodus gewesen ist, und ein in Heraclea, im Lande der Mariandyner geborener Grieche konnte doch über diese Verhältnisse weit besser unterrichtet sein, als Herr Tomaschek, um etwa zwei Jahrtausende später.

Die Kimmerier südlich von Pontus (ὑποκάτω τοῦ Πόντου) kannte auch Heraclides Ponticus (Etymol. Magnum). Diese Griechen, welche im Lande der Mariandyner geboren waren, konnten daher sehr gut über die Verwandtschaft der Kimmerier und Mariandyner instruirt gewesen sein. Wie kann daher Herr Tomaschek so apodiktisch sich über Herodot äussern? Bezeichnend hiefür ist der Umstand, dass der Verfasser in seiner später erschienenen Schrift: „Zur Kunde der Haemos-Halbinsel" von den skytho-thrakischen Kimmeriern spricht (sic!) — also die Kimmerier doch auch zur Hälfte Thraker?

Die Taurer, die Urbewohner der Krym, welche wahrscheinlich kimmerischen Stammes waren, hält Herr Tomaschek für Čerkessen (!!). Wie mögen diese dorthin gekommen sein? Gewiss auf einem jetzt nicht mehr ganz gewöhnlichen Wege! Die Taurer waren keine Čerkessen, den Beweis hierfür hat indirect Diefenbach definitiv geführt. Hätten die Čerkessen einmal so weit nordwestlich sich ausgedehnt, so würden in ihren Sprachen Entlehnungen aus älteren arischen Sprachen, wie z. B. aus dem Iranischen, ebenso enthalten sein, wie in den Sprachen der finnischen Gruppe. Die Entlehnungen der kaukasischen Sprachen sind aus dem Mittel- und Neugriechischen (aus der Epoche Justinians, vergl. die Kämpfe der Byzantiner mit den Kaukasiern, wie sie von Agathias und Procop geschildert werden). Man weiss ferner aus Agathias, dass das Christenthum damals bei den Kaukasiern Fortschritte machte und dass begreiflicherweise mit dem byzantinischen Christenthum auch einzelne mittelgriechische Wörter in den Sprachschatz der Kaukasier eindrangen. Die iranischen Entlehnungen gehören aber dem benachbarten Sprachschatze der Armenier und Osseten an.

Der Schlussband der vortrefflichen Völkerkunde Osteuropas von Diefenbach erschien so ziemlich gleichzeitig mit Tomaschek's Goten; er hätte sonst die Taurer nicht zu veritablen Čerkessen gemacht. Herr Tomaschek hätte daher auch bei der Anzeige des trefflichen Werkes von Diefenbach in der Gymnasialschrift sich etwas vorsichtiger benehmen sollen, da er aus diesem Werke noch Vieles lernen konnte. Er hätte sich auch die ihm auf p. 395/96 des II. Bandes zu Theil gewordene Zurückweisung erspart.

Hierauf geht Herr Tomaschek auf Anthropologisches ein, um die čerkessische Herkunft der alten Taurer zu beweisen (une idée fixe!). Er sagt dort: Auf dem Boden Tauriens, namentlich in den Grabhügeln von Kerč (Bosporos, Pantikapaion) sind Schädel gefunden worden, welche den makrocephalen Typus aufweisen; ebenso 1873 in Tiflis. Er schliesst daraus: Die makrocephalen Schädel der Krym den kaukasischen Aboriginern, den Taurern, abzusprechen liegt kein Grund vor. Wirklich? Vederemo! Dr. A. Weisbach hat im V. Bande, p. 653, dieser Mittheilungen einen makrocephalen Türkenschädel beschrieben und neuerdings im letzten Hefte, p. 77, ein Gegenstück aus Erenkiöi in Kleinasien

*) Kommt aber sehr oft dennoch vor, dass sich Völker derselben Völkerfamilie bis zur Vernichtung bekämpfen. Anm. d. Red.

an die Seite gestellt. Der letztere Schädel stammt aus der christlich-byzantinischen Zeit. Weisbach vermuthet, dass er einem Armenier angehört hat, da er unter den armenischen Lastträgern (Hamals) in Constantinopel, die aus Siwas stammten, zahlreiche Individuen beobachtete, welche nach dem Augenschein ähnlich gestaltete Köpfe besassen. Unter den Herrn Weisbach zugänglichen Makrocephalen ist der aus Erenkiöi der meist brachycephale und zugleich auch der höchste. Makrocephale Schädel kamen somit bei den meisten um den Pontus herum wohnenden Völkern vor und lässt sich daraus kein Schluss auf ihre Nationalität ziehen. Neuerdings hat Mereschkowskij auf der Halbinsel Krym die Höhle „der Tausend Köpfe" untersucht. Der Breitenindex bei zehn Schädeln war zwischen 77—87 schwankend, im Mittel 82 oder mässig brachycephal, ein Schädel war ganz brachycephal, 93, und einer dolichocephal. Unter den 12 Schädeln der „Bim-Basch-Kob" entsprechen alle in jeder Beziehung den Tataren-Schädeln. Das beweist aber nichts — wie Köppen *) treffend bemerkt —, da die Bevölkerung aus einer Mischung von Tauriern, Scythen, Goten und Griechen besteht. Mereschkowskij besitzt ein grosses Material, das er erst publiciren soll. Makrocephale Schädel sind indessen dort nicht gefunden worden, womit die Theorie des Herrn Tomaschek widerlegt erscheint. Zu Gunsten seiner Tauren-Theorie führt noch Herr Tomaschek an, dass wie im nordwestlichen Kaukasus im Stromgebiete des Kuban, so auch im Gebiete der Taurer ganz übereinstimmende megalithische Denkmäler sich vorfinden, welche den Vorfahren der Kaukasier angehören (?). Herr Tomaschek bemerkt zum Schluss: Die Streitfrage, ob die gleichartigen Denkmäler, welche von Westeuropa an über Nordafrika und die Pontusländer in oft ununterbrochener Verbreitung bis zum Irawadi in Hinterindien hinreichen, einem prähistorischen oder mehreren verschiedenen Völkern angehören, lassen wir unerörtert. Diese Frage ist schon gründlich erörtert worden von dem Engländer Fergusson und ich habe in Band VIII dieser Mittheilungen (vgl. meinen Aufsatz: „Zur prähistorischen Ethnologie der pyrenäischen Halbinsel") den wesentlichen Inhalt der Forschungen Fergusson's wiedergegeben. Fergusson hat gezeigt, dass viele Dolmen des Westens aus der christlichen Zeit herrühren. Man kann daher nicht immer von prähistorischen Erbauern der Dolmen sprechen, wie es Herr Tomaschek thut. Die Erbauer der Dolmen in Krym waren nach Köppen, Russische Revue V, p. 547, dolichocephal. Da wir uns die Goten gleich den meisten germanischen Stämmen der Völkerwanderung als ein dolichocephales Volk vorstellen müssen, so könnte man vielleicht annehmen, dass die Dolmen der Krym von den Goten herrühren. Die Halbinsel Krym muss verhältnissmässig spät von Menschen betreten sein. Mereschkowskij und Köppen negiren entschieden eine Steinzeit in der Halbinsel Krym und Beide haben gründliche Studien auf der Halbinsel gemacht. Bronze, Eisen und Glas finden sich bereits in den alten Gräbern. Wenn wir annehmen, dass Osteuropa die ursprüngliche Heimat der Indo-Europäer ist — und diese Ansicht hat auch Tomaschek in der „Zeitschrift für österr. Gymnasien" in einer Anzeige der Arier von Pösche verfochten — so ist natürlich auch anzunehmen, dass sie das nahe Taurien auch zuerst betreten und besiedelt haben. An einer anderen Stelle *) habe ich bereits zu zeigen gesucht, dass die Kaukasier südlich vom Kaukasus viel weiter verbreitet waren, während nördlich vom Kaukasus die Arier hausten. Leider hat Herr Tomaschek die Berichte Hawelka's in unseren Mittheilungen (1877) nicht benutzt, auch nicht den II. Band der Materialien zur Vorgeschichte des Menschen in Osteuropa nach polnischen und russischen Quellen von Kohn und Mehlis. Das Horazische „nonum prematur in annum" hätte auch der Verfasser des besprochenen Buches beachten können. Die Epigraphik ist z. B. auch nicht gehörig ausgenutzt und hätte zu recht interessanten Untersuchungen die Veranlassung bieten können. Man denke nur an τῇ θεᾷ Σωλ. Wer war diese Sol? Oder an die Ἀστάρη, in der ich eine siderische Gottheit vermuthe und mit griechisch ἀστήρ, armenisch astł „Stern" verglichen habe (Astłik, Venus der Armenier). Geradezu haarsträubend sind die türkischen Etymologien des Verfassers. Türk. aghač-ir (Ἀκατζιροι der byzantinischen Schriftsteller) bedeutet nach Vámbéry „weisser Phoenix" und Tomaschek hat daraus Waldleute gemacht. Im Namen der türkischen Bittugores liegt nicht türk. „bärd", ausserordentlich, wie Tomaschek meint, sondern nach Vámbéry bitgur der Wachsende oder biturgur = der Vertilgende. Den Namen der Utiguren erklärt Tomaschek als folgsam, gesittet. Er macht diesem rohen hunnischen Volke ein Compliment, das auf dieses Volk am allerwenigsten passt! Vámbéry sagt: Utigur heisst wörtlich der Uebereinstimmende von uti, neuere Form uji, uj, übereinstimmen, und dem Adjectivsuffix gur. Utigur ist nach Vámbéry mit Uigur identisch. In dem Namen des Ζαβεργάν, Führers der Kutriguren, vermuthet Tomaschek türk. tsäbär, gut, hübsch. Wiederum ein Compliment für den rohen Hunnen. In der Abkürzung -γάν wäre dann die Abkürzung chan von chakan zu vermuthen, was aber aus dem einfachen Grunde unmöglich ist, als diese Abkürzung nach Vámbéry erst im 13. Jahrhundert auftritt. Vámbéry vermuthet daher in Zabergan den türkischen Eigennamen Šah-bergen = regi datus. In den nun folgenden Abschnitten handelt der Verfasser über die Goten in Taurien, resp. er bringt den Inhalt zweier russisch geschriebenen Abhandlungen von Bruun und Kunik mit einigen Beobachtungen in deutscher Sprache wieder, auf die wir nicht weiter eingehen wollen, da der Name Kunik für eine grössere Gründlichkeit spricht, als sie dem Verfasser eigen ist. Das Heranziehen weit entlegener Sprachen zum Vergleiche ist bereits an einer anderen Schrift des Verfassers, „Centralasiatische Studien" von Herrn Prof. v. d. Gabelenz im „Centralblatt" (1881), in verdienter Weise getadelt worden. Ich glaube daher nicht nöthig zu haben, nach dem absprechenden Referate des Herrn v. d. Gabelenz noch einmal auf die Methode des Herrn Tomaschek einzugehen.

Dr. Fligier.

*) Russische Revue, IX. Jahrg. (1882) 4. Heft.

7.

A. B. Meyer. Ueber die Namen Papúa, Dajak und Alfuren. Aus den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien 1882.

Ueber die Provenienz des Namens Papúa war man lange Zeit im Unklaren. Nun hat aber van Hoevell neuerlich nach-

*) Urzeit Vorderasiens. Gaea 1881. Heft 5.

gewiesen, dass das Wort noch heutigen Tages im Ambrón'schen Malayisch gebraucht wird und zwar in anderer Bedeutung als kraushaarig, welche Bedeutung daher als übertragene aufzufassen wäre. Es heisst nämlich Ambon (Amboina) papua verworren, VAN HOEVELL und A. B. MEYER nehmen an, dass der Volksname von dieser Bedeutung entlehnt sei. Ob das Wort papua nun ein ursprünglich malayisches sei, oder ob es aus einer Sprache der Molukken, im vorliegenden Falle von Amboina, in's Malayische übergenommen wurde, will A. B. MEYER nicht entscheiden, wenn er auch zu der letzteren Annahme sich hinneigt, und er hält es für sehr wahrscheinlich, dass schon lange vor dem Eintreffen der Europäer die Bewohner der Molukken die Insel Neuguinea „Papua" nannten, und dass diese das Wort nicht aus einem papuanischen Sprachschatze schöpften. Das Haar der Bewohner jenes Landes nannten sie „papua", d. h. verworren, und übertrugen dann diese Bezeichnung auf Land und Leute selbst, da die Eigenschaft des verworrenen Haares für sie eine sehr auffallende war.

Uebrigens sagt man in den Sprachen jenes fernen Ostens niemals, wie wir es thun, schlankweg Papua für Land und Leute, sondern stets (mal.) tana papua, orang papua = Papualand, Papuamensch. Später erhielt das Wort papua im ganzen Archipel die Bedeutung von kraushaarig, welche es noch trägt. Noch viel unsicherer als die Herkunft und die Bedeutung des Wortes papua ist die des Namens „Dajak", mit welchem im Allgemeinen die wilden Stämme Borneos bezeichnet werden. Der letztere Name ist noch dunkel. Ganz und gar ausschliessen kann man es, dass die Bewohner dieses Landes sich ursprünglich selbst in collectiver Weise „Dajaks" genannt haben. Der Name Celebes ist an Ort und Stelle unbekannt, wenn auch die Herleitung desselben von sula besi = Eiseninsel nicht gerade etwas Unwahrscheinliches an sich hat und auf Namengebung von Seiten der Malayen weist. Ebenso ist ja der Name Papúa den Bewohnern Neuguineas gänzlich fremd. Was den Namen Alfuren anbetrifft, so erscheint Herrn A. B. MEYER die Ableitung des Wortes von dem Volksstamme der Arfu in Nordwest-Neuguinea noch als die plausibelste und ungezwungenste. Ueber die Herkunft des Namens Dajak hat sich Herr Hofrath A. B. MEYER, eine Autorität auf diesem Gebiete, noch nicht definitiv ausgesprochen.

Dr. Fligier.

8.

Tomaschek, Wilhelm. Die vorslavische Topographie der Bosna, Herzegowina und der Crna-Gora. Aus den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.

Es freut mich, dass ich das Urtheil über diese Schrift erst jetzt abgebe, nachdem ein sehr competenter Forscher auf diesem Gebiete (vergl. DR. MORIZ HOERNES, Alterthümer der Herzegowina II, Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1882, pag. 926—946) die Arbeit des Herrn TOMASCHEK einer wohlverdienten Kritik unterzogen hat. TOMASCHEK behandelt die römischen Strassen im Allgemeinen, bestimmt dann auf Grund eigener Vermuthungen die Lage verschiedener Orte Innerdalmatiens. Seine Ergebnisse — sagt MORIZ HOERNES — sind einzelne Möglichkeiten, von hundert anderen aus einer Urne herausgegriffen — Nieten oder Treffer, wer mag es entscheiden? Im Grunde liegt auch nicht viel daran, ob hie und da das Richtige errathen ist, nachdem wir nicht von der Absicht ausgehen, welche offenbar den Verfasser geleitet hat: den gegenwärtigen Ortschaften Bosniens schönklingende antike Namen zu vermitteln. TOMASCHEK phantasirt von Spuren einer Römerstrasse, HOERNES, welcher diese Gegenden genau durchforscht hat, konnte an Ort und Stelle keine Spur einer Römerstrasse entdecken. HOERNES schliesst: TOMASCHEK hat zu ähnlichen Zwecken von dem Namengemisch des Geographus Ravennas, woraus sich freilich Alles machen lässt, ausgiebigen Gebrauch gemacht. Wir erfahren von ihm, wie Plava, Novibazar, Sjenica, Bilek, Gacko, Foča u. s. w. bei den Römern geheissen, doch enthalten wir uns ebensowohl einer Kritik der Methode, die zu solchen Resultaten führt, als ähnlicher unfruchtbarer Speculationen. Die archäologische Seite der Forschungen TOMASCHEK's hat bei HOERNES dieselbe Würdigung erfahren, wie die sprachwissenschaftlichen Studien bei Prof. v. d. GABELENTZ. Es fehlt überall an richtiger Methode! Nebenbei finden sich wiederum einzelne Etymologien der bekannten Art, die wir im Interesse des Verfassers am liebsten hier ungenannt lassen. Ethnologisches schaut da auch nicht viel heraus. Dass z. B. der Albanese sich aus dem Illyrier, der Rumäne aus dem Thraker entwickelt hat, weiss jetzt schon ein jeder Gebildete.

Dr. Fligier.

9.

Paul Hunfálvy. Die Rumänen und ihre Ansprüche. Wien und Teschen. Verlag von KARL PROHASKA. 1883.

Unter den complicirten ethnographischen Fragen, welche auf die Ethnogenie der europäischen Bevölkerung Bezug haben, nimmt die „Rumänen-Frage" gewiss die erste Stelle ein. Was hat man nicht früher und sogar in neuester Zeit — man denke nur an Herrn KIEPERT — über die Abstammung der Rumänen gefabelt? Die Annahme einer Continuität der rumänischen Bevölkerung in Dacien kann heutzutage bereits als beseitigt gelten und HUNFÁLVY thut den rumänischen Gelehrten und einigen Halbgelehrten zuviel Ehre an, dass er sie der Reihe nach widerlegt. Diese sind: GEORG SINKAI VON SINKA, FRIBONIUS LAUREANU, MICHAEL KOGOLNIČANO, der Historiker, Diplomatiker und Sprachgelehrten BOGDAN PERRIČESKU HAŠDEU, ANDREAS SAGUNA, GREGOR UREKI; auch Herrn KIEPERT finden wir bei HUNFÁLVY in dieser rumänischen Gesellschaft, was er auch wirklich verdient hat.

Bringt das soeben erschienene Werk HUNFÁLVY's etwas Neues? Ja! Vorerst sei hier bemerkt, dass das historische Material in ausgezeichneter Weise bewältigt worden ist. Die Frage nach der Abstammung der Rumänen ist indessen nicht definitiv gelöst worden, wie dies in der Natur der Sache liegt. Die historischen Nachrichten reichen nicht aus, die Craniologie weist keinen einheitlichen Typus nach, die Sprache der Thraker, der rumänischen Ascendenten, ist bereits, etwa zwischen dem 5.—6. Jahrh. n. Chr., erstorben; die moderne Forschung muss daher nach allen Richtungen hin ihren Scharfsinn anstrengen, um zu positiven Resultaten zu kommen. Ich habe aus diesen Gründen einen ganz neuen Weg betreten und durchforsche den Sagenschatz der Rumänen. Der sprachliche Beweis, welchen HUNFÁLVY führt,

zeigt zur Evidenz, dass die Heimat der Rumänen auf der Balkanhalbinsel zu suchen ist. Dafür sprechen die Entlehnungen aus dem Griechischen und Albanesischen. Die rumänische Sprache geht z. B. in der Bildung der Zahlwörter 11—19 ihren eigenen Weg, ganz so die albanesische Sprache. Es ist anzunehmen, dass die Postponirung des Artikels im Rumänischen und Bulgarischen auf Rechnung der Albanesen zu setzen sei. Hunfálvy macht auch darauf aufmerksam, dass auch das Mordwinische den Artikel postponirt.

Er glaubt, dass auch die Bulgaren vor ihrer Slavisirung den Artikel postponirt haben. Die türkischen Sprachen haben keinen Artikel und die Bulgaren waren indessen nach Vámbéry ein türkischer Stamm.

Es sei hier noch auch eine unlängst auf dem Boden der Ulpia Trajana gefundene Inschrift erwähnt, welche mit den Worten „diis patruis" beginnt. Die Namen der einheimischen Götter waren nach der Lesung Hunfálvy's Malagbel, Bebella Hamon, Benefal und Manavat. Scharfsinnige Sprachforscher mögen uns den Sinn dieser dakischen Götternamen enträthseln. **Dr. Fligier.**

10.

P. Heinrich von Rickenbach. Die Insel Sardinien vor der Herrschaft der Römer. Historisch-archäologische Studien nach Hector Pais. Brünn (Raigern). Verlag des Benedictiner-Ordens. 1882. 50 kr.

Der Verfasser hat selbst die Insel Sardinien besucht und dort den Prof. Pais, Director des Museums in Sassari, kennen gelernt. Er fand sich deshalb bewogen, die italienische Schrift des Letzteren: „La Sardegna prima del Dominio Romano 1881. Roma" in deutscher Bearbeitung zu bringen. Er hat auch die Schriften Spano's und Lamarmora's fleissig benützt, unter stätiger Wahrung der Selbstständigkeit des Urtheils. Pais hat die alte und neue (darunter auch deutsche) Literatur vollständig benutzt.

Als Urbevölkerung Sardiniens werden Libyer, und vielleicht auch Iberer, angenommen. Am ausführlichsten werden natürlich die Nuraghe, die bekannten vorhistorischen Denkmäler dieser Insel, besprochen. Dieselben finden sich auf jener Seite der Insel, welche der Nordküste Afrikas gegenüberliegt. Schon dieser Umstand spricht dafür, dass die Erbauer der Nuraghe aus Afrika gekommen sind. Dazu kommt noch, dass ähnliche Bauten auf der Insel Kosyra oder Pantellaria (dort Sesi genannt) aufgefunden wurden. Von gewiss ähnlichen Bauten in Nordafrika berichtet schon Herodot und neuere Reisende. Die Talayot der balearischen Inseln entsprechen wesentlich den Nuraghe Sardiniens. Die Nuraghe entstanden nach Pais aus dem Haufen der Steine, die man auf das Grab warf und in regelrechte Form brachte. Sie gestalteten sich zu einem Todtentempel, der irgend einem berühmten Vorfahren geweiht war und der in Folge leicht auch die Festung des ganzen Stammes werden konnte. Viele Nuraghe blieben im ersten Stadium stehen und bildeten vielleicht nur den religiösen Mittelpunkt der Familie oder auch mehrerer Familien; andere dagegen, die grössere Dimensionen hatten und mit einer Mauer verbunden waren, konnten der Mittelpunkt eines ganzen Stammes werden und alle drei Zwecke in sich vereinigen; diese bildeten die geringere Zahl. Die weiteren Capitel behandeln die Perioden des phönicischen und karthagischen Einflusses. Dass die Verfasser die Shardana der egyptischen Denkmäler mit den Sardiniern nicht identificiren, kann ich nur loben. Die Shardana werden mitten unter kleinasiatischen Völkern genannt und dürfen daher nur in Kleinasien (bei Sardes?) gesucht werden.

Dr. Fligier.

11.

Dr. Pöhlmann. Die Anfänge Roms. Erlangen 1881. Deichert. Mk. 1.20.

Diese fleissige und interessante Schrift ist gegen Mommsen's Darstellung der römischen Urgeschichte gerichtet und schliesst sich wesentlich an Helbig's (Die Italiker in der Po-Ebene 1879, Leipzig) und der italienischen Paläoethnologen Untersuchungen über die Bewohner der Terremare an. Ich glaube mit Pöhlmann, dass die einwandernden Latiner oder wohl richtiger Sabiner, keine neuen Orte gegründet, sondern die alten sikelischen Siedelungen eingenommen haben. Dafür spricht auf der einen Seite der Umstand, dass auch die Terremare der Emilia an solchen Stellen errichtet wurden, wo Horden der Urbevölkerung ihre Standlager gehabt haben, auf der anderen Seite kann man bestimmt behaupten, dass fast alle Namen der latinischen Orte der sikelischen Urbevölkerung zuzuweisen sind. (Vergl. meine Urzeit von Hellas und Italien 1881, Braunschweig.) Mommsen stellt sich vor, dass die alten Latiner in recht idyllischer Weise in offenen Dörfern und Weilern wohnten (bei damaligen Verhältnissen!) und die gemeinschaftliche Burg nur zu Festen benutzten. Die archäologischen Ausgrabungen haben aber gezeigt, dass die Italiker, noch bevor sie Latium betraten, ihre Niederlassungen mit Erdwall umgaben und planmässig als Rechtecke anlegten, deren Schenkel nach den Himmelsgegenden orientirt sind, eine Erscheinung, welche sofort an die römische Limitation erinnert. Hoffentlich wird Herr Mommsen bald Zeit finden, diejenigen Partien seiner Römischen Geschichte, welche die Urgeschichte Roms und Latiums behandeln, den neuesten Forschungen gemäss umzuarbeiten. Die vielfachen groben Irrthümer in seinem Werke habe ich in der Literarischen Beilage der „Wiener Montagsrevue" 1882, Nr. 16, gehörig dargelegt. Ich wünsche der fleissigen Schrift des Herrn Dr. Pöhlmann, Docenten an der Universität in Erlangen, die weiteste Verbreitung und hoffe ihm auf diesem Gebiete noch öfters zu begegnen. Der Preis der Schrift ist ein auffallend billiger. **Dr. Fligier.**

12.

Landell, Henry. Durch Sibirien. Eine Reise vom Ural bis zum stillen Ocean. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe nach der zweiten Auflage aus dem Englischen von Dr. Müldener, Bibliothekar der k. Universitäts-Bibliothek in Halle. Mit 43 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. 1 Band. Jena 1882. Hermann Costenoble. Mk. 8. II. Bd. Mk. 8.

Thomson, Josef. Expedition nach den Seen Central-Afrikas in den Jahren von 1878—1880. Im Auftrage der königl. brit. geogr. Gesellschaft. Einzige deutsche autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit 2 Landkarten in Farbendruck. Zwei Theile in einem Bande. gr. 8°. broch. Mk. 11.

Es ist ein ebenso zeitgemässes wie verdienstvolles Unternehmen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der geographisch-ethnographischen Literatur des Auslandes in deutscher Uebersetzung zu bringen.

Die Verlagsbuchhandlung hat der Sache zu Liebe keine Kosten gescheut und in bekannter splendider Weise diese Werke ausgestattet. Nur solche ethnographische Werke, welche mit Abbildungen versehen sind, entsprechen ihrem Zwecke. Wir wünschen daher diesem Unternehmen den besten Erfolg.

Auf das Werk Carl Bock's über die Bevölkerung Borneos und Sumatras ist Landell's Reise durch Sibirien gefolgt. Der Verfasser schildert in recht interessanter Weise die Tataren in Kasan, die Ostjaken, Burjäten etc.

Nur der ethnographische Theil interessirt uns. Die politischen Schilderungen scheinen uns dagegen zu sehr zu Gunsten Russlands gefärbt zu sein. Wir wollen dem Verfasser gewiss kein Unrecht thun, doch glauben wir mit einem von ihm angeführten grossen englischen Blatte, dass die russischen Behörden sich gehütet haben, ihm die Lage der sibirischen Verbannten der Wahrheit entsprechend geschildert zu haben. Es ist wahrhaft empörend, dass der Engländer Landell die Lage der polnischen Unglücklichen vor 1863 kaum erwähnenswerth findet. Ueberhaupt spricht er von den polnischen Verbannten wohlweislich fast gar nicht und — erweist damit natürlich seinen russischen Gastfreunden nur einen Gefallen.

Das zweite Werk führt uns in das Gebiet der Bantu-Völker und ist gleichfalls in recht interessanter Weise verfasst. Herr Thomson, noch ein junger, zwanzigjähriger Mann, hat mit besonderer Energie eine wichtige geographische Frage gelöst und ist auf seiner Reise mit einer Reihe von Bantu-Stämmen bekannt geworden, die vor ihm kein Europäer gesehen hat; sein Werk kann daher auch den Freunden der Anthropologie bestens empfohlen werden.

Dr. Fligier.

13.

Carl Bock. Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo. Jena 1882. Hermann Costenoble.

Der Verfasser dieses höchst interessant geschriebenen Werkes hat im Auftrage der holländischen Regierung zu naturwissenschaftlichen Zwecken eine Reise nach Borneo und Sumatra unternommen. Er schildert die Lebensweise der Malayen, Bugis und Dayaks.

Besonders interessant sind seine Schilderungen der Orang-Punans, d. i. Waldmenschen, welche er für die Urbevölkerung Borneos hält. Er ist auch der erste Europäer, dem es gelungen ist, die Weiber der Orang-Punans zu Gesicht zu bekommen. Nach den Abbildungen zu urtheilen, unterscheiden sich die Orang-Punans nicht bedeutend von den Dayaks und zählen somit wahrscheinlich zur malaischen Race. Die Abbildungen sind vortrefflich und das Werk kann daher den Freunden der Anthropologie als eine Zierde für Tisch und Bibliothek bestens empfohlen werden.

Dr. Fligier.

14.

Carl Knortz. Mythologie und Civilisation der nordamerikanischen Indianer. Leipzig. Verlag von Paul Frohberg 1882.

Im vorigen Hefte dieser Mittheilungen ist von competentester Seite eine Schrift des Herrn Theophilus Hahn besprochen worden, aus welcher resultirte, dass die Mythologie der Hottentoten in mancher Hinsicht geradezu an die Mythologie der Culturvölker erinnert. Carl Knortz zeigt nun in der vorliegenden Arbeit, dass auch in der Mythologie der Indianer so Manches enthalten ist, was an jüdische und christliche Gebräuche erinnert. Die „heiligen" Eigenschaften des Wassers sind z. B. jedem indianischen Medicinmann wohlbekannt, weshalb er auch seine Patienten, um den „Geist der Krankheit" zu vertreiben, mit jenem Elemente bespritzt, wobei er eine unverständliche Formel murmelt. Reichlich vertreten in der indianischen Mythologie sind die Sagen von der Entstehung der Erde, der Sintfluth und der Erschaffung des Menschen. Die Erde wurde einmal überfluthet, und wie Noah die Taube, so schickte Mitschabo den Raben aus, um nach trockenem Lande zu suchen. Die Tolowas erzählen von einem Paare, von dem alle Menschen abstammen, u. A. m. Diese interessante kleine Schrift kann ich allen Fachgenossen auf's Beste empfehlen.

Dr. Fligier.

15.

Památky archaeologické a místopisné. (Archäologische und topographische Denkmale.) Prag. Organ des archäologischen Vereines des Museums für das Königreich Böhmen (Archaeologický Sbor Musea král. Českého) und des historischen Vereines daselbst.

Aus dem Inhalte dieser im Quartformat mit je zwei Tafeln erscheinenden Vierteljahrsschrift geht hervor, dass in Prag, wie dies meist auch anderwärts der Fall war, der archäologische Verein auch die anthropologischen, speciell die urgeschichtlichen oder prähistorischen Forschungen pflegt, somit Naturwissenschaft und Geschichte vereint. Das bekannte grosse Landesmuseum des Königreichs Böhmen in Prag bildet einen würdigen Sammelpunkt auch für die allermeisten in Böhmen gefundenen urgeschichtlichen Objecte, welche die Bevölkerung des Landes in patriotischer Anhänglichkeit meist unentgeltlich dorthin einsendet.

Ein eigenes Organ für anthropologische Forschungen oder für urgeschichtliche Studien existirt derzeit in Prag nicht und die vorliegenden „Památky" sind nicht blos für die letzteren, sondern auch für die eigentlichen archäologischen

Studien, sowie für Topographie und Geschichte bestimmt. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass unter der gegenwärtigen Redaction des Herrn Professors Jos. Smolík in dem vorliegenden Organ prähistorische Forschungen mit Vorliebe gepflegt werden.

Es ist selbstverständlich, dass wir, aufgefordert, den Inhalt der Publicationen in den „Památky" für Zwecke unserer Fachschrift „Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien" in Kürze zu besprechen, nur jene Aufsätze der „Památky" im Nachfolgenden berücksichtigen werden, welche urgeschichtlichen Inhalts sind, und sich somit mit der prähistorischen Zeit im weitesten Sinne beschäftigen, oder zu demselben in Beziehung stehen.

Wir werden uns dabei auf die objective, kritiklose Inhaltsangabe, und zwar, des reichen Materiales wegen, in gedrängtester Form beschränken; wobei wir uns unser eigenes Urtheil über vorkommende Ansichten vorbehalten.

Der uns vorliegende XI. Band enthält in 14 Vierteljahrsheften 1878 bis 1881 viele wichtige und mitunter für die mitteleuropäische Urgeschichte höchst werthvolle Aufsätze.

Band XI, Heft 1, 1878.

Urtheile über die prähistorische Zeit ausserhalb und in Böhmen, von Jos. Smolík. Die Abhandlung beschäftigt sich blos mit der Bronzezeit; die älteren in Böhmen gefundenen Bronzen edler Form werden den Etruskern und Altitalern zugeschrieben und die Wege besprochen, auf denen sie nach Böhmen kamen; erst später kommen Bronzegussversuche im Lande selbst vor und einheimische Bronzen minderer Qualität. — Gräber bei Vinařic mit 2 Tafeln, von Jos. Smolík. Beschreibung und Abbildung der in diesen Gräbern gemachten Funde: gerippte Thongefässe seltener, vorgeschrittener Form; Silber-, vergoldete Silber-, Bronze- und Eisenfibeln, Glas- und Steinkorallen, die Gräber mit Skeleten im Lehm.

Kleinere Mittheilungen: Reihengräber bei Hředel unweit Krušovic mit Skeleten; ein Schädel erhalten, silberner starker Ohrring mit S-förmigem Ende. — Gräber mit Skeleten im Lehm bei Leitmeritz: verzierte Urnen, Bein-, Bronze-Messing- (?) und Feuersteinobjecte.

Heft 2.

Ueber Tumuli im Allgemeinen und jene von Ejpovic (bei Rokycan) im Besonderen, von Jos. Smolík. Es werden vier Tumuli-Formen unterschieden und einige bei Ejpovic ausgegrabene Hügel, welche sehr arm an Funden waren, besprochen. Funde: Urnenscherben einfacher Form, schmales Bronzemesser mit kurzem Stiel, ein Bronzemesser mit elliptischem Stiel, eine gefurchte Bronzehaarnadel etc. Die Grabhügel, bei 200. sind gleichförmig aufgebaut ohne inneren Steinkegel, die Urnen standen auf einem Stein, von Steinen umgeben; arme Bewohner, keine Waffen. — Tumuli von Plava bei Budweis, von Fr. Stulík. Von den im Jahre 1866 ausgegrabenen Hügeln lieferte ein kleiner die interessantesten Funde: auf einem kleinen Brett aus hartem Holze lag ein aus Schaffell verfertigtes zusammengelegtes Gewand, das mit Bronzebuckeln benäht war, links und rechts lagen die Knochen der Arme mit je zwei kleinen Armringen aus Bronze, jede Hand hielt eine Bronzenadel. In anderen Hügeln kamen vor: schwarze und weisse Glaskorallen, Armringe und Nadeln aus Bronze und ein Eisenfragment. Alles im Prager Museum. Unter den Funden vom Jahre 1877 sind besonders zwei zusammengehörige grosse Kränze (23—26 Cm. Durchmesser) aus feinem Bronzeblech zu nennen, eine Art Diadem, ähnlich jenem von Rovna bei Písek (abgebildet Wocel's Pravěk S. 41), Armspangen, gelbe Glaskorallen, Bronzefibel, Bronzenadel und kleine Bronzeröhren, Alles aus einem Hügel. — Aus den Gräbern von Brozánek unterhalb Melník, zusammengestellt von Jos. Smolik. Schon 1784 hat Jos. Dobrovsky Urnen aus dieser Gegend beschrieben und abgebildet (Abhandlg. d. böhm. Ges. d. Wiss. 1786. S. 346), die auf dem Felde Želim nebst Skeleten gefunden wurden. Herr V. Nebesky übergab neuerdings bei Brozánek gemachte Funde dem Museum, welche auf Tafel III und IV abgebildet sind. Dieselben stammen aus Gräbern im Ziegellehm, mit Skeleten oder mit Urnen ohne Verzierung. Eine Bronzefibel Tafel III, Fig. 1, mit elliptischem, 23 Cm. langem und 16 Cm. breitem Schild und eine 46 Cm. lange Nadel ist schon ihrer Grösse wegen zu erwähnen, sowie jenes seltene, mondförmige Messer Tafel IV, Fig. 2, das als Rasir- oder als Opfermesser gedeutet wird — Bericht über den archäologischen Congress in Kazan 1877 von Joh. Havelka; ziemlich ausführlich.

Kleinere Mittheilungen: Grab bei Piškovic mit Bronzefunden. Gräber bei Zakolan: Urnen beim Kopf der Skelete, Glaskorallen. Begräbnissstätte von Dobromeřic bei Laun (von A. Mertz): ein Schädel (in der Launer Schule), neben Skeleten auch Urnen, auf der Töpferscheibe gedreht, Beinkamm mit Bronzenieten; Bronze- und Kupferzierobjecte. In anderen Gräbern: Bronzenadel, Feuersteinmesser, Feuersteinpfeilspitze, Bronzezange, Bernsteinkorallen, Fragment eines Eisenmessers. (Ob Alles beisammen war? Wold.)

Heft 3. 1879.

Ueber Funde böhmischer Münzen, von Jos. Smolík. Erörterung böhmischer Münzen ohne Jahreszahl (bis 1520), Beschreibung der Münzen der Funde von Časlau und von Němčic 1092—1125. — Berg Hradec, Lochovic, Neumětely, Skřipet, von Břet. Jelínek. Beschreibung und Abbildung des Hradiště am Berge Hradec bei Hostomic, Steinwall mit Vorbau, Felsvorsprung mit Fernsicht auf das Hradiště am Plešivec, innen grubenförmige Vertiefungen. Hradiště bei Lochovic, klein, Erdwall. Befestigung bei Neumětely mit Sporn- und Hufeisenfunden. Hradiště bei Skřipel, Bezirk Hořovic, ein grosser viereckiger Erdwall in der Ebene, die Innenfläche erhöht, keine Funde. — Beschreibung und Abbildung böhmischer Münzen mit 1 Tafel, von Jos. Smolík. Fortsetzung der von Vacl. Hanka im I—IV. Bande der „Památky" beschriebenen und Tafel I—XXIV. abgebildeten böhmischen Münzen. — Alterthümer aus prähistorischer Zeit bei Liban von Vacl. Jar. Čeeny. Reihengräber bei Bystřic neben dem Wege nach Jičín. Skelete mit S-förmig endigenden, schwächeren und dickeren Ohrringen aus Bronze und aus mit Silber plattirter Bronze; einige Skelete mit Steinplatten bedeckt, eines mit Steinen im Viereck umstellt. In Bystřic selbst unterhalb des jetzigen Friedhofes ein älterer Begräbnissplatz mit Aschenurnen, eine durchbohrte Steinkugel. Im Westen von Bystřic eine Bronzeaxt. Bei Řmenin Fund von drei Golddrahtrollen. In Liban selbst Steinartefacte, Pferde- und grosses Menschenskelet nebst Bronzeringen, Urnen. Urnen bei Psinice. Hradiště auf dem Wege nach Kopidlno, bestehend aus Erdwällen.

Kleinere Mittheilungen: Geschenke an Fundobjecten aus Stein, Bronze und Thon. — Slavische Begräbnissstätte bei Chelm in Nordpreussen von L. Šnajdr. — Tumuli bei Milavec, Bezirk Taus. — Die Gräber der Schweizer Pfahlbauern.

Heft 4.

Ueber in Böhmen gefundene Schwerte und Dolche aus Bronze, mit zwei Tafeln, von Jos. Smolík. Es werden neun Schwerte und acht Dolche beschrieben und mit den Hallstätter und den Schliemann'schen Funden verglichen. — Archäologische Forschungen bei Neuhaus von Heinr. Richly. Im Norden der Stadt wurden Gruben mit Grafitscherben und Eisenresten constatirt = Werkplätze; auf der Strasse gegen Jarošau Gruben mit Asche, Steinen, wellenförmig verzierten Scherben, Thierknochen, ein Beinkamm u. s. w. = Wohnplätze.

Kleinere Mittheilungen: Geschenke von Funden aus Stein, Bronze und Thon. — Tumulus hinter der Kirche bei Roztok, mächtiges Steingrab mit Bronzeschwert (T. VII, Fig. 3), vielen Scherben und Eisenfragmenten (von Ryzner). — Funde in der Nähe der Kirche bei Markovic mit schön verzierten Thongefässen; Steinwerkzeuge. — Hradiště bei Časlau mit Topfscherben und einem Skelete (von Čermak). — Berichte der Araber über das Mittelalter der Slaven (von Jos. Jireček). Auszug aus Al-Bekri's Bericht über die Slaven in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts.

Heft 5.

Beschreibung und Abbildung böhmischer Münzen, mit einer Tafel, von Jos. Smolík. Fortsetzung. 1140—1178.

Kleinere Mittheilungen: Etruskische Bronzen; J. N Sladkowski (Drogy handlové) gelangt auf Grundlage der von Rossi in Valentano und Narni unter einer Lavadecke aufgefundenen Bronzen (aus dem 6. Jahrh. v. Chr.) zur Ansicht, dass mit Ausnahme weniger nordischer Objecte und einiger osteuropäischer Funde, alle übrigen europäischen Bronzen, welche denen von Valentano und Narni in Form und chemischer Zusammensetzung gleichen, ihren Ursprung in Italien haben, oder von italischen Arbeitern verfertigt wurden.

Heft 6.

Beschreibung und Abbildung einiger Opfersteine Böhmens mit einer Tafel, von Heinr. Rychly. Sieben grosse Steine mit mehreren schüsselförmigen Vertiefungen aus mehreren Orten des südöstlichen Böhmens. — Opfersteine und ihre Bedeutung, von Jos. Smolík. Ueberblick über die bisherige Literatur, die Opfersteine betreffend, und deren Deutung. — Ueber in Böhmen gefundene Bronzesicheln mit einer Tafel, von Jos. Smolík; fünfzehn Stücke abgebildet, in Böhmen häufig gefunden; die von Schliemann ausgegrabenen sind gestreckter, einige der böhmischen stimmen mit jenen von Valentano und Narni überein, weniger mit denen aus der Schweiz. Alle Funde älterer und jüngerer Sichelform stammen aus Italien.

Kleinere Mittheilungen: Geschenke, darunter Holweg's Sammlung aus dem Hradiště des Schlaner Berges und fünf Tafeln mit Objecten aus den Gräbern von Klein-Čičovic. — Funde unweit Ejpovic: Palstäbe unter einem Stein; Urnen und Bronzereste; Mühlstein und Urnen; in Grabhügeln bei Horomyslic Urnenscherben und Eisenreste, keine Bronze. — Zwei grosse Tumuli aus Erde und Asche mit Scherben, angebliche Opfertumuli, bei Hrubý Solec und Dobrá Vúda unweit Münchengrätz (A. Pečenka). — Bernsteinharz aus dem Hradiště bei Stradonic. — Ausstellung urgeschichtlicher Objecte in Königgrätz und in Jaroměř.

Heft 7.

Reihengräber bei Unětic, mit zwei Tafeln XIII und XIV, von C. Ryzner in Roztok. Bericht über eine sehr systematisch durchgeführte Ausgrabung von 32 Gräbern, nebst einer Planskizze ihrer Vertheilung. Jedes Grab wird einzeln genau beschrieben. Diese interessanten, in drei Reihen regelmässig angelegten Gräber zeigten sonst eine verschiedene Ausstattung; jedes Grab aber war mit Steinen und Lehm ausgefüllt und mit einer Steinplatte bedeckt; die Skelete lagen auf der rechten Seite, mit dem Kopfe gegen Westen, in gekrümmter Stellung; zwei Gräber waren gepflastert; in den meisten fand man Thongefässe, meist mit langen Hälsen, einfach, nicht verziert, gebrannt, von freier Hand und gedreht, dabei meist kleine Steinchen; in den meisten Gräbern kam Schmuck vor, und zwar: Bernsteinkorallen, Bronzenadeln, Bronzeohrringe, Bronzearmspangen, Bronzekette, ein durchbohrter Bärenzahn, goldener Ring und ein einziger Bronzedolch. — Ueber das Münzwesen in den westlichen Ländern überhaupt und über die Grundlagen des böhmischen Münzwesens im Besonderen, von Jos. Smolík. Eine eingehende Darstellung von den griechischen und römischen Anfängen bis auf Otto I., Fortsetzung.

Kleinere Mittheilungen: Der Bernsteinhandel in der Urzeit; kurze Mittheilung der theoretischen Ansichten Rougemont's über die Handelswege vom Norden nach Süden, sowie die auf prähistorischen Funden beruhenden Ansichten J. N. Sladkowski's (Uebersetzung aus dem Polnischen: Die Handelsstrassen der Griechen und Römer, Jena 1877) über die vom Süden nach dem Norden führenden Handelswege (J. Smolík). — Urnenfunde bei Vrdy. Funde aus der jüngeren Steinzeit bei Bohnic unweit Prag, von Osborne, Auszug aus der Isis.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Woldřich.

Vereins-Nachrichten.

I.

† Charles Darwin.

Auch das Jahr 1882 konnte nicht vorübergehen, ohne unserer Gesellschaft schwere Verluste beizubringen. Wir beklagen zugleich mit der ganzen gebildeten Welt das Hinscheiden des grössten Forschers unseres Jahrhunderts, Charles Darwin, seit einer Reihe von Jahren Ehrenmitglied der Anthropologischen Gesellschaft. Was Darwin für die Wissenschaft im Allgemeinen, für die Anthropologie im Besonderen gewesen, ist bereits vielfach und in eingehendster Weise gewürdigt worden; uns erübrigt nur, hier der Trauer Ausdruck zu geben, die auch uns über das Erlöschen dieses leuchtenden Sternes erfüllt. **Dr. Much.**

II.

† Heinrich Wolf.

Ein uns gleichfalls sehr nahe berührender Verlust ist uns durch den Tod unseres verehrten Ausschuss-Mitgliedes, des Bergrathes Heinrich Wolf bereitet worden. Was Wolf als Geologe geleistet, ist nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Laien in seiner Wissenschaft anerkennt worden; unserer Gesellschaft gehörte er seit ihrer Gründung, dem Ausschusse seit einer Reihe von Jahren an, an dessen Verhandlungen und Beschlüssen er stets den eifrigsten Antheil nahm. Wenn wir auch keine längeren Abhandlungen über urgeschichtliche Themata von Wolf haben, so hat er denselben doch seine stete thätige Aufmerksamkeit gewidmet; er war beispielsweise der Erste, welcher die merkwürdigen Messer und Splitter aus Obsidian in der Hegyallia in Ungarn als das, was sie sind, erkannte und sammelte. Diese erfolgreiche Theilnahme an unseren Arbeiten, seine Bescheidenheit und Biederkeit sichern ihm auch in unserem Kreise ein freundliches Andenken. **Dr. Much.**

III.

Mittheilungen aus den Ausschuss-Sitzungen.

1.

Sitzung des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft

am 14. März 1882.

Vorsitzender: Präsident Freiherr von Andrian.

Der Ausschuss nimmt den Eintritt der Herren:

Prof. Gabr. Teglás in Deva,
Franz Syrovátka in Wien,
Anton Rücker in Wien

als Mitglieder der Gesellschaft zur erfreulichen Kenntniss.

In Folge der Verzögerung des Druckes der „Mittheilungen" wird der Secretär ermächtigt, mit anderen Druckereien Verhandlungen zu pflegen und einer derselben den Druck der gesellschaftlichen Publicationen zu übertragen und auf dessen Bitte die Herren Prof. Karabacek und Woldřich als Beiräthe designirt.

Der Präsident Freiherr von Andrian lenkt die Aufmerksamkeit des Ausschusses auf die Nothwendigkeit, dass die Anthropologische Gesellschaft in ihren Schriften auch die Publicationen und Arbeiten verwandter Gesellschaften der österr.-ung. Monarchie zur Kenntniss ihrer Mitglieder bringe und sich deshalb mit jenen Gesellschaften und Personen wegen Berichterstattung in's Einvernehmen setze. Dr. Much anerkennt den grossen Nutzen einer derartigen Berichterstattung, weist jedoch auf die Schwierigkeiten der Durchführung hin, spricht sich gegen eine etwaige Honorirung derartiger Berichte aus, da die Mittel der Gesellschaft zweckmässigere Verwendung für Publicationen von Originalberichten und von Abbildungen fänden, und meint, dass eine derartige Berichterstattung über die anderwärtige Thätigkeit auf anthropologisch-urgeschichtlichem Gebiete im Schosse der Gesellschaft selbst zu organisiren wäre, worauf sich Prof. Woldřich bereit erklärt, seinerseits derlei Arbeiten zu übernehmen. Der Ausschuss anerkennt nach eingehender Erörterung die Wichtigkeit der Angelegenheit und beschliesst, dieselbe in der Maisitzung in weitere Discussion zu ziehen.

In der hierauf sich anschliessenden

Monats-Versammlung

beendet Prof. Meynert seinen Vortrag über die physiologische Genesis der Gefühle. **Dr. Much.**

2.

Sitzung des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft

am 9. Mai 1882.

Vorsitzender: Präsident Freiherr von Andrian.

Der Eintritt der

Frau Gräfin Gabriele Wurmbrand in Graz
und des Herrn Stefan Delhaes in Wien

als Mitglieder der Gesellschaft wird zur befriedigenden Kenntniss genommen. Dagegen zeigen die Herren Hofrath Lorenz von Liburnau und Schulrath Vincenz Prausek ihren Austritt aus der Gesellschaft an.

Nach Aufnahme der Discussion über die Literaturberichte wird die Mittheilung gemacht, dass weitere Erklärungen zur Erstattung derartiger Berichte vorliegen, und beschlossen, sich diesfalls auch noch mit hervorragenden Persönlichkeiten anderen Ortes in's Einvernehmen zu setzen.

Freiherr von Andrian bringt zur Kenntniss, dass durch den Bergdirector Radimsky in Wies in der Umgebung dieses Ortes 1000 Grabhügel aufgefunden und kartographisch festgestellt worden sind, deren Durchforschung Hofrath von Hochstetter als sehr wünschenswerth erklärt; Freiherr von Andrian knüpft hieran den Vorschlag, die Gesellschaft möge sich an die Spitze einer Unternehmung stellen, welche die Durchgrabungsarbeiten ausführt und die dazu nöthigen Geldmittel aufbringt. Graf Wurmbrand hält es für wünschenswerth, dass hierbei in Verbindung mit der Grazer Anthropologischen Gesellschaft vorgegangen werde. Nach längerer Discussion wird beschlossen, in einer eigens zu diesem

Zwecke anzuberaumenden Ausschuss-Sitzung den Bericht des Herrn Hofrathes von Hochstetter anzuhören.

Bei der hierauf folgenden

Monats-Versammlung

hielt Herr Prof. Dr. Carl Grün den angekündigten Vortrag über „die Descendenz-Theorie und ihre Beziehung zur Ethik", der zugleich einen warmen Nachruf und eine allseitige Würdigung der Forschungen Darwin's in sich schloss.

Dr. Much.

3.

Sitzung des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft

am 16. Mai 1882.

Vorsitzender: Präsident Freiherr von Andrian.

Herr Assist. Szombathy berichtet in Vertretung des Herrn Hofrathes von Hochstetter über die Angelegenheit der Durchgrabung der Grabhügel in der Umgebung von Wies. Nach eingehender Erörterung derselben durch die anwesenden Ausschuss-Mitglieder beschliesst der Ausschuss, sich an die Spitze einer Unternehmung zu stellen, welche sich die vielversprechende Durchforschung dieser Grabhügel zur Aufgabe macht, zu welchem Zwecke ein aus drei Mitgliedern bestehendes Comité bestellt wird, das mit der weiteren Ausführung betraut ist. In das Comité werden schliesslich die Herren Freiherr von Andrian, Dr. Much und Assist. Szombathy gewählt.

In der hierauf folgenden

Monats-Versammlung

beendet Herr Prof. Dr. Grün seinen Vortrag über die Descendenz-Theorie und ihre Beziehung zur Ethik.

Dr. Much.

4.

Sitzung des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft

am 14. November 1882.

Vorsitzender: Präsident Freiherr von Andrian.

Der Ausschuss votirt dem Herrn J. Spöttl den Dank für eine abermalige Spende von 20 fl. zu gesellschaftlichen Zwecken und nimmt zugleich den Austritt des

Herrn Fischer von Ankern

aus der Gesellschaft zur Kenntniss.

Der Secretär legt mehrere Geschenke an Büchern vor, worunter das neue Werk Rud. Virchow's „über alttrojanische Gräber und Schädel" und eine Abhandlung von C. Struckmann über „die Ausgrabungen in der Einhornhöhle", wofür der Ausschuss seinen Dank ausspricht.

Das Ansuchen der Société d'Anthropologie de Lyon um Schriftentausch und jenes des ärztlichen Lesevereines in der Irrenanstalt in Wien um unentgeltliche Ueberlassung eines Exemplares der „Mittheilungen" wird genehmigt.

Dr. Much berichtet über das mit dem Intendanten des naturhistorischen Hofmuseums getroffene Uebereinkommen, gemäss welchem dieser sich zur Zahlung einer Pauschalsumme von 1800 fl. für die seinerzeitige Ueberlassung der gesellschaftlichen Bibliothek und die seither hintangegebenen Tauschexemplare der gesellschaftlichen Publicationen bereit erklärt. Dr. Much bringt das seinerzeitige Uebereinkommen in Erinnerung und befürwortet die Offerte mit der Motivirung, dass sich bei einer genauen Ermittlung der der Gesellschaft zukommende Betrag allerdings nicht unbedeutend höher stellen würde, dass jedoch diese Ermittlung mit Schwierigkeit verbunden ist und mehrere Billigkeitsgründe dafür sprechen, nicht auf der vollen Entschädigungssumme zu bestehen. Der Ausschuss genehmigt sohin das getroffene Uebereinkommen und ermächtigt den Secretär Dr. Much zur Regelung des Tauschverkehrs im Einvernehmen mit dem Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums.

Hierauf referiren die Herren Szombathy und Heger über die Verwendung der ihnen vom Comité für die Durchgrabung der Tumuli bei Wies in Steiermark und für Ausgrabungen bei Josefstadt in Böhmen zur Verfügung gestellten Beträge in der Summe von 1100 fl., was der Auschuss mit dem Beschlusse zur Kenntniss nimmt, die nach den Rechenschafts-Berichten sich ergebenden Mehrauslagen einstweilen und mit dem Vorbehalte des Wiederersatzes aus der Gesellschaftscasse zu bestreiten. Zugleich beschliesst der Ausschuss, der kaiserlichen Hofbehörde, den Herren von Miller zu Aichholz, Wiener von Welten und Sr. Durchlaucht dem Fürsten Alfred von und zu Liechtenstein für Geldbeiträge oder sonstige Begünstigung, endlich den Herren Director Radimsky in Wies und Josef Duška in Josefstadt für ihre thätige Mitwirkung den wärmsten Dank auszudrücken und denselben der kaiserlichen Hofbehörde durch das Präsidium, den übrigen Förderern im schriftlichen Wege zur Kenntniss zu bringen. Die durch die Ausgrabungen gewonnenen Objecte werden dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum übergeben.

Bei der hierauf folgenden

Monats-Versammlung

macht Dr. Polak Mittheilungen über die von seiner persischen Reise mitgebrachten Funde aus Persien, welche in einem der nächsten Hefte Aufnahme finden werden.

Sodann erstattet Herr Assistent J. Szombathy einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse der, von der Anthropologischen Gesellschaft veranlassten Untersuchung der Tumuli in der Umgegend von Wies in Steiermark, aus dem wir Nachstehendes wiedergeben.

„Das Gebiet von Wies in Untersteiermark liegt westlich von der durch zahlreiche Römerfunde bekannten Südbahnstation Leibnitz und gehört im Allgemeinen zu den östlichen Ausläufern des Gebirgsstockes der Koralpe. Es umfasst das Schwarze, Weisse und Vereinigte Sulmthal und das Saggauthal. In dieser Gegend wurden in früheren Jahren schon wiederholt schöne prähistorische Bronzefunde gemacht, wie z. B. die Funde aus dem Hartner-Michel-Tumulus und dem Grebinz-Kogel bei Klein-Glein, welche sich gegenwärtig grösstentheils im Münzen- und Antiken-Cabinete des Joanneums in Graz befinden."

„In diesem Gebiete wurden nun in den letzten zwei Jahren von Herrn Bergdirector V. Radimsky in Wies auf einer Fläche von etwa 200 Quadratkilometern nahezu tausend Tumuli und andere prähistorische Bauwerke aufgefunden und kartographisch verzeichnet. Mehrere von Herrn Radimsky vorgenommene Nachgrabungen ergaben Funde verschiedener Art, welche zeigten, dass eine genaue Untersuchung dieser Tumuli

noch manches neue, für die Urgeschichte Steiermarks interessante Resultat liefern könnte. Auf diese Ergebnisse machte Herr Hofrath Dr. Ferdinand von Hochstetter die Wiener Anthropologische Gesellschaft aufmerksam und Herr Baron Ferdinand von Andrian-Werburg veranlasste unsere Gesellschaft zu einer im Einvernehmen mit der Grazer Anthropologischen Gesellschaft durchgeführten Action für die systematische Ausgrabung der Tumuli von Wies."

„Die Mittel zu diesen Ausgrabungen brachte die Wiener Anthropologische Gesellschaft aus Beiträgen Sr. Apostolischen Majestät des Kaisers und der Herren Vincenz Miller von und zu Aichholz und Eduard Wiener R. von Welten zu Stande und betraute mit der Durchführung der Untersuchungsarbeiten den Berichterstatter."

„Eingeleitet wurden unsere Untersuchungsarbeiten durch eine Commission, in welcher die Anthropologische Gesellschaft von Wien durch die Herren Hofrath Baron Andrian, Hofrath von Hochstetter und den Berichterstatter, die Anthropologische Gesellschaft von Graz durch die Herren Prof. Dr. Gurlitt und Prof. Dr. Hörnes vertreten war. Dieselbe begab sich am 23. Juli d. J. nach Wies und besuchte an diesem und den vier folgenden Tagen unter der Führung des Herrn Bergdirectors Radimsky die wichtigsten Tumulus-Gruppen und anderen prähistorischen Bauwerke der Gegend. Gleichzeitig hatte die Commission Gelegenheit, in Wies die Resultate zahlreicher von Herrn Radimsky im Laufe des Frühlings unternommener Tumulus-Ausgrabungen*) zu studiren und selbst der Oeffnung von 3 Tumulis (1 in der Gemeinde Burgstall und 2 in der Gemeinde Etzendorf) beizuwohnen."

„Am 28. Juli begannen unter der beständigen persönlichen Aufsicht des Berichterstatters die eigentlichen Grabungsarbeiten und währten mit geringen, durch das grösstentheils ungünstige Wetter veranlassten Unterbrechungen bis zum 18. September. In diesem Zeitraume wurden in 10 verschiedenen Tumulus-Gruppen in den Gemeinden Burgstall, Goldes, Mantrach, Graschach, Glein und Kerschbaum 78 Tumuli und ein Verbrennungsplatz untersucht."

„Während dieser Zeit und zwar in der Woche vom 28. August bis 2. September wurden auch von Herrn Prof. Dr. Gurlitt im Auftrage der Grazer Anthropologischen Gesellschaft Tumulus-Ausgrabungen in den Gemeinden Burgstall, Goldes und Mantrach durchgeführt."

„Eine eingehendere Beschreibung der Tumulus-Gruppen und der einzelnen Funde muss einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben. Hier sollen vorläufig nur die wichtigsten allgemeinen Verhältnisse kurz skizzirt werden."

„Die Tumuli stehen theils einzeln, theils in Gruppen von 5—122 Stücken beisammen. Ihre Grösse ist im Allgemeinen nicht sehr bedeutend und schwankt meist von 2 M. Durchmesser und 0·20 M. Höhe bis 20 M. Durchmesser und 3 M. Höhe. Nur einige alleinstehende Tumuli übersteigen das zuletzt angegebene Mass um ein Bedeutendes."

„Bezüglich der Begräbnissart stimmen alle bisher untersuchten Tumuli mit einander überein. Sie enthalten sämmtlich Brandgräber, und zwar so weit sich dies bisher nachweisen liess, immer nur je ein Brandgrab. Die Ausstattung der Tumuli ist eine sehr verschiedene und in der Regel um so ärmer, je kleiner der Grabkegel ist; doch gibt es von dieser Regel viele auffällige Ausnahmen. Die ärmsten Tumuli enthalten nichts als eine 1—2 Cm. mächtige Leichenbrandschichte von 1—1½ M. Durchmesser, in welcher sich einige wenige Topfscherben finden. Bei grösseren finden sich dann über der Leichenbrandschichte mehrere Beigefässe und andere, häufig durch das Leichenfeuer halb zerstörte Beigaben. Manche Tumuli enthalten eine grosse bauchige Urne, welche meist in den gewachsenen Boden versenkt und mit einer Steinplatte bedeckt ist und ausser dem Leichenbrande noch einige Beigaben enthält. In den grossen Grabkegeln finden sich dann Steinsätze, welche oft nur aus einer, neben der Brandschichte errichteten kurzen Reihe kleinerer Felsblöcke bestehen, aber auch die Grösse von viereckigen in den Tumulus hineingebauten Steinwällen mit 6 M. langen, 2 M. hohen Wänden und verschiedenen Vorbauten erreichen können."

„Nach der Art und Technik der Beigaben lassen sich die Tumuli in zwei Altersclassen unterscheiden, in solche der älteren Periode und solche der jüngeren Periode."

„Die Tumuli der älteren Periode enthalten durchwegs Gefässe, welche, wie man zu sagen pflegt, aus freier Hand gearbeitet sind. Es befinden sich darunter grosse, bauchige Urnen, breite Schalen mit hohem hohlen Fusse, kleine, halbkugelige Schalen mit hohem Henkel und eingebuchtetem Boden und flache Schalen mit eingebogenem Rande; alle ziemlich schwach gebrannt und verschiedenartig verziert, viele schön geschwärzt, manche schön roth gefärbt, einige auch mit Graphit bemalt. Daneben finden sich pyramidenförmige Webstuhlgewichte aus Thon, zahlreiche Spinnwirtel, Glasperlen, lange Bronzenadeln mit mehreren Knöpfen, verschiedenartige Bronzefibeln, am zahlreichsten Bogenfibeln mit geknotetem Bügel, eiserne und bronzene Beile mit Schaftlappen, eiserne Lanzenspitzen und kleine gekrümmte, eiserne Messer. Diese Tumuli schliessen sich also ihrem Inhalte nach enge an die Gräberfelder von Watsch und Hallstatt und an die Tumuli von St. Margarethen in Krain an und zeigen keinerlei römischen Einfluss."

„Die Tumuli der jüngeren Periode sind in ihrer Anlage jenen der älteren Periode vollkommen ähnlich, aber die in ihnen enthaltenen Grabbeigaben sind unter dem Einflusse der römischen Cultur erzeugt. Sie stammen also offenbar aus jener Zeit, in welcher die Gegend von Wies als ein Theil der Provinz Noricum unter der Herrschaft der Römer stand. Die Thongefässe haben die aus den römischen Gräbern bekannten Formen (flache Schälchen mit Bodenranft, Dreifussschalen, kleine bauchige Töpfe mit schmalem Boden, bauchige Krüglein mit engem Halse und bandförmigem Henkel u. s. w.), sind auf der Drehscheibe gemacht und theilweise sehr gut gebrannt. Ihre Farbe ist roth, grau oder schwarz, die Verzierung eine der Technik entsprechend einfache. Daneben finden sich kleine Thränenkrüge, Becher und kleine bauchige Urnen aus Glas, römische Fibeln aus Bronze (immer zu zweien) und kleine Gegenstände, wie Nägel, Nadeln u. dgl. aus Eisen. In einem Tumulus fand sich eine schlecht erhaltene Kupfermünze, welche Herr Dr. Friedrich Kenner als eine Münze der Faustina junior, der Gemahlin Mark Aurel's (147—175) bestimmte. Auf mehreren Gefässen aus verschiedenen Tumulus-Gruppen fand sich eine Inschrift eingegraben, deren Entzifferung in fünf Fällen den Namen „Valens" ergab."

*) Herr Bergdirector Radimsky machte diese Ausgrabungen im Einvernehmen mit Herrn Prof. Dr. Fritz Pichler, dem Custos des Münzen- und Antiken-Cabinetes des Joanneums in Graz.

„Neben diesen Tumulis, deren Inhalt die vollständige Herrschaft des römischen Einflusses zeigt, kommen aber auch Tumuli vor, welche einen Uebergang zwischen der älteren und der jüngeren Periode herstellen und dadurch ein ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen. Diese Tumuli enthalten neben den auf der Drehscheibe erzeugten römischen Gefässformen regelmässig noch Schalen, Töpfe und bauchige Urnen, welche aus freier Hand gemacht sind und vollständig jenen der älteren Periode gleichen. Sie enthalten ausserdem Palstäbe mit Schaftlappen neben den specifisch römischen Fibeln, u. s. w. Am allerinteressantesten sind in diesen Tumulis gewisse Gefässe — besonders Dreifussschalen — welche den auf der Drehscheibe erzeugten ziemlich genau nachgebildet, aber von einem Arbeiter verfertigt sind, welchem sicherlich nur die alten Hilfsmittel zur Hand waren."

„Wenn nun schon die Funde der zwei verschiedenen Perioden im Allgemeinen für die Urgeschichte unserer Alpenländer sehr wichtig sind, so nehmen jene Funde aus der Uebergangs-Periode, welche uns beinahe den Stufengang zeigen, in welchem die alte Technik mit ihren scharf individualisirten Producten von der römischen verdrängt wurde, und wie die Eingebornen sich nur allmälig die römische Handwerks-Geschicklichkeit aneigneten, unsere vollste Aufmerksamkeit in Anspruch. Bezeugen sie doch auf das Bestimmteste, dass die vor der römischen Eroberung hier ansässige Bevölkerung auch nach derselben ungestört in ihren Wohnsitzen verblieb und verschiedene Fertigkeiten von den Römern erlernte."

„Zur Erläuterung der angeführten Ergebnisse ist ein Theil der bisher restaurirten Fundobjecte ausgestellt. Man ersieht aus dieser Ausstellung wohl, dass die Funde aus der Umgegend von Wies keine besonders reichen sind; aber sie genügt doch, um die grosse urgeschichtliche Wichtigkeit dieser Gegend erkennen zu lassen."

„Ein sehr grosser Theil der Tumuli von Wies ist noch ganz unberührt; mehrere Tumulus-Gruppen und darunter die ausgedehntesten des ganzen Gebietes sind noch gar nicht untersucht. Ihre Untersuchung würde sicherlich noch manches neue Licht auf die Urgeschichte unserer Alpenländer werfen. Es ist daher auf das Dringendste zu wünschen, dass es der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gefallen und gelingen möge, diesen heuer begonnenen Untersuchungen im nächsten Jahre eine Fortsetzung zu sichern."

„Zum Schlusse erfüllt der Berichterstatter die angenehme Pflicht, noch einiger Herren zu gedenken, welche seinen Ausgrabungsarbeiten ihre freundliche Unterstützung angedeihen liessen und welchen er und die Wiener Anthropologische Gesellschaft, ebenso wie den im Eingange des Berichtes erwähnten Spendern zum wärmsten Danke verpflichtet ist. Es sind dies Fürst Alfred von und zu Liechtenstein auf Schloss Hollenegg, welcher nicht nur die Grabungen auf seinem Besitzthume in liberalster Weise gestattete, sondern auch dem Berichterstatter die freundlichsten persönlichen Unterstützungen anbot; der um die gesammten urgeschichtlichen Erforschungsarbeiten in der Umgegend von Wies hochverdiente Herr Bergdirector Wenzel Radimsky, Herr k. k. Oblt. i. d. L. Anton Tscharre, Gräfl. Czereny'scher Gutsverwalter in Gleinstätten, Herr k. k. Hptm. a. D. Johann Schwarzl, Gutsbesitzer in Gleinstätten, Herr Franz Michelitsch, Pfarrer in St. Peter, und Herr Jacob Prochaska, Fürstlich Liechtenstein'scher Forstmeister in Deutsch-Landsberg."

Ein ausführlicher Bericht wird in einem der späteren Hefte der „Mittheilungen" nachfolgen.

Hieran schliesst Herr Dr. Wankel einige Mittheilungen über Vorkommisse in mährischen Tumulis.

Dr. Much.

5.

Sitzung des Ausschusses der Anthropologischen Gesellschaft

am 12. December 1882.

Vorsitzender: Präsident Freiherr von Andrian.

Der Eintritt des Herrn

Dr. Rabl, Prosectors der anatom. Lehrkanzel in Wien,

als wirkliches Mitglied der Gesellschaft wird genehmigend zur Kenntniss genommen.

Freiherr v. Andrian legt fünf Schädel aus Rhodus vor, welche ihm vom Vice-Consulate in Rhodus zugesendet worden sind, und die er der Gesellschaft zum Geschenke macht, wofür ihm der Dank ausgesprochen wird.

Graf Wurmbrand stellt den Antrag, aus den Geldbeträgen, welche der Gesellschaft als Entschädigung für die Bibliothek zugekommen sind, einen Fond zu bilden mit der Bestimmung, daraus die Kosten für die Publicirung bedeutender urgeschichtlicher Funde nach Art der von Dr. Lindenschmit herausgegebenen „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" zu bestreiten. Hieran knüpft Dr. J. E. Polak den Vorschlag, einen Betrag von 3—400 fl. als Specialfond zu reserviren, um damit Reisende bei Publicirung ihrer Reiseberichte zu honoriren oder hierbei überhaupt zu unterstützen. Nach längerer Debatte wird die Bestellung einer Commission zur Vorberathung dieser Angelegenheit beschlossen und in dieselbe der Präsident und der Secretär der Gesellschaft, Freiherr von Sacken, Graf Wurmbrand und Prof. Dr. Woldřich gewählt.

Graf Wurmbrand erinnert an die erfolgreiche Durchführung der bisherigen Versammlungen österreichischer Anthropologen und Urgeschichtsforscher und erklärt es als wünschenswerth, im nächsten Jahre eine derartige Versammlung in Krakau einzuberufen; er stellt demnach den Antrag, in der nächsten Ausschuss-Sitzung die Frage der Abhaltung einer Anthropologen-Versammlung in Krakau in Berathung zu ziehen, welchen Antrag der Ausschuss zum Beschlusse erhebt.

In der hierauf folgenden

Monats-Versammlung

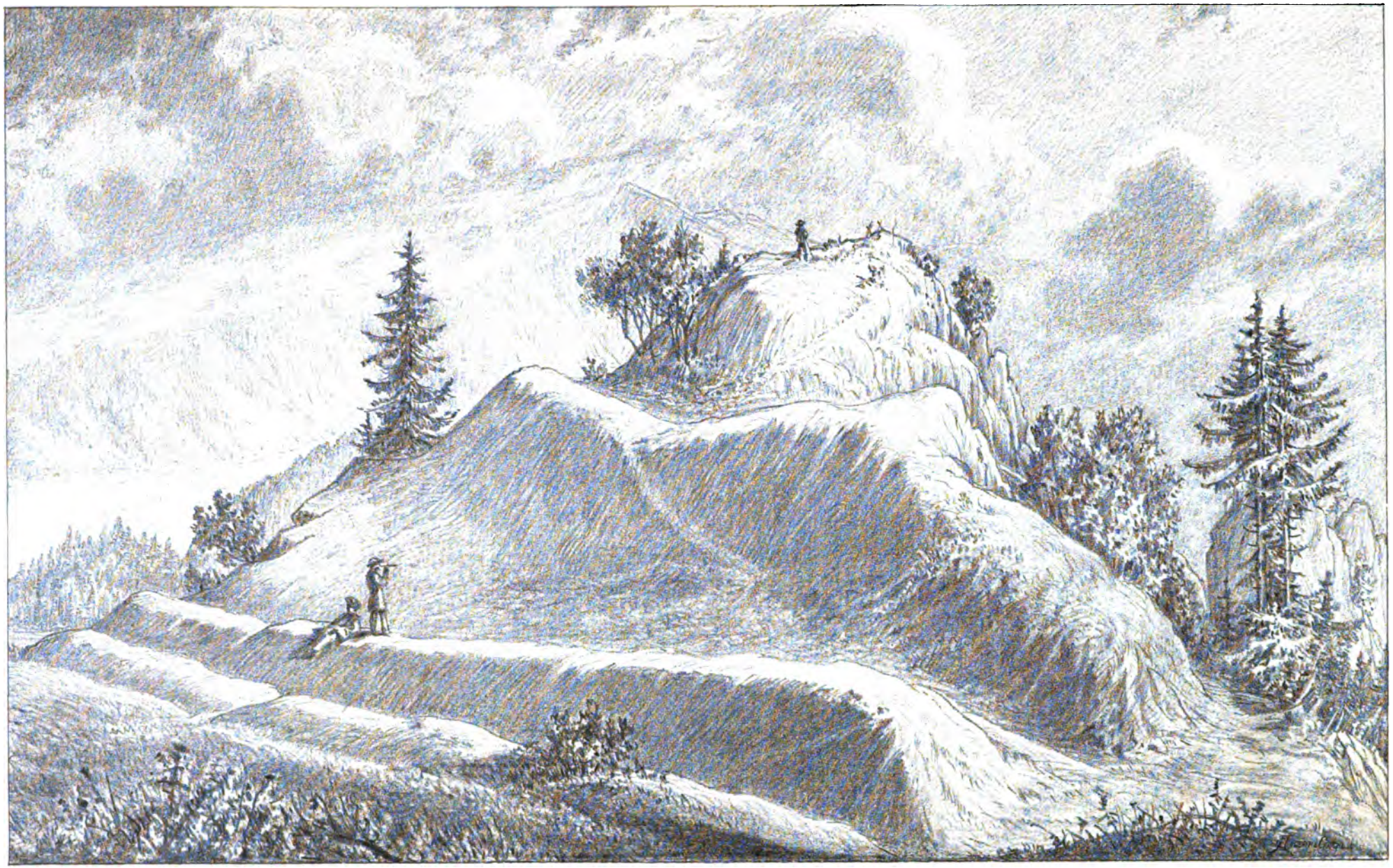
sprachen die Herren

Prof. Dr. Woldřich über seine diesjährigen prähistorischen Forschungen im südlichen Böhmen und über den Fund von Krendorf;

Hofrath Prof. Dr. langer über die Form und Lageverhältnisse des Ohres und

Dr. Wankel über prähistorische Resection des Hinterhauptes an einem alten Gräberschädel.

Dr. Much.



Der Götschenberg bei Bischofshofen.

(Nach einer Aufnahme von Prof. E. Richter in Salzburg.)

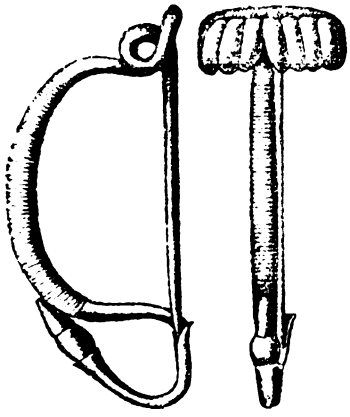


Fig. 1. Fig. 1 a.

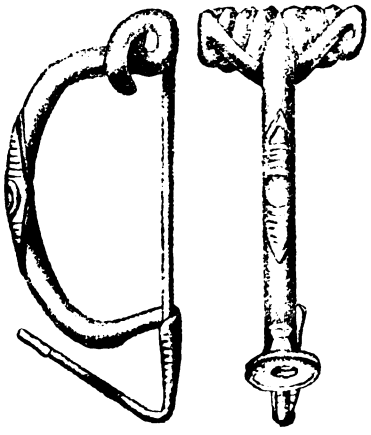


Fig. 2. Fig. 2 a.

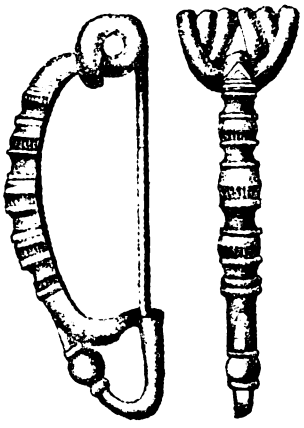


Fig. 3. Fig. 3 a.

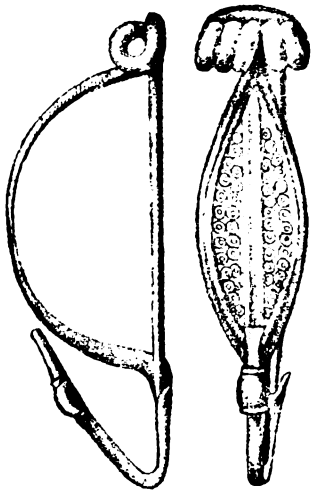


Fig. 4. Fig. 4 a.

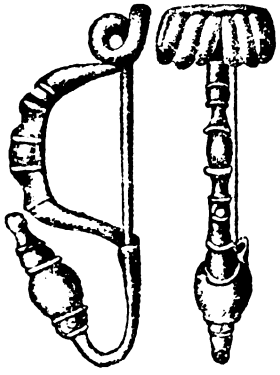


Fig. 5. Fig. 5 a.

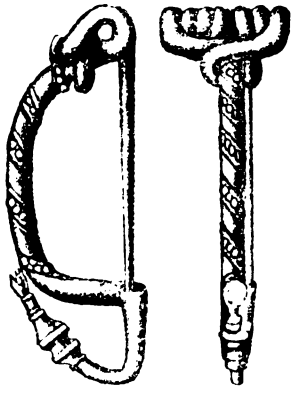


Fig. 6. Fig. 6 a.

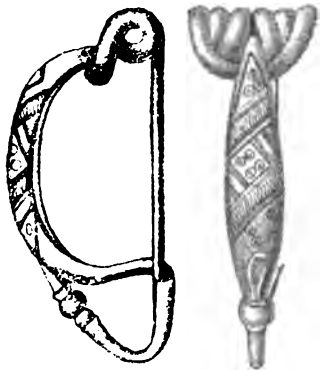


Fig. 7. Fig. 7 a.

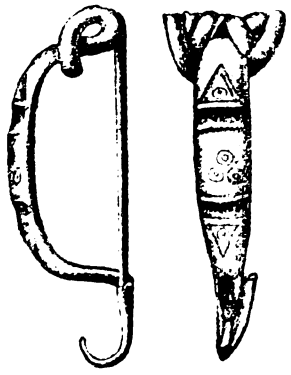


Fig. 8. Fig. 8 a.

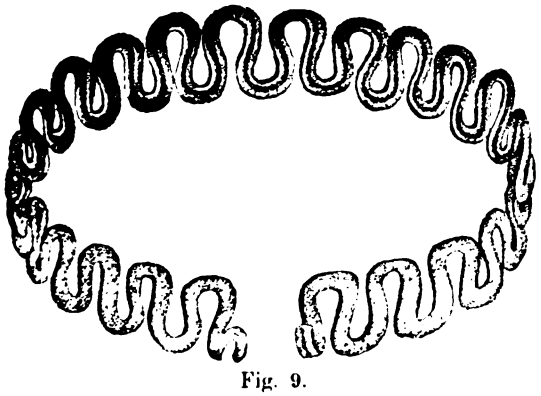


Fig. 9.

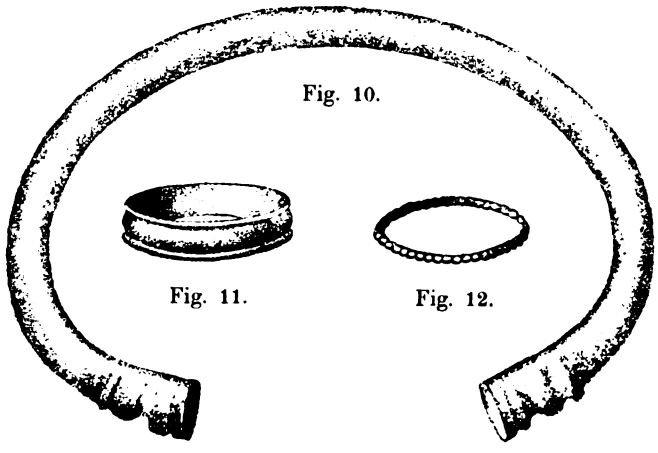


Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Alles in natürlicher Grösse.

Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft. XII. Band.

Fig. 1.

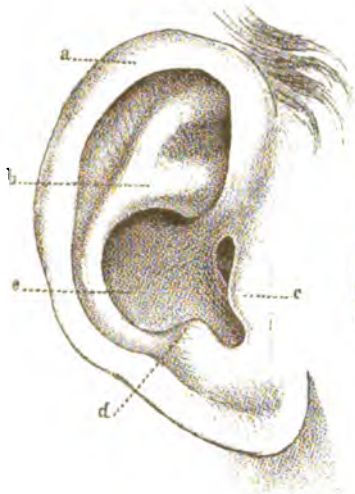


Fig. 2.

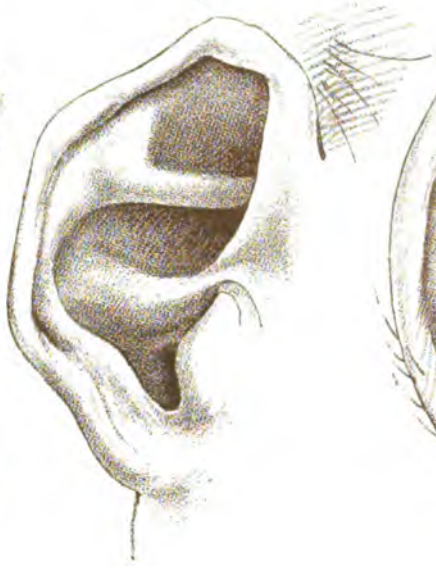


Fig. 3.

Fig. 4.

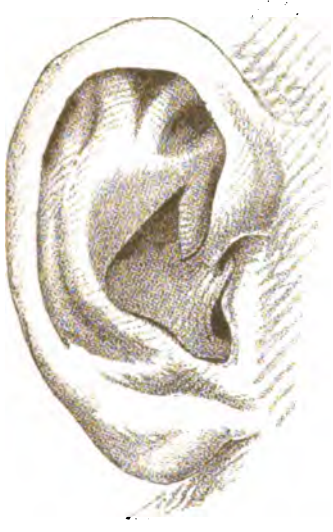


Fig. 5

Fig. 6

Dr. Heinrich Wankel: Ueber einen prähistorischen Schädel.